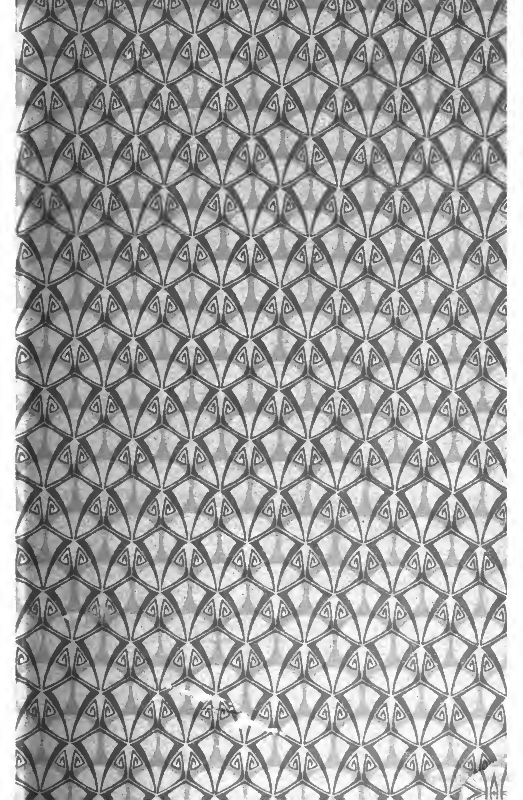








	Geheftet
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen.	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
—„— **Unwiederbringlich.** Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung. Roman.	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage.	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 13. Aufl.	M. 3.50
—„— **Der König der Bernina.** Roman. 14. Aufl.	M. 3.50
—„— **Felix Notvest.** Roman. 7. Auflage.	M. 3.50
—„— **Joggeli.** Die Geschichte einer Jugend. 6. Auflage.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	M. 3.50
—„— **Marthas Briefe an Maria.** 2. Auflage.	M. 1.—
—„— **Meraner Novellen.** 10. Auflage.	M. 3.50
—„— **Novellen vom Gardasee.** 3. Auflage.	M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— **Ein alter Streit.** Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— **Der Gewaltigste.** Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Auflage.	M. 2.50
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 2. Auflage.	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. Roman. 9. Auflage.	M. 4.—
—„— **Arme Mädchen.** Roman. 8. Auflage.	M. 4.—
—„— **Spitzen.** Roman. 7. Auflage.	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50

	Geheftet
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman. 2. Aufl.	M. 8.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen.	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl.	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl.	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4 —
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck.)	M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage.	M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch.	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Historischer Roman.	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe.	M. 4.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe.	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe.	M. 4.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe.	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe.	M. 4.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman.	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 7. Aufl.	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	M. 2.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Montblanc. Roman. 5. Auflage.	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage.	M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman. 5. Auflage.	M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 66. Aufl.	M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 24. Auflage.	M. 3.50
—„— Der Katzensteg. Roman. 51. Auflage.	M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 27. Aufl.	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 25. Auflage.	M. 2 —
—„— Es war. Roman. 33. Auflage.	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl.	M. 3.—

	Geheftet
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—„— Meister Amor. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. Roman. 5. Auflage.	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage.	M. 3.50
—„— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage.	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 6. Auflage.	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage.	M. 3.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage.	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Franz. Roman. 3. Auflage.	M. 3.50
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Auflage.	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 12. Auflage.	M. 4.—
Worms, Karl, Du bist mein. Zeitroman.	M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman.	M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen.	M. 3.—



Villa Maria

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Dritte Auflage



Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Paul und Anna Heyse

in alter Freundschaft

zugeeignet

Erstes Buch

„Du aber läßt dich nicht äffen und nicht foppen, heilige Natur! Du geheimnisvolle, dich nie ganz enthüllende, doch auch nie ganz verhüllte Mutter alles Lebens, die du nichts ohne tiefe Absicht tust; die du dich spaltend von dir selber trenntest, als du Mann und Weib wurdest, damit aus der ewigen Ungleichheit die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hervorginge, und aus dieser das immer höhere, reichere Geschöpf: du lächelst, wenn die ewig Ungleichen danach trachten, sich gleich zu machen. Du gibst sie nicht aus der Hand; mit dem leisen Druck der formenden Finger machst du sie immer neu verschieden. Und die unhörbare, doch geahnte Stimme deines Willens sagt: So soll es sein!"

Richard Karnatz stand an der Brüstung und las diese Zeilen seines Lieblingsdenkers; es war ein kleines Buch, das er seit Wochen in der Tasche hatte. War ihm so ein Buch ans Herz gewachsen, so trug er es gern mit sich herum, schlug es am liebsten im Freien auf, wo ihn Luft, Sonne, irgend ein schöner Anblick in höhere Stimmung versetzte. Da schienen die gedruckten Zeilen ihm mehr zu sagen; oder er horchte

seiner, gleichsam mit seinem Musikantenohr: stimmen sie auch zu der Welt rundum? halten sie sich in der Natur? — Was er da eben las, das schien sich zu halten; er nickte. Er stand auf der Lombardsbrücke in Hamburg, zwischen Binnenalster und Außenalster; die Nachmittagsonne eines schönen, nicht zu warmen Junitages ging ihm so recht ins Mark hinein, weiche Wasserluft kühlte ihm die Stirn. Die Schönheit dieses Platzes fühlte er mit dem ganzen Menschen: rechts die großstädtische Herrlichkeit an der Binnenalster, links das halb ländliche Paradies, ringsum die große Wasserfläche der Außenalster, Parkanlagen, Villen, Gärten, zwischen denen die kleinen Dampfer rauchten, die Segeljachten leuchteten, die Ruderboote wie Wasserkäfer schwirrten. Auch Blütendüfte zogen umher, schwebten von überall heran. Die Welt war so heiter; soweit Karnatz sah, schienen nur glückliche Menschen zu wohnen, die ein ewiges Fest erlebten. So schön ist Hamburg wohl nur im Mai und im Juni; auch ist der Mensch dort vielleicht nur um diese Zeit so festlich gestimmt. Richard Karnatz empfand es stark; seine Augen gingen vom Buch ins Weite, sogen sich voll und kehrten dann mit doppelter Feiertagsandacht zu dem weisen Mann zurück.

„Die du dich spaltend von dir selber trenntest, als du M a n n und W e i b wurdest, damit aus der ewigen Ungleichheit —"

Er vertiefte sich in diesen Satz; auf einmal war er dann aber drüben bei den Ufergärten von Uhlenhorst, wo in der „Villa Maria" die Maria wohnte,

die sich gegen diese ewige Ungleichheit so ungebärdig auflehnte. Ihm war, als säh' er ihre schwarzen Augen blitzen; dummes Mädel du! dachte er. Auf seinen Denker da gestützt, suchte er gleichsam auf sie herabzulächeln; — lange dauerte es freilich nicht. Es kam dann wieder der Seufzer des Schwächeren, wie gewöhnlich, wenn er an sie dachte. „Wenn die ewig Ungleichen danach trachten, sich gleich zu machen ..." Er sagte ihr das im Geist ins Gesicht; er sah dann ihre Augen funkeln, ihre feine Nüstern zittern, ihre Oberlippe sich heben — und das ganze, stolze, wilde, liebe, reizende Gesicht. Wenn die breiten Wangen erglühten, sie ihm ihr „Meister Unverstand" ins Gesicht warf, die schöne Kraftgestalt sich hoch aufrichtete ... Ach, und er, wo blieb er dann? Was war er? Ein Mißgriff der Natur — kräftig auch, o ja — starke Arme — er ließ ihre Muskeln spielen, er befühlte sie; er tat's gern und oft — aber doch verkrüppelt, einen Höcker auf dem Rücken, wie der alte Fabeldichter Äsop. Eine Gestalt, die nicht gern ihren Schatten sah. Ein ewig verliebter Musikant, ewig ohne Gegenliebe ...

Und vorlesen tu' ich ihr das doch! dachte er trotzig; feig war er nicht. Das soll diese Marie Merker nicht erleben, daß ihr „Meister" vor seiner Schülerin kleinlaut wird! den Mund nicht mehr auftut! Ha, so großmächtig sie sich anstellt, sie hat doch Respekt vor mir! — Er sah übers Wasser nach Uhlenhorst, wo die Villa Maria lag; die Sehnsucht ging ihm wieder durch alle Glieder. Von Sankt Georg, Jakobi

und Petri schlug's vier. Für den Abend war er zur Schwester geladen, die zur ebenen Erde wohnte; wenn er aber jetzt schon hinging', in den ersten Stock hinauf? Zu sehen, was Maria seit gestern gebosselt hatte? Ihr das von der Ungleichheit vorzulesen und mit ihr zu streiten? Wenn sie sich ereiferte, wenn sie ihn „heruntermachte", war sie doch am schönsten, am gewaltigsten; er ärgerte sich und ihm lief doch das Glück über die Haut. Und dann kam wohl auch die Zeit, wo sie wieder wild lustig wurde, ihn den „süßen Meister Karnatz" nannte, ihm in die buschigen Haare fuhr ...

Er hielt das Stillstehen nicht mehr aus. Das Buch versank in die Tasche. „Muß ja doch spazieren gehen!" sprach er vor sich hin; mit diesem Vorwand lockte er sich jeden guten Tag hinaus. Er wanderte auch gern — seit er die Villa Maria kannte. Er freute sich dann seiner kräftigen Beine, ging mit großen Schritten, die ihm das Gefühl gaben, eine hohe Gestalt zu sein, ging so stolz und aufrecht, als hätte die Natur ihn untadelhaft gebaut. Am östlichen Ufer der Außenalster hin, durch Sankt Georg und Hohenfelde, zog er auch heut seine Straße wie ein junger Bursch, der zur Liebsten geht, pfiff sich zuweilen ein Lied, bedachte, was er ihr sagen wollte, sagte ihr mit stillem Genuß derbe, grobe Sachen. War doch ihre Freundschaft auf Grobheit gestellt, auf „blutige Aufrichtigkeit". Ach, und wußte sie nicht, wie gut er ihr war, wie weich er unter der Schale war, wie er an ihr hing?

Der Weg ist weit, es dauerte lang, bis er zur Villa Maria kam und das hellgraue Haus zwischen den hohen Bäumen hervorleuchtete. Es war ein schlichter, fast zu schlichter Bau, wie so viele unter den Hamburger Villen; schön lag er aber in seinem großen Garten versteckt, der sich nach beiden Seiten dehnte, gegen die Straße und aufs Wasser zu. Unter den mächtigen alten Kastanienbäumen nachtete es wie schwarzer Schatten; das helle, heitere Grün der hohen Akazien, mit dem edlen Blau des Himmels fein zusammengestimmt, war über und über mit den rötlich weißen Blütentrauben behängt, deren süßer Duft umherstrich. Goldamseln, Stare und Finken sangen. Richard Karnatz pfiff ihnen ihre Liedchen nach, während er unter den Laubkronen auf die geliebte Villa Maria zuschritt. Ihm gefiel sie so wie sie war, mit allem; die grünen Fensterläden, die einfach weißen viereckigen Pfeiler, die den großen Balkon trugen, die breite, schmucklose Tür darunter. Von innen glänzte, vornehm verborgen (er liebte dieses Wort: „vornehm", er sprach es mit besonderem Genuß), allerlei kernhaft Schönes, goldene Renaissancerahmen um Familien- und Landschaftsbilder, Marmorkopien nach edlen Antiken, Rosen und Jasmin in prächtigen Gefäßen. Innen war die Fülle, die Gediegenheit, nach den neuen Anregungen, die aus der Hamburger „Kunsthalle" kamen, mit Geschmack ausgebreitet. Kurz, die Villa der Villen! dachte der hoffnungslos verliebte Karnatz. Er ging durch die offene Tür und an der unteren Wohnung vorbei, in der Frau Adele hauste, die breite Treppe hinauf.

Als aber Frieda, Marias Hausmädchen, ihm geöffnet hatte und er zur Bildhauerwerkstatt kam, wo Maria arbeitete, verging ihm alle Heiterkeit. In der Werkstatt schrie eine wilde Stimme unverständliche Worte; er glaubte die Stimme zu erkennen und dann wieder nicht. Er zauderte, öffnete und trat ein. Maria Merker, in ihrem weißgrauen Arbeitskittel, saß auf einem Schemel, die Ellbogen aufgestützt, die Hände in die dunklen Haare vergraben; die glimmenden Kohlen ihrer großen Augen starrten in die Luft. Die Lippen bewegten sich noch; das laute Wüten hatte aufgehört. Am Boden, mitten in dem großen Raum, lag eine zertrümmerte Figur, die Stücke eines Tonmodells.

* * *

„Jesus, Maria und Joseph!" sagte Karnatz; diesen katholischen Ausruf hatte er, der norddeutsche Protestant, sich auf seinen tirolischen Reisen angewöhnt. „Was haben Sie denn da gemacht?"

Maria antwortete nicht, sie drückte die Zähne zusammen, daß man's hören konnte. Sie atmete laut.

„Aber — Maria!" stammelte Karnatz. Er erkannte die Figur am Boden; er kannte hier ja alles. Es war Marias letzte, hoffnungsvolle Arbeit, an der sie mit all ihrer Leidenschaftlichkeit, mit rasender Lust gearbeitet hatte. In vier, fünf Stücken lag sie nun da. — „Was ist denn geschehen?"

Er heftete die grünlichen Augen auf die Stücke, auf eins nach dem andern; dabei machte er wohl in

seinem Kummer ein geistverlassenes, dummes Gesicht. Denn Maria lachte plötzlich auf.

„Ja, die Puppe da!“ stieß sie dann heraus; ihre schöne Altstimme war fast heiser geworden. „Die ist wohl so von selber hingefallen. Meinen Sie nicht auch?“

„Pfui Teufel,“ murmelte Karnatz jetzt. „Was machen Sie für Sachen. Manchmal sind Sie wirklich toll!“

Sie antwortete nicht.

„Also weil Ihnen die Figur —“

Er mochte nicht weitersprechen. Er bückte sich und nahm eins der Stücke vom Boden auf; es war ein weibliches Gewand, unter dem ein Fuß hervorblickte. Mittendurch ging noch ein Riß. Mit schmerzlichem Achselzucken legte er's wieder hin. Der Kopf der Figur, der daneben lag, sah ihn aber gar so beweglich an; er kniete nieder, faßte ihn mit beiden Händen und betrachtete ihn eine Weile ganz still. Es war ein sehr schön gearbeiteter Kopf, so weit er es verstand; die Stirn kühn gewölbt, das Haar üppig, reich, aber mehr nur angedeutet, zu „genial“ oberflächlich; das etwas finstere Gesicht voll Leben, wie ihm deuchte. Es war Marias vollippiger Mund, auch ihre sanftgebogene Nase, ihre Augenhöhlung. Es war v i e l von ihr ... Er seufzte laut.

„Was sind Sie für ein Kind!“ stieß er dann zwischen den Zähnen hervor.

„Ach, was verstehen S i e davon,“ gab sie zur Antwort. Es legten sich aber ein paar Tränenschleier über ihre dunklen Augen.

„Fünfundzwanzig Jahre alt," fuhr er in seinem schmerzvollen Ingrimm fort, „und noch so ein Kind!"

Sie saß still und schwieg.

„Weil Ihnen die Figur heut nicht gefällt, schmeißen Sie sie hin! Vorgestern gefiel sie Ihnen; da fingen Sie vor Vergnügen an zu singen ... Was sagen Sie?"

Maria Merker hatte etwas gemurmelt, das er nicht verstand.

„Vorgestern war ich — dumm, verrückt," antwortete sie.

„Meinen Sie? Ich glaub', heut! — Ich bin nur Musikant, wollen Sie wohl sagen. Ja, ich bin nur Musikant; aber so viel versteh' ich doch von der Bildhauerkunst —"

„Nein, Sie verstehen nichts davon!" unterbrach sie ihn. „Ich bin nichts. Ich kann nichts. Weil ich ein eitler Esel war, wie so viele andere, darum hab' ich an mich geglaubt! Manchmal. Vorgestern. Öfter. Wenn mir irgend ein anderer Esel etwas Schönes sagte, hab' ich gedacht: aha! es wird! — Nein, es wird nicht. Guter Wille! Lächerlich! Guter Wille kann keinen kleinen Finger machen — geschweige so 'ne ganze Figur. — Darum liegt sie da!"

Mit einer großartigen tragischen Kopfbewegung, die den armen Karnatz in all seinem betäubenden Kummer entzückte, wies sie auf die Trümmer hin.

„Hm!" murmelte er nach einer tiefen Stille.

„Ja," murmelte sie.

Plötzlich sprang sie auf, nachdem sie wie ver-

steinert dagesessen hatte. „Eine G a n s war ich!" rief sie mit der wilden, verächtlich wütenden Stimme, die er vorhin von draußen gehört hatte. „Wozu hab' ich nun all die Monate in Rom und München gesessen, gelernt? Ich hatt's ja nicht nötig. Hahaha! ‚Sie haben's ja nicht nötig,' sagte mir damals dieses Tier, der Behrends — der richtige Hamburger Rechenknecht und Austernesser — ‚haben ja Geld genug auf der Bank!' Ich bildete mir aber ein, Marie Merker ist ein Genie, ein Praxiteles. Und S i e, Meister Unverstand, der Sie alle sieben Wunder von mir glauben, Sie legten mir segnend Ihre Hand auf den Kopf: ‚Kind, du hast Talent! Nur zu!' — Ach, Sie dummer Kerl. Sie waren ebenso dumm wie ich!"

Karnatz war wieder aufgestanden, er senkte jetzt seinen großen Kopf, so daß der Höcker sich hob. „Dümmer," antwortete er kleinlaut.

„Meinetwegen dümmer. — Aus diesem Atelier mach' ich ein Näh- und Bügelzimmer. Ich hab' mich hier halbtot gehärmt. Und dann wieder dies gräßliche Glauben und Hoffen; aber nun ist's aus! Gehofft wird nicht mehr. Und wer mir noch sagt, daß ich Talent hab', den erschlag' ich, Karnatz. Gott sei Dank, nun ist's aus!"

Sie hob beide Arme, sie dehnte die Brust wie befreit. Dann stieg aber doch ein langer Seufzer hervor; der hatte wohl schon lange herausgewollt. Es kam wieder etwas Plötzliches, wie so oft an ihr: sie warf die Arme vor sich hin und die ganze Gestalt auf die Erde.

Karnatz fuhr erschrocken zusammen; sie hatte ihn nervös gemacht. In dem leinenen Kittel lag sie unförmlich da; von der schönen Gestalt, die er so neidlos liebte, war nichts zu sehen. Er schaute grimmig stirnrunzelnd hin: so gefiel sie ihm nicht. Wie wenn es nur darum wäre, kniete er neben ihr nieder und schob einen Arm unter sie. „Ach was," brummte er, seinen Gram unterdrückend, „seien Sie doch kein Kind. Ich mag Sie nicht so liegen sehn. Sie, sonst das tapferste Mädel, das ich —"

Er nahm sie mit beiden Armen und richtete sie halb empor; dann stand er auf und erhob sie mit.

„Ah!" sagte sie verwundert, ihn mit den feuchten, halbgeschlossenen Augen betrachtend. „Meister! Sind Sie stark!"

„Bin ich auch," erwiderte er so schlicht wie möglich; es klang aber doch der heimlich tröstende Stolz hindurch. „Wenn man solche Arme hat. Sehn Sie ..."

Er ließ die Muskeln seines rechten Oberarms spielen. Sie warf einen verlorenen Blick darauf. Es war ihm dann, als lächelte sie. In demselben Augenblick sank ihm der Arm an den Leib. Er zuckte mit den Schulterblättern und schämte sich.

„Wozu reden wir von *mir*," sagte er in wegwerfendem Ton und ging zu dem Harmonium, das nicht weit vom großen Fenster stand, auf dem er sie spielen gelehrt hatte. „Setzen Sie sich; ich will Sie ein bißchen trösten."

Er setzte sich ans Harmonium und fing an zu spielen, mit düster ernstem Gesicht. Das Schönste und

Erhabenste, das ihm in die arme Seele fiel, hauchte und stürmte er in die Tasten hinein, verschiedene Melodien und Stimmungen verbindend, wie's ihm eben kam. Es war fast wie wirklicher Orgelklang. Maria saß auf einem Stuhl, weit von ihm in der Ecke. Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt und rührte sich nicht. Einmal seufzte sie. Dann zog sie finster die starken schwarzen Brauen zusammen. Endlich kam etwas Weiches, schmerzlich Lächelndes, Gutes in ihr ausdrucksvolles Gesicht.

Als er endete, ging sie zu ihm. Er hörte ihre leisen, sanften Schritte; an denen erkannte er schon, daß er ihr ins Herz hineingespielt hatte, und saß in heimlicher Freude still. Was er gehofft hatte, geschah auch: da lag ihre Hand auf seinem Haar. Die Finger begannen damit zu spielen. Sie nahmen einen tüchtigen Büschel, zupften und durchwühlten ihn. Karnatz saß regungslos. Das war sein Höchstes, das Glück seiner Liebe.

„Ach, du alter —!" sagte sie und schüttelte seinen geduldigen Kopf. Sie sagte wieder du. Das kam so von Zeit zu Zeit zwischen ihnen; von ihm zu ihr, oder von ihr zu ihm. Es war das Meister- und Schüler-Du. „Also du dachtest dir, du könnt'st mich trösten."

„Man versucht es, Kind!"

Sie fuhr ihm langsam mit der Hand über den Kopf. „Bist doch ein lächerlich guter Mensch. — Und so schön wie eben — hast du vielleicht noch nie gespielt."

Er zuckte vor Glück. — „Mein Gott, man tut, was man kann," sagte er dann so trocken, wie er's irgend aus der Kehle brachte.

„Auf dem Harmonium spielt kein Mensch wie Sie!"

Jetzt hielt er sich nicht mehr zurück. Er hob den Kopf, wandte das Gesicht zu ihr; eine wahnsinnige Freude des Stolzes flammte aus seinen aufgerissenen Augen. „Ja, ja, das ist *mein Instrument!*" entgegnete er mit einem unwillkürlichen Pathos, über das er dann errötete. „Ich bin — — ich bin der Hausorgelmann. Das ist nicht viel; aber doch etwas! — Und dann hab' ich dich doch ein bißchen aufgerichtet, scheint mir ... Worüber lächelst du so?"

„Nicht über *Sie*; seien Sie ruhig. Mich freute nur, was Sie eben für ein Feuer in den Augen hatten. So ein großartiger, kühner Blick —"

„Meinst du?"

„Da sah ich erst, was für schöne Augen Sie haben. — Ach, was hilft das alles! Da liegt sie. Es war meine schönste Hoffnung, Meister. Sie können die Hausorgel wie kein anderer spielen; ich kann nichts. O pfui!"

Mit einer verächtlichen Gebärde an sich herunter sank sie auf einen Stuhl neben dem Harmonium.

„Kind," fing er nach einer Weile an, die eine Hand vor Mitgefühl mit der anderen reibend, „es ist viel Teufelszeug in der Welt! Wem geht's denn so, wie er will? — Da bin *ich* zum Beispiel. Von dem ‚Verdruß' zwischen meinen Schultern will ich gar

nicht reden; aber — das Harmonium. Was hab' ich mir da zusammengeträumt! Es sollte eine Harmonium-Ära kommen; durch Richard Karnatz. Aus dem ‚Surrogat‘, für das man diese Hausorgel immer noch ansieht, weil's man nicht besser versteht, sollte eine eigene Gattung werden, ein neues, persönliches Ding für sich! Nicht Klavier, nicht Orgel — eine besondere Harmoniumtechnik, weißt du — koloristische Stimmungen, wie kein anderes Instrument sie hat — elementare Sachen — Seelengeheimnisse, allermodernste — das steckt alles drin! Und das weiß kein Mensch so wie ich! Aber — ja, da sitz' ich nun. Hab' ich's machen können? Bin wie ein Raffael ohne Hände. Ahnungen, Gefühle — basta! Die eine Kleinigkeit fehlt, die man Erfindung nennt. Ich sag' dir, wenn man so vor den Tasten sitzt, einen sogenannten Gott im Busen, angeschwollen von Hochgefühl, kaum einen Meter weit vom Größenwahnsinn — und dann kommt's nicht, kommt's nicht ... Kind, ich hab' ja die ganze Hölle durchgemacht. Richard Karnatz, Klavier- und Harmoniumlehrer, drei Mark die Stunde — dabei ist's geblieben. Na, und man freut sich doch, daß man lebt! Das Leben ist ein Trauerspiel, aber vom Ober-Ober-Shakespeare gemacht!"

Maria sah ihn voll Mitleid an; ihre großen Augen lagen weich und gut auf ihm. „Ja, Sie haben auch Ihr Teil! — Und sind ein besonders tapferer Mann. — Ich bin auch nicht feig. Aber wieder umkehren, Karnatz, wenn man so viele Meilen

gegangen ist! Und verzichten, verzichten! Das ist das allergreulichste Wort!"

Karnatz spielte wieder. Er kam auf ein paar Gluckſche Motive, ganz besonders süße, die er mit einem majestätischen Bachschen Präludium verband. Das Mädchen hörte regungslos zu.

„Nun will ich Ihnen noch was sagen," nahm er dann das Wort, indem er die Hände gegen seine Schenkel stemmte. „Sie wollten auch zu viel! Mit der Figur da, mein' ich; da sollten ja all Ihre modernen — entschuldigen Sie — verrückten Ideen hinein! Sie wollten ja wohl das Weib der Zukunft darstellen —"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Alter, das Weib der Gegenwart — das aber weiß, was es werden will. Das seine Forderungen —"

„Ach ja, das seine Forderungen aufstellt — oder zu erkennen gibt — Sie haben mir's ja einmal erklärt. Darum dieses Herausfordernde, Finstere, Wilde ... Sie meinen, ich übertreibe? — Gut. Das hab' ich so an mir. Es ist nicht so wild. Es ist eigentlich ein liebes, vornehmes, großes — eigentlich so recht Ihr Gesicht! — Aber Himmeldonnerwetter, das kann man doch nicht alles in so ein Gesichterl hineinbringen, was Sie da auskneten wollten! Die ganze neue Frauenlehre: wir wollen euch gleich sein, ihr Männer, vor dem Gesetz, vor Gott, in der Liebe, in der Ehe, im Geist, in allem!"

„Ich hab's jedenfalls nicht gekonnt," sprach sie bitter scharf vor sich hin. „Ob's ein anderer kann

oder nicht — woher wollen Sie das wissen? — Wenn Sie aber glauben, daß ich diese ‚Ideen‘ nun aufgebe —“

Sie stand plötzlich aufrecht, mit ein paar ihrer raschen Bewegungen warf sie ihren Arbeitskittel ab und ließ ihn zu Boden fallen. „Das werf' ich weg!“ rief sie lauter. „Das rühr' ich nicht wieder an! Aber meine ‚verrückten Ideen‘, wie Sie sagen, die behalt' ich, Karnatz. Und wenn ich auch darin gescheitert bin, in der Kunst so groß zu werden wie die stolzen, aufgeblähten Männer — im Leben fühl' ich mich doch wie ihr! Dem Mann ebenbürtig! ihm gleich! gleich an Recht, an allem!“

„Gleich,“ wiederholte er, nur so murmelnd. Er zog sein Buch aus der Tasche, schlug nach kurzem Blättern die richtige Seite auf und begann mit seiner schneidigen, etwas scharfen Stimme zu lesen: „Du aber läßt dich nicht äffen und nicht foppen, heilige Natur!“ Er übersprang ein paar Zeilen: „Die du dich spaltend von dir selber trenntest, als du Mann und Weib wurdest, damit aus der ewigen Ungleichheit die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hervorginge, und aus dieser das immer höhere, reichere Geschöpf: du lächelst, wenn die ewig Ungleichen danach trachten—“

„Was ist das für ein Salbader?“ unterbrach sie ihn. Sie widerlegte ihn einfach auf Frauenart, indem sie herantrat, das Buch aus seiner Hand nahm und zu den Tonmodelltrümmern auf die Erde warf.

„Maria!“ begehrte er auf.

„Richard Karnatz!“ gab sie zurück.

„Finden Sie das witzig, Fräulein Merker? Finden Sie das vornehm?"

„Ach, gehn Sie mit Ihrem ewigen ‚vornehm'. Wenn so ein Buch Unsinn quasselt, werf' ich's auf den Fußboden; — und wenn Sie mir zu lange widersprechen, dann werf' ich Sie in die Alster; das ist die Vornehmheit der Demokratie. Ich bin Demokratin."

„Mit Villa, und Tresor auf der Bank —"

„Jawohl!"

Karnatz sah sie mit einem langen Seitenblick an; die kraftvoll schöne Gestalt dieser „Demokratin", nun nicht mehr durch den Kittel verdeckt, ließ, wie so oft, seine Augen nicht los. Ohne eigentlich groß zu sein — dem Meister war sie freilich über den Kopf gewachsen — erschien sie stattlicher, als sie war, weil alle Formen zur Fülle neigten. Es war aber die Fülle der Kraft, nicht der Weichlichkeit. Sie stand jetzt mit ihrem demokratischen Frauenstolz so herausfordernd reizend da. Und das edle, kühne Gesicht . . .

Er verglich es mit dem tönernen, das am Boden lag. Die Ähnlichkeit war doch groß. „Törichtes Mädel!" sagte er, indem er sich niederbückte, um sein Buch aufzuheben. „Sehen Sie, der Kopf da von Ihrer Gleichmacherin — der abgefallene — er erinnert mich so sehr an Maria Merker. Wollen Sie ihn nicht mehr?"

Sie verneinte mit einer großen, verächtlichen Gebärde.

„Darf ich ihn mir nehmen?"

„Wenn Ihnen das Spaß macht — immerzu! — Ja, ich weiß; sie ist mir ähnlich. Ich hab's auch gewollt. Denn der eigentliche Kopf dieser ‚Gleichmacherin', wie mein süßer Meister sie nennt, der sitzt ja auch hier, zwischen meinen Schultern! Und da bleibt er, Karnatz. Und wenn auch noch so viele Salbader von der ‚heiligen Natur' faseln, für die Gleichheit kämpf' ich! Nicht so wie meine Schwester Adele: Frauenvereine, Recht auf Arbeit, Erwerbszweige; das langweilt sie ja selber schon, sie mag nicht mehr mittun. Auch nicht wie ihre neue Freundin, die Luise Mangold, die edle, die so für die andern lebt, daß sich ihr Ich wohl bald auflösen wird. Nein, für mich selber, Karnatz! Mein Ich gegen euer Ich! Es soll leben, hurra, es soll sich ausleben, so frei, so ganz, so hoch wie eure, ihr verwöhnten ‚Herren' —"

„Nun ja doch; ich sag' ja nichts —"

„Es soll sein Recht in der Welt vertreten und behaupten! Und wo ihm die Buchstaben eurer mannstollen Gesetze im Weg sind, soll es sie bekämpfen! Und Gott soll eines Tages sagen, wenn ich auf dem Schragen lieg': an dieser Maria Merker, mit all ihren Fehlern, hatt' ich meine Freude, die war ein ganzer, wirklicher Mensch!"

* * *

Die Tür zu den Wohnzimmern ging auf und Marias Schwester Adele trat ein. Seit der Mutter Tod, nach der die Villa getauft war, bewohnten die

Schwestern das Haus gemeinsam; der Garten blieb ungeteilt, Adele nahm das „Unterhaus", zu ebener Erde, Maria das „Oberhaus". Vor zwei Jahren von ihrem Mann geschieden, hatte Frau Adele Weber sich mit ihrer Tante Ina zusammengetan, die für beide Stockwerke die Küche führte; Maria hatte aber oben ihr Reich für sich. Keine Unfreiheit! Das war ihr alles. Für und mit sich selber leben, wie „ein ganzer, wirklicher Mensch"!

Frau Adele kam mit ihrem gemütlichen Lächeln in die Tür; „sie *kämpft* wohl wieder!" sagte sie, noch eh sie Karnatz mit einem Kopfnicken grüßte. „Ich hab's schon im zweiten Zimmer gehört; sie hat so 'ne Kraftstimme. — Aber 'ne *schöne* Stimme; ich hörte ordentlich mit Andacht zu!"

Auf Adelens Gesicht erschien ihr sanfter, etwas elegischer Humor, der, den sie so für *gewöhnlich* hatte; der sogenannte „*große* Humor" kam nur bei großen Momenten. Ihre angenehm schlanke Gestalt trat langsam näher; die grauen Augen lächelten mit, beinah mütterlich. „Was hat's denn gegeben?" fragte sie.

Es waren sehr verschiedene Schwestern, so sehr sie sich liebten; man sah es auf den ersten Blick. Neben der schwarzäugigen, leidenschaftlichen Maria nahm sich die andere fast phlegmatisch aus, mit dem zarten, dunkelblond umrahmten Gesicht, dem unentschiedenen Gang, der etwas schleppenden, aber wohltuenden Stimme.

„Was es gegeben hat?" erwiderte Karnatz. „Nur

die alte Geschichte. — Ach ja: Sie meinen die Trümmer da. 'ne kleine Entgleisung, Frau Adele. Der Schnellzug! Maria Merker ist aus den Schienen gesprungen. Sie will nicht mehr bildhauern!"

„Sie kann nicht," versetzte Maria. — „Aber jetzt kein Wort davon; ich mag nichts mehr hören. Ich sag' dir das ein andermal, Dele!"

Frau Adele nickte, ganz leise die Schultern hebend; sie hatte wohl schon eine Weile erwartet, daß es so enden werde. „Ja, ja," sagte sie sanft, um die wunde Seele nicht zu reizen, „das erzählst du mir ein andermal. Ich kann's auch noch nicht —"

„Glauben," wollte sie sagen; aber das reizt sie wieder! dachte sie. „Also sonst die alte Geschichte?" sprach sie ohne Übergang weiter, um von diesem Unglück abzulenken. „O, das treibt sie jetzt ins Große, Karnatz. Ich muß ihr die gelehrtesten Bücher verschaffen; sie liest alles, was es gibt! Über die Stellung der Frauen im Altertum; über das Mutterrecht bei alten Völkern — wo die Kinder nur mit der Mutter verwandt waren, mit dem ganz nebensächlichen Vater nicht. Und wie bei den Spartanern die Frauen über die Männer herrschten; wahrhaftig, das ist so gewesen, Karnatz. Ja, und bei den Slawen! Die Russen! Da gibt es ja Sekten — man glaubt es nicht. Die Ducho — Ducho —"

„Duchoborzen," ergänzte Maria, die jetzt vor dem Harmonium saß.

„Ja, die haben eine Art weiblichen Papst, die sogenannte Gottesmutter; wahrhaftig. Und bei denen

sind alle Menschen gleich; nur vor der Gottesmutter müssen sie kuschen. Ich les' alles mit! Da ist zum Beispiel noch eine russische Sekte, die Purifikanten: da herrscht einfach das Weib! Durch die Männerherrschaft, sagen sie, ist nur Elend und Unfrieden in die Welt gekommen, das Frauenregiment wird den Segen bringen. Eine ist die ‚Oberherrin‘. Aber Herrinnen über die Männer, das sind sie alle. Und was denken Sie? In dem einen Buch, da steht's zu lesen: es gibt nirgends so viele brave Männer wie bei dieser Sekte! Keine Säufer, keine Raufbolde, keine —"

„Keine M ä n n e r!" fiel ihr Karnatz empört ins Wort, seine Ungestalt hoch aufrichtend. „Wenn das bei den S l a w e n ist — ich weiß es nicht — Sie sagen es — bei den Germanen wird das nie! nie! nie!"

Maria lächelte spöttisch: „Seien Sie ruhig, Meister. Das will auch niemand. Über meinen Mann oder Liebsten herrschen — ihn gar prügeln, wie bei diesen Leuten — pfui. Ich will nichts als: gleich und gleich! — Aber das auch wirklich!"

„Sie studiert ja sogar das neue Bürgerliche Gesetzbuch," nahm Adele wieder das Wort. „Das mußt' ich ihr kaufen! Und da hat sie gefunden, daß wir Frauen —"

„Viel freier geworden sind als früher," warf Karnatz kühn dazwischen; er hatte so etwas in der Kneipe gehört.

„Gar nicht!" rief Maria aus. Sie sprang auf

und trat zu einem Tisch, auf dem in wilder Unordnung Photographien, Bücher, Werkzeuge, Schokoladetafeln und Brotreste lagen. Sie nahm ein kleines, braun gebundenes Buch: „Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich". Wo sie ein Lesezeichen aus bunten amerikanischen Hölzchen eingelegt hatte, schlug sie auf, schlug mit der Hand auf das Papier und fing an zu lesen: „Wirkungen der Ehe im allgemeinen. § 1354. Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung."

„Hm! — Na ja!" brummte Karnatz.

„In allen! Verstehn Sie!"

„Verstehe —"

„Da steht aber noch was!" rief Adele. Mit ihrem drolligen Ernst setzte sie hinzu: „Sei gerecht!"

Maria las gleichgültig, halb verächtlich weiter: „‚Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechtes darstellt.' — Na, und wer entscheidet das? — ‚Darstellt.' Wie stellt sich das dar? Wohl erst vor Gericht? Wenn er und sie nicht einig sind, schleppen sie sich vors Gericht?"

„Es sollen da aber noch andere Sachen sein," warf Karnatz hin, „die den Frauen mehr Rechte geben. Die Frau kann den Mann vertreten, zum Beispiel ..."

Mehr wußte er nicht davon zu sagen; er hob deshalb nur die Hand und ließ die Finger sprechen.

„O ja!" rief Maria aus und schlug das Blatt um. „‚§ 1357! Die Frau ist berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises' — nur innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises! — ‚die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten.' Aber was steht gleich im nächsten Absatz? Ich hab's angestrichen. ‚Der Mann kann das Recht der Frau beschränken oder ausschließen.' Oder ausschließen! Verstehen Sie! — Und dann wieder ein kleines gnädiges Aber: ‚Stellt sich die Beschränkung oder die Ausschließung als Mißbrauch des Rechtes des Mannes dar, so kann sie auf Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht aufgehoben werden.' Also die gute kleine Frau, das unmündige Kind, wenn sie etwas erreichen will, muß sie vor Gericht! Liebes Vormundschaftsgericht, mein Mann tut mir was; bitte, steh mir bei! — Pfui, pfui, pfui Teufel!"

Sie warf das Buch auf den Tisch.

Adele lächelte still. Nach einer Weile nahm sie das Buch und blätterte; „sei gerecht!" sagte sie wie vorhin. „Bei dem ‚ehelichen Güterrecht', Seite 320, ist es nicht so schlimm; da haben die Frauen auch ihr Teil —"

Sie wollte vorlesen; Maria zog ihr aber das Buch aus der Hand; „‚§ 1363!'" begann sie mit lauter, anklagender Stimme. „‚Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen'!"

„Bitte, laß mir das Buch einen Augenblick." Adele nahm es und las vor: „‚§ 1365. Die Ver-

waltung und Nutznießung des Mannes erstreckt sich nicht auf das Vorbehaltsgut der Frau.'"

„Ja, ja!" entgegnete Maria mit geringschätzigem Auflachen. „Ihre Kleider und Schmucksachen!"

„Nein, Kind, doch noch mehr! Vorbehaltsgut ist auch — da steht es — was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt. Und dann, was sie sonst erwirbt: durch Vermächtnisse, Geschenke und so."

„Ja, ja, ja!" rief Maria. „Ich hab's ja gelesen. Die gnädigen Herren Männer, die Gesetzmacher; ein Almosen für die gute kleine Frau! Damit sie nicht gar zu viel schreit; denn wir schreien ja jetzt mehr als früher, wir machen den Herren Männern zu viel Lärm auf der Welt. Darum gibt man der Frau das Vorbehaltsgut: so, Kind, nun sei still! — Ach, du solltst dich schämen, Dele; mit deinem gemütlichen ‚Sei gerecht'. Du hast mit deinem Herrn Gemahl Not und Elend genug gehabt! Du kennst den Segen der Ehe! Und wenn ich dir nicht geholfen, dir nicht das Rückgrat gestärkt hätte — wo wärst du jetzt! Seine Sklavin! Seine —"

Sie brachte das Wort nicht heraus, das ihr auf der Lippe schwebte. Es widerte sie zu heftig an. Sie dachte an die Dirne, mit der dieser Mann ihre Schwester betrogen und ihr Vermögen vergeudet hatte. Und Adele hätt' es christlich ertragen, wie so viele „brave" Frauen — ohne Marias: „Mach dich frei!"

Sie ging durch das Zimmer, bis zur Tür.

Adele ging ihr nach. „Ich bin dir ja auch so

dankbar, mein Lieb," sagte sie mit dem beschwichtigenden Herzensklang ihrer etwas müden Stimme. „Darüber kann man ja gar nicht einiger sein. Überhaupt, wir leben ja nun wie im Paradies; freie Leute — herrlich! — mit dem hübschesten Garten, und mit den besten Hamburgern als Freunden; zum Beispiel dieser Richard Karnatz; — Gott, wie süß er lächelt. — Aber, Kind, da fällt mir ein —!"

Sie faßte die Schwester an beiden Schultern; ihre Augen baten stumm.

„Na?" fragte Maria. „Also was fällt dir ein?"

Adele blickte über die Schulter auf die Trümmer zurück, die am Boden lagen. „Du bist nun — nicht sehr vergnügt, natürlich. Bist wohl ungefähr wie die Juden, als sie an den Wassern von Babylon saßen; oder an den W e i d e n? — Aber nein, das tu' mir nicht an, daß du dich diesen Abend in die Einsamkeit zurückziehst! daß du wegbleibst von meinem ‚Zauberfest'!"

„Um Gottes willen!" sagte Maria und fuhr fast zusammen.

„Ach nein, Mieke, ich sag' nur so. Es ist ja gar kein Zauberfest. Ein bißchen Bengalisches, im Garten, am Wasser; und Petermännchen, und Raketen. Tante Ina, weißt du, schwärmt so für Raketen. Sonst nur Menschen — und gar nicht viele! Aber das Feinste, was man hat —"

Maria lächelte obenhin. „Deine Altruistin, Luise Mangold!"

„Die auch. Und Karnatz, und sein bester Klavierschüler, der interessante Wilfried Lembke, mit der

großen Zukunft. Er hat doch eine große Zukunft, Karnatz?"

„Na, wie wollt' er nicht!" sagte Karnatz und nickte.

„Den kenn' ich ja," warf Maria gleichgültig hin.

„Ja, Mieke, aber noch lang' nicht genug! Er verehrt dich heftig; — natürlich ohne Hoffnung, sei ruhig. Und dann taucht heut zum ersten Mal ein Massenmensch in der Villa Maria auf; das heißt, ein Mensch von großer Masse; Karnatz hat ihn gestern der Tante und mir ins Haus gebracht. Ein prachtvoller Riese; nein, wahrhaftig. Ein preußischer Junker und Gutsbesitzer, Herr von Gräbnitz. Kann Hufeisen zerbrechen und Pferde heben; nicht wahr, Karnatz?"

„Gesehn hab' ich's nicht," erwiderte Karnatz lächelnd. „Aber grausam stark, das ist er."

„Also der muß dich doch kennen lernen! Und Herr Wilfried Lembke will eine ganz besondere, poetische Sache machen; eine Überraschung. Also tu mir das nicht an! Ohne dich wär's nichts!"

Sie drückte die Schwester an sich, mit beinahe schüchterner Zärtlichkeit.

„Ohne mich wär's nichts!" wiederholte Maria spottend. „Das hast du gut gesagt, Dele. Ach Gott, was bin ich! — Aber ja, ja, ja, ich komme. Ich mach' mich schön. Ich will auch lachen. Laßt mich nur jetzt in Ruh'! Ich muß ein paar Stunden mit mir allein — — Adieu!"

Sie lief aus der Tür.

* * *

Es war einer der langen, lichten Junitage. Als Maria spät, als die letzte, zur Gesellschaft in den Garten kam, war noch heller Tag; der Abend spielte sein großes Farbenkonzert drüben über den Vororten Harvestehude und Eppendorf und in die Bucht herein, an der die Villa Maria lag. Die Segeljachten zogen heim, langsam, fast ohne Wind; Ruderboote tummelten sich noch, das feuchte Farbenspiel durchschneidend; hier und da hörte man Mädchenstimmengesang. Frau Adelens kleine Gesellschaft erging sich am Ufer, oder stand und plauderte; Wilfried Lembke, Karnatzens „bester Schüler", ein siebenundzwanzigjähriger Komponist mit braunen Locken, ruderte in einem der beiden Hausboote am Gestade hin, Fräulein Mangold steuerte. Die Luft war so düfteschwer, wie es im Norden selten ist. Schöne, goldene Heiterkeit war über Wasser und Land verstreut; auch alle Menschen sahen festlich aus, und wie wenn niemand wüßte, was Kummer ist. Nein, dachte Maria, die lange auf ihrem Bett gelegen und gegen die Decke gestarrt hatte, ich will's heute abend a u ch nicht wissen; niemand soll mir ansehen, daß ich Kummer habe! Sie ging in ihrem freien stolzen Gang auf das Wasser zu. Sie hatte ein „lachendes Kleid" angelegt und sich mit frischen Blumen geschmückt, „wie ein Opfertier", dachte sie. Adele kam ihr entgegen, ein großer Herr folgte ihr; vor Freude nahm sie Marias beide Hände und drückte sie.

„Ich komm' so spät," sagte Maria. „Weißt du —"

„Wenn du nur überhaupt kommst!" fiel ihr Adele

ins Wort. „Da bring' ich Herrn von Gräbnitz; er freut sich so, dich kennen zu lernen. Du, er ist wirklich ein Athlet, wie es scheint; oder wie sagt man bei einem gebildeten Herrn? Ein Herkules?"

Maria betrachtete den Herkules; es war eine große, breitschultrige, offenbar kraftstrotzende, aber doch noch elegante Gestalt. Den Aristokraten sah sie sogleich, an den Händen, den Fingernägeln, der Haltung. Der Kopf war eher klein als groß, das schwachblonde Haar militärisch geschnitten; die blauen Augen schienen ihr kalt, aber schön. Es ging aber etwas von ihnen aus, und es lag etwas um die blühend roten Lippen, das ihr auf der Stelle sagte: ein Eroberer! Und einer, der für die Herrschaft der Männer ist! — Sie fing an zu reden und dachte schon: den kann ich nicht leiden!

„Herr von Gräbnitz war auch Offizier," bemerkte Adele.

„So ein bißchen!" erwiderte er und lächelte. „Ich hatte mir das schöner gedacht! Es roch damals so nach Krieg. Ich dachte an große Taten, Orden, Blessuren, lange Heilung, Badekur, und bald General. Aber — es wurde ja nichts! Allgemeine Friedenssucht. Da erklärte ich mich zum Veteran und nahm meinen Abschied."

Adele lachte. „Veteran? Sie sind ja wohl noch furchtbar jung!"

„Achtundzwanzig, gnädige Frau."

„Also grade so alt wie ich!"

„Also noch furchtbar jung," sagte er galant.

„Dann zog ich mich auf meine Güter zurück, wie man sagt; das heißt, ich hab' eines, das nicht sehr groß ist, aber dafür auch nicht viel trägt. Das bewirtschaft' ich; das heißt, unser alter Inspektor bevatert mich. Meine Devise ist mehr: genieß noch dein Leben!"

Richard Karnatz war herangetreten; „ja, das ist ein gefährlicher Mensch," sagte er mit seinem harmlosesten Gesicht, doch ein eifersüchtiger, für Maria fürchtender Blick flog an ihr entlang. „Gefährlich für Nachtwächter und für Frauen; die Nachtwächter prügelt er — die Frauen prügelt er nicht."

Herr von Gräbnitz schüttelte den Kopf: „Ich bin nicht so schlimm! — Gefährlich bin ich nur den Musikinstrumenten; davon kann Herr Karnatz reden. Ich wollte auch noch Klavierspielen bei ihm lernen, im Winter; aber wo blieb das Klavier!"

„Und gelernt hat er nichts," bestätigte Karnatz; „das ist wahr, das kann ich Herrn von Gräbnitz schriftlich geben. Mir ist allmählich klar geworden, daß er zu wenig Hörzellen hat."

„Haben wir denn Hörzellen?" fragte Adele. „Was wir alles haben!"

„Ja, Frau Adele, und auf die kommt's an: ob man mehr und ob man feiner hört. Jetzt hat man gemessen, daß wir Menschen in der sogenannten Schnecke fünfzehntausendundfünfhundert solche Hörzellen haben; aber zum Beispiel das Kaninchen nur siebentausendundachthundert, also nur die Hälfte. Na, allerdings, von besonderen musikalischen

Leistungen des Kaninchens hat man auch noch nie gehört."

„Und was denken Sie?" sagte Gräbnitz, indem er Maria in die Augen blickte. „Dieser Karnatz glaubt, daß ich so viel Hörzellen wie ein Kaninchen habe!"

Die Gesellschaft lachte; sie hatte sich inzwischen stark vermehrt, auch Tante Ina, eine noch schlanke, blonde Matrone, war herangetreten, und Wilfried Lembke, der mit Fräulein Mangold gelandet war. Karnatz nickte ernsthaft, als mein' er's so. „Es hat sich jedenfalls herausgestellt," versicherte er dann, „daß die Musen nicht dabei waren, als Herr von Gräbnitz als Neugeborener in der Wiege lag und die Feen mit den üblichen Geschenken kamen. Aber Herkules, der ist dagewesen und hat ihm seine Keule oder so was in die Wiege gelegt."

„Ja," sagte Tante Ina kopfschüttelnd, „das hätt' ich nicht für möglich gehalten. Herr von Gräbnitz hat uns vorhin eine Probe —"

„Ach, zeigen Sie uns doch noch so was!" fiel Adele ein. „Meine Schwester muß sehn, wie stark Sie sind!"

Gräbnitz lächelte; nicht eitel, sondern eher wie ein frischer, unternehmender Junge. „Ich werde herumgereicht ... Na, das tut nichts." Er sah einen eisernen Gartensessel, der ein paar Schritte entfernt stand; von dem blickte er auf Maria. „Wenn das gnädige Fräulein sich vielleicht einmal niedersetzen möchten?"

„Wozu?" fragte Maria.

„Damit ich den Stuhl und Sie mit dem steifen Arm emporhebe; ich soll mich ja produzieren."

Er schaute sie sehr selbstgewiß an, wie ihr schien; wie wenn er als etwas Selbstverständliches dächte: das schwache Weib und der starke Mann! — Sie hatte ein feindliches Gefühl gegen diesen Menschen. Sie schüttelte schweigend den Kopf.

„Ah!" machte er und zog die schöngestreckten Brauen hoch, offenbar verwundert, wie sich ein Verwöhnter wundert. „Sie wollen nicht?"

„Das mag ich nicht," antwortete sie.

Gräbnitz verneigte sich stumm. Sein Blick irrte von ihr ab, Karnatz fiel ihm ins Auge. „Ah, Sie, Meister Karnatz — Sie haben mich eben zu den Kaninchen hinabgewürdigt. Zum Dank dafür will ich Sie in die Höhe heben. Bitte, setzen Sie sich auf diesen Stuhl!"

Er machte eine heitere, aber naiv gebieterische Gebärde; Karnatz gehorchte auch so unwillkürlich geschwind, als würde ihm der „Herkules" sonst alle Knochen zerbrechen. Sobald Karnatz saß, ließ Gräbnitz sich nieder; mit gebogenen Knieen kauernd faßte er ein Stuhlbein, streifte den ausgestreckten Arm, und erhob sich langsam. Der Stuhl und Karnatz (der sich an die Lehne klammerte) gingen mit in die Höhe. Gräbnitz verzog dabei keine Miene; nur ein paar Adern auf seiner Stirn schwollen an.

„Bravo, bravo!" rief Frau Adele. Einige andere riefen dann auch.

Gräbnitz ließ den Stuhl langsam wieder sinken. „Ein entsetzlicher Mensch!" sagte Karnatz, als er auf der Erde war, und stand eilig auf. Nun lachten alle; nur Maria nicht.

Gräbnitz sah sie an. Sie erwiderte seinen Blick. Ihr war, wie wenn seine kaltblauen Siegeraugen sagten: „Ah, du magst mich nicht! — Das tut nichts!" Dann stellte er den Stuhl aus dem Weg.

„Meine Herrschaften," begann Adele nach einer Weile, „ich hab' Ihnen etwas mitzuteilen, das Ihnen hoffentlich gefallen wird. Nachdem wir hier ‚Monsieur Herkules' gesehen haben, will uns ein edler Sänger aus dem alten Griechenland beehren, der von den Reizen der Außenalster gehört hat, und wie schön sich da an so 'nem Juniabend in die warme Nacht hineinleben läßt. Da steht ja auch schon der Dreiviertelmond und tut mit! Der edle Sänger will uns im Freien, wie wenn wir im alten Hellas wären, das Schönste aus der alten Ilias vortragen, ganz so wie damals, als Vater Homer noch lebte — der ja leider nie gelebt haben soll. Alle Tage begraben sie wieder einen; die Geschichtschreiber mein' ich. Na, was soll man machen! Jetzt kommt aber einer, der wirklich gelebt hat; oder eigentlich lebt er n o ch. Er bittet uns, auf den Platz da beim Haus zu kommen; da sind Stühle gestellt. Ich geh als Hausfrau voran!"

Sie führte und die andern folgten. Es war ein runder, von Zierbeeten und Bäumen umgebener Platz, wo sie halt machte; hier hatte zu der Mutter Zeiten zuweilen ein kleines Orchester gespielt, oder man hatte

sich mit Gesellschaftsspielen unterhalten, als die Töchter heranwuchsen. Die Gesellschaft nahm Platz, vom östlichen Mond und vom nordwestlichen Abendlicht sonderbar beleuchtet; romantisch genug für. das, was kommen sollte. Wilfried Lembke war nach seiner Landung unbemerkt verschwunden; jetzt trat er in dem Doppellicht aus dem Haus hervor, wie ein Grieche aus früher Zeit gekleidet, einen Kranz im Haar, eine altgriechische Leier am Arm. Vor Wochen oder Monaten hatte er in der Villa Maria mit den Damen und Karnatz gestritten, wie die Alten wohl ihre Heldengedichte vorgetragen hätten; mit seinem jugendlichen Musikantenfeuer, seiner grübelnden Künstlerphantasie hatte er sich darauf, zuerst heimlich, in das Problem hineingestürzt. Er wollte nun seine Meinung durch die Tat beweisen. In seinem träumerisch weichen Gang, durch die Aufgabe offenbar erregt — es stand ihm aber gut — trat er vor die kleine Versammlung hin und verneigte sich.

„Ach ja, das hab' ich vorhin vergessen!" nahm Adele schnell noch einmal das Wort. „Dieser fremde Mann aus Hellas will uns Hektors Abschied von seiner Andromache und von seinem kleinen Jungen vortragen. Ich bitte also — so sagt man ja wohl — um ein geneigtes Ohr!"

Wilfried begann auf der Leier zu spielen, indem er die Saiten mit einem elfenbeinernen Stäbchen anriß; es war etwas wie Melodie und auch wieder nicht. Nach tiefem Sichversenken hatte er seine Form gefunden, eine fremdartige, feierliche, aber nicht pa-

thetische Tonfolge, die auf etwas Gemütergreifendes vorbereitete. Dann kam der Gesang, denn ein Singen mußte man es nennen; dem Recitativo secco ähnlich, Wilfried hatte ihm aber etwas Fremdes, Altertümliches zu geben versucht. Mit seinem tiefen Tenor fing er an, die beiden ersten Verse ein wenig verändernd:

> Als nun das skäische Tor, die gewaltige Feste durchwandelnd,
> Hektor erreicht, wo hinaus sein Weg ihn führt' ins Gefilde,
> Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes
> Gegen ihn her ...

So immer mehr singend als sprechend, doch in einer schlichten Weise, die zu Herzen ging und fast so natürlich klang, als müsse es so sein, berichtete er das ahnungsvolle Gespräch der Gatten, und wie Hektor seinen Helm abnimmt, der den kleinen Astyanax erschreckt, wie er dann das Kind auf den Armen wiegt und mit Vaterhoffnungen und Gebeten segnet. Bis zu den Versen, in denen sie scheiden:

> Als er dieses gesagt, da erhob der strahlende Hektor
> Seinen umflatterten Helm; und es ging die liebende Gattin
> Heim, oft rückwärts gewandt und häufige Tränen vergießend.

Wilfried, der sonst wohl zu etwas eitlem Vortrag neigte, hatte sich mit einer Andacht, die ihn davon ganz befreite, in diese Aufgabe vertieft. Er war wirklich heraus aus sich, war ein althellenischer Sänger, der mit reinem Kunstgefühl und mit weicher, aber hochgetragener Seele ein großes Schicksal be-

sang, das vor dem Untergang noch einmal in süß herzlicher Schönheit aufblüht. Ihn veredelte dabei nicht bloß sein Gewand und der Kranz, auch diese Andacht verklärte ihn; mit den braunen Locken, dem jugendlichen Feuer der lichtbraunen Augen, den weichen, aber ausdrucksvollen Lippen, der feinknochigen, nervös lebendigen Gestalt war er fast schön zu nennen. Auch das glückliche Lächeln stand ihm gut, mit dem er am Schluß sich verneigte und dankte, als sich ein Beifallslärm erhob, wie er ihn wohl nicht erwartet hatte. Die Männer wie die Frauen hatten etwas erlebt, das sie noch nicht kannten, etwas einzig Schönes, hinreißend Unerwartetes. Zuerst saßen sie noch tiefverwundert still, dann brachen sie in stürmisches Klatschen und Bravorufen aus. Karnatz, den sonst der Neid wohl zuweilen packte, entlud sich in reinster Begeisterung. Am längsten aber klatschte Maria; sie war ganz entzückt. Sie hatte nicht für möglich gehalten, daß irgend etwas sie so ihrem Kummer entreißen und über ihr schmerzhaftes Ich erheben könnte. Zuletzt nickte sie dem Sänger noch zu, mit einem Gesicht voll Dankbarkeit.

Wilfried sah es, er mußte es sehn; seine Augen hatten übrigens die ganze Zeit mehr an ihr gehaftet als an all den andern. Von Freude strahlend, verneigte er sich gegen sie.

Frau Adele stand nun auf, um zu ihm zu treten; er bat sie aber rasch durch eine Gebärde, sich noch einmal zu setzen, und legte die Leier wieder im Arm zurecht. „Meine Damen und Herren!" sagte er, in-

dem die Stimme zuerst gegen die innere Erregung kämpfte. „Die verehrte Hausfrau hat Ihnen nicht alles gesagt, — sie hat nämlich nicht alles gewußt. Ich hätte noch ein kleines Lied zu singen; auch als alter Hellene, natürlich, und in althellenischem Versmaß; es handelt sich aber nicht mehr um Hektor und Andromache. In der Strophe meiner Kollegin Sappho, also in einer sapphischen Ode — Sie kennen ja alle die schöne ‚sapphische Ode‘ Ihres großen Hamburgers — möchte ich, so gut ich kann, diese Stätte preisen!"

Er präludierte und begann dann einige Strophen zu singen, die er leidlich kunstgerecht gedichtet und mit schöner Wärme vertont hatte, zur Ehre der Villa Maria, die hier an den Ufern der Alster ein kleines Paradies der Kunst, der Schönheit, der Anmut sei, dem wahren Sänger verehrungswert. Frohsinn und tiefer Ernst, Heiterkeit und Leidenschaft seien da wie Schwestern verbunden; der Magnet der Sehnsucht ziehe die Nachtigallen aus den Gebüschen und die Nixen ans Land. Wilfried hatte die sapphische Ode mit ganz besonderer Absicht gewählt: jede Strophe konnte so mit einem begeisterten „Villa Maria!" schließen.

Auch diesmal folgte großer Beifall, wie zu erwarten war. Diesmal nahm er ihn aber hin und dankte kaum; er suchte nur Marias Gesicht: was die dazu sage. Sie schien herzlich ergriffen, gerührt; die Kühle, mit der sie Wilfried sonst behandelt hatte, schien ganz weggeschmolzen. Beifall klatschte sie nicht. Als aber Adele zu ihm trat, um ihm zu danken, stand

sie auf einmal auch vor ihm und nahm seine rechte Hand. Er fühlte den warmen, weichen Druck der ihren und sah etwas in ihren Augen schimmern, das er noch nicht gesehen hatte. „Ich danke Ihnen!“ hauchte er.

* * *

Das „Zauberfest“ war zu Ende. Die Bowle war getrunken, das Feuerwerk am Wasser abgebrannt, die bunten Papierlampen im Garten waren erloschen und die Gäste fort. Tante Ina und Maria hatten sich zurückgezogen; Adele stand in ihrem Schlafzimmer, mit Luise Mangold, deren beide Hände sie hielt. „Nein, mein Herz,“ sagte sie mit leise seufzender Stimme, „ich lass' Sie nicht fort. Nach so 'nem schönen Abend — immer allein! Immer allein zu Bett. Seien Sie gut und bleiben Sie hier!“

Luise sah mit ihrem stillen, guten Lächeln auf Adelens zarte, schlanke, wohl etwas willenlose Gestalt; sie selbst war größer, kraftvoller, grobknochiger. „Liebe Adele, wenn Sie nicht gern allein sind — — eigentlich versteh' ich das nicht. Aber wenn Sie nicht gern allein sind, wozu haben Sie denn Tante Ina im Haus? Oder Ihre Schwester?“

Adele schüttelte den Kopf: „Die Tante ist nur 'ne Tante. Und Maria — mein liebster Mensch — aber die lebt für sich. Die würd' mich auch gleich meschugge nennen, wenn sie mich über dieser ‚Sentimentalität‘ ertappte. Aber Sie, Luise — wissen Sie — Sie sind so ein sonderbarer, unheimlich kom-

plizierter Mensch! Sie sind eigentlich wie von Granit, Sie wissen immer, was Sie wollen; aber wenn einer das G e g e n t e i l ist — wie i ch zum Beispiel — in den fühlen Sie sich so rührend hinein. Und Sie wollen dann mit, was der andre will. Erst seit ich Sie näher kennen lernte, weiß ich, daß es so was gibt!"

„Kompliziert?" entgegnete Luise. „Ach, das bin ich gar nicht —"

„Na, dann sind Sie's nicht; aber bitte, bleiben Sie hier! Sehen Sie, da nebenan ..."

Adele führte Luise zur Tür und öffnete sie; es war dort ein zweites Schlafzimmer, ebenso wie ihr eigenes englisch kahl, mit schneeweißen Möbeln. Mit einem kindlich schüchternen Lächeln deutete sie auf die Bettstatt, die nahe am Fenster stand: „Sehen Sie, das ist — meines Mannes Bett. Im letzten Jahr unserer kurzen Ehe wohnten wir ja hier. Ich hab' das Zimmer so gelassen; was soll man machen! Daß wir Mann und Frau waren, das bringt man ja doch nicht aus der Welt. Und dann — ich hab' so 'ne komische Trägheit, Luise; ich lass' gern alles so, wie es ist. Wie schön können nun aber S i e hier schlafen; das Bett hab' ich schon frisch überziehen lassen, diesen Augenblick. Die Tür zwischen uns lassen wir offen; wir schwatzen noch ein bißchen. Wollen Sie, Luise?"

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tue —"

„Ja, sehr; grade heut abend. Da liegt auch schon ein Nachthemd, sehen Sie; mein schönstes. Überhaupt, auch morgen früh finden Sie hier alles, funkelnagelneu. — Was sind Sie für ein guter Mensch!"

Sie zog sie mit einem Arm an sich heran und drückte sie.

Luise lächelte wieder. „Weil ich über Nacht hier bleibe?"

„Ach nein, überhaupt! — Wissen Sie, im Anfang hatt' ich eigentlich Scheu vor Ihnen; Sie kamen mir so schrecklich stark und fest, so überlegen vor. Ich dachte, die ist wie meine Schwester Mieke! Dann sah ich aber allmählich: Sie leben sich so merkwürdig in die andern hinüber ... Übrigens, was sagen Sie zu meiner Schwester? wie die heute abend war?"

Luise hatte das Zimmer betrachtet. Träumerisch fragte sie: „War die denn anders als sonst?"

„Aber, liebes Herz! haben Sie denn das nicht gesehn? — Ich hatt' mir eingebildet, der Kraftmensch, der preußische Herkules wird ihr einen Eindruck machen, der arme Wilfried Lembke wird nun vollends das reine Garnichts. Aber — bei Mieke weiß man nie, was kommt! Sie war ja gegen den Junker wie Eis. Beim Abendessen, und dann wieder draußen, und bis zum letzten Augenblick. Dagegen der Sänger — — er war doch eigentlich etwas taktlos, nicht? sich so auffallend an Maria zu wenden, besonders bei seinem Gedicht. Sie mag das sonst gar nicht! Aber heut abend — als wär' ihr alles recht, was der Sänger machte. Wie sie spät noch zusammen am Wasser standen — haben Sie das nicht gesehn? Wenn mich einer so ansieht, wie Mieke den Wilfried Lembke, dann denk' ich in meiner lieben Seele: Hurra!"

Adele schwenkte den rechten Arm. Zu ihrer sonst eher trägen Anmut war dieses burschikose Feuer ein so drolliger Widerspruch, daß Luise lachte.

„Ja, nun lachen Sie. Es geht mir aber sehr im Kopf herum! — — Ach, das war es aber eigentlich gar nicht, worüber ich mit Ihnen schwatzen wollte. Es war doch ein schöner Abend, nicht? Er hat mich aber so nachdenklich — so ernst — so wunderlich gemacht Dieser Wilfried Lembke! er sprach und sang das so schön! von Hektor und Andromache! — Ich hatt' es vorher gelesen, gestern, zweimal, da liegt das Buch auf meinem Nachttisch; aber in seinem Vortrag, mit seiner Stimme, geht's doch noch ganz anders zu Herzen. Denken Sie nur, diese rührenden Verse:

Hektor, siehe, du bist mir Vater jetzo und Mutter,
Und mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!"

„Das wissen Sie sogar auswendig?"

Adele nickte ernsthaft, weich: „Ja, seit gestern abend. — Lachen Sie mich nur nicht aus: ich bin melancholisch. Als ich den blühenden Gatten noch hatte — — Und überhaupt, ich muß Ihnen sagen, was geht mir alles im Kopf herum. Es klang doch so schön, und so furchtbar natürlich, wie Hektor am Schluß zu Andromache sagt —"

Sie nahm das Buch, schlug bei einem Lesezeichen auf und las vor:

„Doch zum Gemach hingehend besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilios' Feste bewohnen."

Das Buch langsam schließend sah sie Luise mit den grauen Augen halb begeistert, halb kläglich an.

Luise mußte wieder lachen; doch in ihrer freundlich schonenden Art. „Also das gefiel Ihnen so? ‚Besorge du deine Geschäfte, Spindel und Webestuhl‘? Und Sie kämpfen seit zwei Jahren für die Frauenrechte?“

„Ach, wer weiß, Luise; wir kämpfen vielleicht auch viel zu viel. Ich muß Ihnen sagen: ich hab' mich ziemlich müde gekämpft ...“

Adele wollte weitersprechen, aber sie schämte sich wohl. Sie blickte vor sich nieder. Dann zeigte sie der andern ihr leicht errötetes, verlegen offenherziges Gesicht, wie wenn sie damit sagen wollte: schau mich nur recht an und lies von mir ab, was ich bei mir denke!

Luise Mangold hatte sich gewöhnt, so zu lesen; sie war dadurch klüger geworden als viele Frauen, die sonst mehr Geist hatten als sie. „Wissen Sie, was ich glaube, Adele?“ fing sie nach einigem Zögern an.

„Was denn?“ fragte Adele rasch.

„Ja, aber — wenn es Sie dann kränkt?“

„Nein, gewiß nicht, gewiß nicht. Ach, es ist ja so gut, daß Sie da sind; Sie sind ja wie — wie der Mond; oder wie 'ne stille Sternennacht. Da träumt man sich so aus sich hinaus. Also was glauben Sie?“

„Daß Sie gern von Ihrem Mann mit mir reden möchten. — Oder hab' ich unrecht?“

Adele schüttelte treuherzig den Kopf: „Nein, Sie haben recht. — Wir haben noch nie von ihm gesprochen, ich mocht' nicht; aber — heut ist mir so. Und dann — es ist ja doch eigentlich unnatürlich — Sie haben ihn ja auch gekannt!"

Luise sagte nichts. Sie nickte nur.

„Sie kannten ihn ja früher als ich."

„Ja freilich."

„Und — und — haben Sie ihn eigentlich gern gehabt?"

Nach einer Weile antwortete Luise langsam: „Ich hab' ihn auch gern gehabt."

„Und doch reden wir kein Wort darüber, wie es gekommen ist, daß er und ich nicht mehr miteinander leben!"

„Aber ich weiß es ja," sagte Luise zur Erde nieder. „Er hat Sie betrogen. Er hat mit der andern vergeudet, was Sie — —"

Adele stieß etwas wie schmerzliches Summen aus. „Na ja," murmelte sie dann, „das weiß ja die sogenannte ganze Welt. Und wie entsetzt, wie empört ich war, das brauch' ich Ihnen nicht erst zu sagen; Sie sind ja so stolz — so ‚vornehm', wie Karnatz sagt. Ich will in die Alster! dacht' ich. Ich kann nicht mehr leben! — Aber nach ein paar Tagen — — Sie kennen mich ja. Ich bin nicht von Eisen. Karl Weber kam und sagte zu mir: ‚Ja, ich hab' erbärmlich gehandelt; um eine nichtswürdige Dirne hab' ich dich verraten, und alles. Ich versteh' es nicht, ich begreif' es nicht. Man glaubte früher an

Liebeszauber; wer das heut noch tut, wird ausgelacht; aber ich schwöre dir, nur wenn ich an Verzauberung und Verhexung denke, kann ich es begreifen!' Dann sprach er von Besserung, natürlich; und daß er nun von diesem Zauber frei sei, ganz, ganz frei; und ob ich es noch einmal mit ihm versuchen wolle. Und was man so sagt! — Ach, Luise — ich weiß nicht, wie Sie von solchen Dingen denken — ich bin keine Heldenmutter. Ich bin nicht unversöhnlich. Ich hab' ja meinen dummen Spruch, mit dem ihr mich immer neckt: ‚was soll man machen!' Wenn ich hier in der Villa Maria mit ihm ganz allein gewesen wär', ich glaube —"

Sie hob aber den Kopf und blickte nach oben, wo die Schwester wohnte; darauf sah sie in Luisens Gesicht, mit einem tiefen, resignierten Blick. „Maria!" fuhr sie erst nach einer Weile fort. „Die hat's ja gemacht! Die gab mir erst die richtige Frauenwürde; ich hab' davon zu wenig. Meine Mieke redete so kräftig in mich hinein — Sie kennen sie ja auch — bis ich in all meinem Jammer begriffen hatte: bei ihm bleiben, das darf ich nicht! er hat mich zu scheußlich verraten! und das wird nie mehr 'ne rechte Ehe! und ich bin es meinem Geschlecht schuldig, daß ich von ihm geh'! — Kinder waren ja nicht da. Die Scheidung war nicht schwer. — Und so ist's gekommen!"

„Hm!" erwiderte Luise nur.

„Was meinen Sie mit diesem Hm?"

„Die Scheidung war nicht schwer, sagen Sie. Also — Ihnen auch nicht?"

Adele seufzte einen Augenblick. „Na, freilich wurd' sie mir schwer! Wenn man so schwach ist, wissen Sie — und was man so ‚gutmütig' nennt — die erbärmliche, schofle Gutmütigkeit, wie Maria sagt. Das hab' ich aber überwunden; das mußt' ich. Sonst könnten die Männer ja mit uns tun, was sie wollen, uns gestern mißhandeln, heut um Verzeihung bitten, morgen wieder sündigen. Nein, mein Herz! Unsre Frauenehre! Wir leben doch nicht für uns allein, sondern für unser ganzes Geschlecht! Wir haben Pflichten, die heilig sind!"

Es war, wie wenn jetzt Maria aus Adelen spräche; ihre Augen blitzten, sie ballte auch die kleinen Hände. Luise hörte und sah das alles, mit den Frauensinnen. Sie sah dann aber schonend vorbei und schwieg.

„Nun sollten wir aber wohl anfangen, Nacht zu machen," sagte Adele nach einer Stille, nachdem sie in den Mondschein auf den hohen Bäumen hinausgeguckt und einmal leise geseufzt hatte. „Wir können ja dabei weiterschwatzen; auch noch von Bett zu Bett, durch die offene Tür; das ist so gemütlich. Ich dachte nur vorhin, Luise, und da wurd' mir so elegisch zu Mut: was hab' ich denn nun von diesen letzten zwei Jahren eigentlich gehabt! — ‚Mach dir recht zu schaffen, Dele!' sagte meine Schwester. ‚Leb mal für die andern, für die Unterdrückten; das ist besser als Männersklavin sein!' Ach Gott, sie hatte auch recht. Es war ja auch viel Freude dabei. Und daß wir nun eine so schöne Gewerbeschule für Mädchen

haben — und das neue Kinderkrankenhaus — und so viele Volkskaffeehallen — da hab' ich doch auch das Meine getan! — Wie lächeln Sie mich freundlich an. Sie haben so ein herziges Lächeln. Ach ja, es war viel Freude dabei! — Aber — wenn man dann allmählich müde wird — kennen Sie das auch? Man kommt sich zuletzt so stumpf vor; ordentlich zum Ekel; wahrhaftig. Man sehnt sich nach ganz was andrem — nach was Wunderbarem — das gar nicht gemeinnützig ist — das so romantisch und so verrückt wie der Mondschein da draußen ist. Na, und das, das kommt wohl nie. Oder — kommt nicht wieder. Ja, was soll man machen!"

* * *

Der frühe Morgen graute schon; Frau Adele, nachdem sie sich satt geplaudert, schlief ihren guten, festen Schlaf. Luise hörte zuweilen durch die offene Tür ihr laut werdendes Atmen; sie selber lag noch immer schlaflos da. Sie horchte auf den kindlich kurzen Gesang des ersten Vogels, der sich draußen rührte, auf die tiefe Stille, die dann wiederkam; sie irrte durch die langen Gespräche zurück, die mit einem letzten „Nun wirklich gute Nacht!" geendet hatten, und grub sich so tief, wie lange nicht, in ihr eigenes Geheimnis ein, das einzige ernsthafte Herzensgeheimnis, das sie, die Dreißigjährige, hatte, das niemand kannte als sie. Nein, dachte sie und tröstete ihren Stolz damit, nein, auch er hat es nie erraten; auch Karl Weber nicht — der wohl damals schon nur an Adele

Merker dachte — der mit mir gern „kluge Gespräche führte" — ach, er ist ja klug — aber alles andere an mir war ihm nichts! Ihn lockten nur die wirklichen Evastöchter; und ich, bin ich eine? Wie sagte Onkel Hasselbrink? „Schneidet ihr das Haar militärisch kurz und sie ist ein Mann!"

Vor sechs Jahren war's: da träumte sie diesen Traum. Da war ihr, als sei auch sie eine Evastochter und weiter nichts; als sei die Liebe zu einem Mann das Schönste, was es gebe; und als habe so eine Liebe auch Zauberkraft: als müsse sie durch ihre Gewalt Gegenliebe wecken. Ja, damals — noch mit ihren vierundzwanzig Jahren — hatte sie diesen Wahn! Und sie nährte ihn mit ihrem Leben, wie ein heimliches Kind; und hatte schlaflose Nächte wie diese, aber zitternd bangend wonnevolle; und wog auf ihrer Herzenswage jedes Wort, jeden Blick, die ihr von Karl Weber kamen, und wog sie alle zu schwer. Wenn er von den weiten Reisen sprach, die er noch machen wollte, und sie dabei ansah; wenn er von der „Masse Geld" sprach, die er als Großkaufmann so Jahr für Jahr erwerbe, und daß er das doch nicht für sich allein haben wolle; wenn er ihre großen klugen Augen, ihre wunderbare Frische rühmte: immer ein neues Körnchen Hoffnung! und in die versteckte Höhle ihrer Liebe wohl auch ein neuer Sonnenblick! Bis sie eines Tages hörte: er hat sich mit Adele Merker verlobt ...

Wer atmete denn nun da nebenan? Diese Adele Merker. Damals kannte sie sie noch nicht; wußte

kaum von ihr. Nun lag die nebenan, als ihre Freundin, und schlief; Frau Weber — von ihrem Mann geschieden. In diesem Zimmer hatte er gewohnt. In diesem Bett hatte er geschlafen. Sie, Luise Mangold, lag in seinem Bett ...

Ein wahnsinniges Gefühl ging ihr durch die Brust. Eine heiße, brennende Röte stieg in ihre Wangen, und wie ihr schien, zum Busen hinab. Er kommt nun, dachte sie — es war wie ein Traum — und will in sein Bett! Sie meinte seinen schönen blonden Kopf zu sehn, wie er über die Bettwand herüberschaute — wie durch einen Nebel — und sich offenbar verwunderte, daß da jemand lag. In seinen warmen Augen erwachte etwas. In ihr auch. Sie schauerte. War es die warme Sommernacht? War es Wilfried Lembkes Gesang? oder die langen Gespräche mit der Evastochter nebenan? oder etwas Ungestilltes, dann Eingeschläfertes in ihr selbst, das noch einmal wach ward? Es ging wie ein Fieber durch ihr sonst so gesundes Blut ...

Luise Mangold! Du bist's! schien Karl Webers Kopf über ihr zu flüstern; er sank dabei langsam näher herab. Also du in meinem Bett! Was für ein schnurriges Wiedersehn! — Du dachtest wohl, wir sehn uns nicht wieder: ich nach Köln gezogen, du hier. Aber erinnerst du dich nicht? wie wir einmal von den Geistern in den Märchen sprachen, die es nach ihrem alten Hause zieht? So ging's auch mir heute nacht. Ach, stell dich nicht so keusch, so spröd'; bist doch auch ein Weib. Denkst du, ich hätt' nicht

gemerkt, daß du mich so lieb hattest? Und du hast mich auch heut noch lieb. Schüttle nicht den Kopf. Die da nebenan will nichts von mir wissen; aber du — wenn ich dich nun küsse — da du in meinem Bett liegst — so hältst du still. Ja, ich will dich küssen. Heut hab' ich dich lieb! Du dachtest, wir kämen nie zusammen; heut kommen wir aber doch zusammen ...

Ihr war fast, wie wenn sie seine Stimme hörte: so unsinnig heiß dichtete ihre Phantasie. Sie fühlte seinen Kuß. Seine Arme umfingen sie. Ach, seufzte sie vernehmbar in die stille Luft. Nur die Augen nicht öffnen, dachte sie, ohne daß sie wußte, warum. Nur die Augen nicht öffnen ...

So hatte sie sich früher zuweilen ein süßes Vergehen gedacht, wie sie jetzt verging.

* * *

Als Luise nach Stunden aus einem späten, tiefen Morgenschlaf erwachte und in dem fremden Zimmer umhersah, kam ihr sogleich dieser wilde Halbtraum wieder in den Sinn und sie erschrak, wie lange nicht. Es rührte sich dann ein Gefühl in ihr, das wohl viele von uns dann und wann erleben: als verstände einer den andern nicht; als schüttle die herb jungfräuliche, mannesfremde Luise Mangold mit einer Art von Grauen den Kopf über eine zweite dieses Namens, die hier diese Nacht gelegen und mit einer Wahngestalt „gesündigt" hatte. Wie konnte ihr, ihr das geschehn? Vor sechs Jahren vielleicht — aber jetzt?

Da sie diese dunklen, trüben Gefühle so ganz besiegt, sich vom Mann befreit, gleichsam im Äther des reinen Menschentums gelebt hatte? Und nun doch so ein Fieber in ihr?

Sie sprang aus dem fremden Bett, es widerte sie an; sie übergoß sich mit kaltem Wasser, lange; das war ihre Leidenschaft. Adele schlief noch fort. Sie öffnete das Fenster, ließ die frische Luft herein; es war freilich warme Schwüle drin, offenbar über Nacht gekommen, wohl dieselbe Schwüle, die sie zu diesem verrückten Märchen erregt hatte. Über sich hörte sie gehn; ihr schien auch, daß sie Stimmen hörte. Diese Maria! dachte sie. Die also, die allein hat's gemacht, daß hier kein Karl Weber mehr wohnt — nur noch in Phantasien; pfui — und daß das arme Ding da, die Dele, sich nach Gesellschaft sehnt. Denn das tut sie ja! Darum bin ich ja hier! Aber was hat sie an mir? Bin ich ein Mann? Bin ich — Karl Weber?

Ach Gott!

Auf einmal dämmerte ein Gedanke in ihr; einer von ihren echten, tätigen, helfenden Gedanken. Wenn so einer kam, dann fragte sie nicht lange, ob er auch bequem und leicht auszuführen sei, ob es gut ausgehn werde; sie folgte der Stimme in ihrer Brust, wie ein gutes Schlachtroß der Trompete folgt. Es war wieder für sie ein Zweck auf der Welt! — Zunächst, diesen Morgen noch, zu Maria Merker hinauf ... Vorher aber diesen Unsinn begraben, dieses letzte, häßliche Aufflackern ihrer alten Liebe ... Pfui!

Pfui! sprach sie laut vor sich hin, wie um einen Kobold, der noch im Zimmer war, zu verscheuchen. Apage, Satanas!

Als sie sich fertig angekleidet hatte, ging sie ins Speisezimmer; Adele schlief noch immer fort. Sie ließ sich ein Frühstück geben, das sie einsam genoß, wie bei sich zu Hause; denn seit einem Jahr, seit ihrer Mutter Tod, lebte sie allein. Dann stieg sie die Treppe hinauf. Frieda, Marias Hausmädchen, öffnete die Tür. Sie führte sie zum Salon, der neben der Bildhauerwerkstatt lag; nun sah Luise, daß sie nicht als erster Besuch kam. Maria stand mit Wilfried Lembke an einem der Fenster, die gegen Südwesten, zwischen Bäumen durch auf die Alster und Hamburg blickten; Karnatz saß am Klavier, doch ohne zu spielen. Er hatte eine Hand auf den Tasten und sah finster drein. Maria war desto heiterer; sie lachte eben über ein Wort, das Wilfried gesagt hatte, und wandte sich Luisen mit einer ihrer raschen Bewegungen fröhlich strahlend zu.

„Guten Morgen, Fräulein Mangold," sagte sie, als geschehe ihr etwas Freudiges; sie trat auf sie zu und gab ihr die Hand; sie schien dann aber durch sie hindurchzusehn, als wär' rundumher nur Luft, als schwämme sie in einem allgemeinen Element von Heiterkeit. „Sie kommen eigentlich schon zu spät: der Gesang ist vorbei! Herr Lembke hatte mir gestern versprechen müssen, mit seiner Leier heut noch einmal zu kommen, aber nur für mich. Das heißt, auch für den Brummbär Karnatz. Karnatz, machen Sie einmal ein

nettes Gesicht! Sie sind ja wie Essig; die Fliegen sterben! — Und er hat auch heut ebenso schön gesungen wie gestern; das ist rührend; nicht? Obgleich er so in seinem Sommerröckchen — — das griechische Kostüm hab' ich doch nicht verlangt. Meister Karnatz, was haben Sie? Sitzen Sie doch mal 'ne Minute still!"

Karnatz ging durchs Zimmer, mit seinem etwas harten Schritt. „Ich hab' lange wie 'ne Puppe am Klavier gesessen," brummte er, während seine grünlichen Augen umherfuhren; „Sie haben's nur nicht bemerkt. — Ich werd' mich also jetzt in diese Bilder vertiefen!"

Er trat an einen runden Tisch mitten im Salon, auf dem Albums und Bücher lagen; auch eine große silberne Schale stand darauf, die mit Photographien nach alten und neuen Bildwerken gefüllt war. Mit unruhigen Fingern dazwischen wühlend horchte er auf das Reden hinter sich: Maria war schon wieder bei Wilfried am Fenster, ihr ernster, kraftvoller Alt klang so hell, so lustig. Ihre Worte flogen. Es war, wie wenn sie sich verwandelt hätte. Oder war's nur eine Komödie mit sich selbst? nur ein Seelenkampf? damit sie über den Gram hinwegkäme, daß es mit dem Bildhauen aus war? — Nein, dachte Karnatz, das war's vielleicht; das ist's nicht mehr. Sie hat's erreicht, sie ist froh geworden, sie hat sich vergessen. Nun ja, wie vergißt man sich denn? Indem man sich verliebt!

Maria in Wilfried Lembke verliebt ... Er konnte

es noch nicht fassen. Es lief ihm eine böse Kälte über den armen gewölbten Rücken hinab. Er warf eine Photographie über die andre, er sah kaum, was sie vorstellten; hinter sich hörte er Luise Mangold, die ein Album aufschlug. Endlich sah er den Äsop! Den hatte er in seiner Verfinsterung, fast ohne es zu wissen, gesucht. Die schöne Büste des altgriechischen Fabeldichters Äsop, in der Villa Albani zu Rom, die ihn als bucklig darstellt, schonungslos, und doch durch Geist und Anmut so versöhnend reizvoll, daß das Auge nicht von ihm lassen mag. Karnatz stand so gern vor diesem Bild; es war ein stiller Tröster für ihn. Wie oft hatte er's hervorgesucht, auch heimlich obenauf gelegt. So zierliche Locken hatte er freilich nicht, auch nicht ein so feines Gesicht, nicht diesen weich edlen Blick; hatte er nicht andres dafür? Den kühnen Schnitt! Wie hatte Maria gestern nachmittag gesagt, als er auf dem Harmonium so seelenvoll gespielt hatte? Von dem „Feuer in seinen Augen", von seinem „großartigen, kühnen Blick" hatte sie gesprochen. Ja, auch er, auch er konnte gefallen wie der verwachsene Grieche da ... Er sah ihn mit durstigen Augen an. Er seufzte doch.

„Wie sind Sie nur auf diesen reizenden Gedanken gekommen?" sagte Maria jetzt zu Wilfried Lembke; Karnatz horchte heimlich. „Einem den alten Homer so lebendig zu machen; und so schön lebendig, daß man fühlt: so war's gewiß!"

„Wie ich darauf gekommen bin?" erwiderte Wilfried, mit seinem wohlklingenden, einschmeichelnd

weichen Tenor. „Daran ist unser Meister Karnatz schuld. Karnatz reizte mich. Er dachte sich den Vortrag der alten Griechen ganz anders —"

„Dann hatte Karnatz unrecht und Sie hatten recht!" fiel ihm Maria ins Wort.

Karnatz zuckte. Seine Brauen furchten sich. Er starrte wieder auf seinen griechischen Leidensgefährten, den alten Fabeldichter; — hast wohl auch allerlei erlebt! dachte er. Schöne Griechinnen haben wohl auch auf deinem Herzen getrampelt . . .

„Und mir gefällt Ihre griechische Musik so gut," sprach Maria weiter; „heut beinah noch besser als gestern. Ich finde sie so rein, so schlicht! Jetzt müssen Sie nicht böse sein, wenn ich Ihnen sage: ich hatt' Ihnen das eigentlich nicht zugetraut. Nach dem, was Sie uns früher vorgespielt hatten — drei, vier von Ihren eigenen Kompositionen — hatte ich gedacht —"

Sie stockte. Es war Karnatz, wie wenn er ihr schonendes Lächeln sähe; hinschauen tat er nicht.

„W a s hatten Sie gedacht?" fragte Wilfried. Es schien, daß er ihr heiter resigniert den Rücken hinhielt; denn er fuhr fort: „Schlagen Sie nur zu!"

„Ach nein," sagte sie, „was liegt daran, was ich früher dachte. — Und was schaffen Sie sonst? Was haben Sie vor? Bleiben Sie in Hamburg? Ich hoffe."

„Wenn Sie sagen: ich hoffe, dann bleib' ich gewiß!"

Sie antwortete nicht darauf. Mit Worten nicht,

dachte der gequälte, mit dumpfer Wollust leidende Karnatz; aber gewiß mit einem warmen, festhaltenden Blick!

„Was ich schaffe?" sprach Wilfried weiter. „Jetzt nur Kleinigkeiten. Ich studiere noch bei Meister Karnatz; ich trag' mich mit großen Plänen; es wird auch Zeit: siebenundzwanzig volle Jahre alt! — Aber mir fehlte was — ich weiß nicht, was. Eine — große Stimmung. Ich fühlte mich so zu Boden gedrückt. Nun ja, es lag ja auch eben in Ihren Worten: Sie dachten bis gestern, ach, der kann ja nichts —"

„Das dacht' ich nicht!" unterbrach sie ihn geschwind. „O Gott, nein, so schlimm war's nicht! — Aber was ging Sie das auch an, was ich talentloses Ding dachte oder nicht dachte."

„Was mich das anging? Fräulein Merker! Davon lebt' ich ja!"

Maria war hierauf still. Was tut sie? dachte Karnatz, in dem zwei Gefühle zugleich erwachten: Schadenfreude, daß Wilfried Lembke sein Herz so taktlos bloßgelegt hatte — das liebte Maria nicht — und Mitleid mit seinem Schüler, seinem guten Jungen. Er sah nun doch hin. Maria stand an der Fensterwand, sie war rot geworden; das geschah ihr nicht oft. Wilfried stand ihr gegenüber, die braunen, schönen Augen mit unsicherem, fast schon verlegenem Ausdruck auf sie gerichtet. Luise Mangold, ein Album in den Händen, stand neben ihm.

Es dauerte eine Zeit, bis Maria lächeln konnte; „davon könnten Sie wohl nicht lange leben!" warf

sie darauf hin, wie wenn man etwas abbrechen will. „Wie steht's, Meister Karnatz? Sie wollten ja auch was Neues zum besten geben. Variationen —"

„Ja, über ein schönes altes Thema, das man viel zu wenig kennt!" — Karnatz trat zum Klavier; sein Kopf richtete sich hoch auf, es war etwas wie Trost in seine Seele gekommen. „Sie wissen, mit meinem Erfinden hapert's; mir fällt nichts Eigenes ein —"

„Das wissen wir," entgegnete Maria. „Spielen Sie nur!"

Er setzte sich. „Spielen Sie nur!" Ihre Stimme befahl so hold, so freundlich — aber auch so herrscherlich. So gehorcht ein Sklave! dachte er. Der Unglückliche, der noch einmal gegen sein Märtyrerschicksal kämpfte — die Eifersucht machte ihn heute toll — erinnerte sich wieder ihrer Worte von gestern; „großartiger, kühner Blick!" fuhr ihm durch den heißen Kopf. Er fing an zu spielen, aber mit nach links gewandtem Gesicht: dort hing ein Spiegel, in dem er sich sehen konnte. Er preßte die Lippen zusammen, vergrößerte die Augen, gab ihnen einen Fernblick, der kein Ende hatte; sein Ausdruck steigerte sich zum Verwegensten, Gewaltigsten. So genoß er sich, im Spiegelbild. So sieht sie mich! dachte er. Seine Finger schlugen ihren größten Schlag.

Als er zur dritten Variation kam, erschrak er plötzlich und fuhr zusammen: Maria stand rechts neben ihm, den Kopf vorgebeugt, und lächelte gegen sein Gesicht. „Meister!" sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Was machst du denn? Wie spielst du dich auf?"

Seine Hände waren auf einmal wie zu Stein geworden; sie lagen still auf den Tasten.

„Ach, mein süßer Meister. Sind Sie meschugge geworden?"

„Warum?" stammelte er.

„Weil Sie so in den Spiegel guckten; mit diesem Tyrannengesicht! — Verzeihen Sie, aber es war furchtbar komisch. Ich mußte — — Spielen Sie nur weiter!"

So brannten meine Backen noch nie! dachte Karnatz, der gern mit seinem Stuhl versunken wäre. O Gott! — Sich zusammennehmen! Weiterspielen!

Er riß sich gleichsam empor und spielte. Es war die dritte Variation; er wußte es; er wußte auch, wie sie ging, keine Note fehlte. Sie klangen ihm aber alle wie tot. Es war ein Leichenhaufen, ein Friedhof. Endlich hatte er ein Gefühl in der Brust, als schlüge das Herz nicht mehr.

Er stand schweigend auf; das ging noch. Am Spiegel zur Linken vorübertaumelnd sah er sich einen Augenblick: einen Äsop mit gewölbtem Rücken und todblassem Gesicht, todtraurige Augen drin. Er hatte ein Gefühl von Mitleid mit diesem Mann. „Den Rest spiel' ich ein andermal," murmelte er, um doch irgend was zu sagen. Besser, als er gefürchtet hatte, kam er dann aus der Tür.

Er kam auch gut die Treppe hinunter und in den Garten, auf der Wasserseite. Es war da eine Laube, nicht weit von ihm; in die trat er ein. Auf einen hölzernen Stuhl mit Lehnen sinkend hatte er endlich

ein Gefühl der Seligkeit: befreit! niemand sah ihn mehr! Er drückte die Augen zu.

Ja, ja, lach mich nur aus, dachte er. Wir Äsope sind alle eitel, heißt es. So eitel war wohl noch keiner wie ich! — — Hättst aber doch nicht so mörderisch lächeln sollen. Ich war immer wie ein Bruder für dich ... Ja, ja, lieb ihn nur, deinen Wilfried Lembke! Häng nur dein stolzes Herz an ihn! Du wirst auch noch sehn ...

Er wußte nicht, was sie sehen sollte. Er verging vor Kummer und Scham. Langsam erleichternde Tränen flossen.

* * *

„Nun sagen Sie, Fräulein Mangold, womit kann ich dienen?" fragte Maria, als nach ein paar Minuten auch Wilfried Lembke gegangen war, um den so sonderbar verschwundenen Karnatz aufzusuchen, und die Mädchen allein waren. „Ich sah Ihnen gleich an, daß Sie etwas wollten. Sie kommen ja auch sonst nie am Vormittag."

„Ich war heut nacht hier, bei Ihrer Schwester," erwiderte Luise.

„Ah!"

„Sie bat mich drum. Sie fühlte sich so — allein."

„Ja, das hat sie von Zeit zu Zeit! — Setzen Sie sich doch."

Luise setzte sich, schlug ein Knie über das andre, strich sich das Haar von den Ohren weg. Sie sah eben merkwürdig geschlechtslos aus; Maria lächelte

innerlich. „Ihre Schwester hat mir viel erzählt," fuhr sie fort; „besonders von — ihrem Mann."

„Ah! — Karl Weber. Den kennen Sie ja auch, nicht wahr."

„Jawohl. Schon lange. — Darum interessiert mich auch das alles so sehr. — Ich wußte noch nicht, daß Sie es so besonders betrieben haben, daß Ihre Schwester sich von ihm scheiden ließ. Ich hatte heut nacht den Eindruck: hätten Sie das nicht getan, so lebte Adele noch mit ihm!"

Maria, die eben Luisens halbmännliches Gesicht mit einem schrägen Blick studierte, fuhr jetzt mit dem Kopf herum. „Meinen Sie?" sagte sie rasch, erregt. „Und meinen Sie etwa, das wär' gut?"

Luise zuckte die Achseln: „Wie kann ich das wissen? — Mir kam's nur diese Nacht nicht so vor, daß Adele nun zufrieden und ruhig ist."

„Kurz — jetzt versteh' ich Sie. Darum Ihr Morgenbesuch. Sie wollen mir Vorwürfe machen, daß ich meine Schwester von diesem Karl Weber losgerissen habe!"

Luise schüttelte ruhig den Kopf. „Vorwürfe — dazu hätt' ich doch gar kein Recht. Nein, Fräulein Merker, das will ich nicht. Ich möcht' nur als Adelens Freundin fragen — ich hab' sie sehr lieb —: warum haben Sie das getan? — Sehn Sie, Sie waren doch noch so jung; dreiundzwanzig Jahre. Und was 'ne Ehe zwischen zwei Menschen ist, aus eigener Erfahrung wußten Sie das nicht. Sie sind überhaupt gegen die Ehe, sagten Sie neulich. Konnten Sie sich

denn da so recht berufen fühlen, in so ein zartes Gewebe einzugreifen?"

Mit immer größeren Augen sah Maria diese „Geschlechtslose" an, die so ruhig dasaß, das alles so sachlich sprach, ihr ins Gesicht. Sie fühlte, daß sie rot ward, und ärgerte sich. Sie empörte sich. „Ich bin auch jetzt noch nicht alt, Fräulein Mangold," stieß sie hastig heraus; „das weiß ich. Sie sind sicher älter. Aber was Schmach und was Ehre ist, das weiß ich auch, und das hab' ich schon damals gewußt!"

„Hm! Schmach und Ehre —"

„Adele war schwach!" rief Maria aus. „Ja, sie war elend und matt und schwach; sie war willenlos; sie hätt' sich von diesem elenden Menschen wieder knechten lassen, um nur nichts zu wollen. Ich war ihre Schwester! Ich hab' sie in diese Hände genommen und hab' ihr gesagt: wie kannst du diese Schmach auf dich nehmen? Dann hast du keine Ehre mehr! Dann wirst du seine wirkliche Sklavin, seine Sache; er tut mit dir, was er will. Er bessert sich ja nicht. Er vergeudet dein übriges Geld mit einer andern, wenn er von dieser Dirne läßt. Er macht dich zum Gespött der Menschen. Nein, das duld' ich nicht! im Namen unsrer Eltern nicht! Los von ihm! Frei von ihm! — Und weil sie fühlte, Maria hat recht, weil ich ihren Stolz, ihr Ehrgefühl geweckt hatte, darum kämpfte sie sich aus ihrer Schwäche heraus. Darum lebt sie nun nicht mehr mit ihm — und ich danke Gott!"

Luise rieb ihr Knie, langsam, nur einmal flüchtig zu Maria aufblickend; sie saß gerne so. „Sie waren die Stärkere," entgegnete sie so bestimmt und so sanft wie vorhin. „Denn wenn Adele auch drei Jahre älter ist, die *Macht* haben *Sie*! — Wenn Sie aber sagen: die Ehre — es gibt vielerlei —"

„Es gibt nur *eine* Ehre!" fuhr Maria auf, fast vom Stuhl empor. „*Kann* nur eine geben!"

„Ich glaub', es gibt tausend," sagte Luise lächelnd. „Ich glaub', jeder hat die Ehre, die er nach seiner Art, nach seinem Beruf, nach seinen Pflichten haben kann oder haben soll. Wenn Sie aber damals meinten: ich muß durchsetzen, daß meine Schwester nach *meinem* Gefühl von Ehre handelt, daß sie ganz genau das tut, was *ich* an ihrer Stelle täte —"

„Was denn sonst?"

„Was denn sonst? — Entschuldigen Sie. So lange leb' ich doch noch in *mir* und nicht in dem andern, solang' ich mir sage: so wie *ich* jetzt fühle, muß und soll auch der *andre* fühlen!"

„In dem andern leben?" fragte Maria, als verstände sie die Worte nicht. „Wer kann denn das? — Sie?"

„Ich bemüh' mich wenigstens," versetzte Luise schlicht, wieder mit der Hand auf ihrem Knie. „Denn damit fängt's doch erst an."

„*Was* fängt damit an?"

„Daß ein Mensch dem andern so hilft, wie er ihm helfen soll; wie es für den andern das Rechte ist."

„Ach ja, *Sie* —!" — Maria betrachtete ihr

Gegenüber so aufmerksam, mit so gespanntem Blick, wie wenn sie es in Ton nachkneten wollte; halb gereizt, halb staunend. „Sie sind ja die Altruistin, die Helfende. — So weit hab' ich's noch nicht gebracht — bring' ich es auch nie. Ich denk' mir, was ich bin, das soll ich sein, was ich werden kann, das soll ich werden; dafür soll ich vor allem leben, dazu bin ich auf die Welt gesetzt! — Was aber meine nächste andre, meine Schwester Dele betrifft —"

Maria schnellte unwillkürlich in die Höhe; ihre Wangen wurden vor Eifer rot. „Hat sie mich bei Ihnen verklagt?" unterbrach sie sich.

Luise, die sich nun auch erhob, schüttelte die Hand. „Nicht mit einer Silbe!"

„Es säh' ihr auch nicht gleich. Sie ist himmlisch gut! — Aber zu wenig Rückgrat hat sie; das wissen Sie so gut wie ich. Und um ihr damals den Rücken zu stärken, als sie in ihrem Elend versinken wollte — — In dem andern leben! sagen Sie. Das heißt wohl in solchem Fall: dem andern das raten, was der andre möchte, weil's ihm nach seiner Art gefällt. Dann blieb' ja jeder so, wie er ist! Keiner käm' über sich hinweg! — Nein, das hab' ich nicht getan. Und das tu' ich nie! Was ich in mir als das Rechte fühle, das nehm' ich wie einen Blitz in die Hand und schleudr' es dem andern in die Brust! Da soll's nur wie ein Gewitter wirken, warum nicht. Das Gleichnis ist wohl dumm; ich weiß aber, was ich sagen will. So hab' ich's bei meiner Schwester gemacht. Und zu ihrem Besten!"

„Sie glauben das —"

„Gewiß! — Ich bin gegen die Ehe, sagen Sie. Gegen so eine, wie Dele sie hatte, ja; tausendmal, und immer! Und gegen jede Ehe, die den Mann zum Herrn macht; da geht unsre Würde und unsre Ehre zum Teufel; das sehn wir ja jeden Tag. Lieber ohne Ehe leben, lieber in freiem Seelenbund leben, als so untertan! — Und Sie, Fräulein Mangold — wenn ich Sie so ansehe — wenn ich an Ihre Worte, Ihr Wesen, Ihren ganzen Menschen denke — Sie können da nicht anders fühlen als ich!"

„Tu' ich auch nicht," sagte Luise, ohne daß sie eine Miene verzog. „Von mir war ja aber nicht die Rede, sondern von Adele. — Also guten Morgen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe."

Sie gab Maria ihre große, feste Hand und ging. Mit ruhigen, gleichmäßigen, eher männlichen Schritten war sie schnell aus der Tür.

Was hat sie nun gewollt? dachte Maria. Und was denkt und was will sie nun? An ihren Schultern war das so wenig zu sehn wie auf ihrem Gesicht!

Maria wartete einige Minuten; dann lief sie zu Adele hinunter. Die Schwester saß noch im Speisezimmer beim späten Frühstück, allein. „Dele!" rief Maria beim Eintreten, rannte dann zu ihr, zog sie von ihrem Stuhl in die Höhe und stellte sie, beide Hände gegen ihre Arme drückend, vor sich hin. „Was hast du der Mangold von mir gesagt?"

„Ich?" fragte Adele erschrocken. „Wann? Jetzt?

Nichts hab' ich gesagt. Sie ging eben fort; nur Adieu, weiter nichts —"

„Was hast du ihr heut nacht gesagt? Bist du bös auf mich? Hab' ich schlecht an dir gehandelt, Dele? Hätt' ich dich nicht zur Scheidung treiben sollen? Hab' ich dich unglücklich gemacht?"

„Aber um Gottes willen!" Adele hob nun auch die Stimme. „Was sprichst du da alles? Nicht ein wahres Wort! Das kann doch Luise Mangold nicht —"

„Nein, das hat sie auch nicht gesagt. Mir geht nun aber so viel im Kopf herum. Hätt' ich das nicht tun sollen? Hab' ich verbrecherisch an dir gehandelt, Dele? Dann nimm das Brotmesser da und stich mich tot!"

Adele fand ihr Lächeln wieder. „Hast du ‚stark gefrühstückt', wie Bismarck sagt?"

„Nein, ich hab' nur Milch getrunken. Dele! Du bist mir noch gut? Hast mich nicht bei der edlen Luise verklagt? als Egoistin? als Gewaltmenschen? — Ah! Jetzt wirst du rot!"

„Ach Gott, wie werd' ich denn rot! Unsinn! — Und wenn ich's wirklich geworden wär' — ich dacht' nur, daß ich umgekehrt von mir zu Luisen gesagt hab', ich möcht' lieber wieder egoistischer, das heißt, nicht gemeinnützig — — ach, Mieke, lassen wir das. Es war so 'ne Schwäche. Nein, dich hab' ich nicht verklagt! O Gott!"

Sie nahm Maria zärtlich in die Arme und küßte sie.

Maria gab ihr den Kuß zurück: „Na, dann ist's ja gut! — Wenn ich dich unglücklich gemacht hätt',

möcht' ich ja nicht leben. — Ihr habt aber wohl schön gekohlt heute nacht. — Ich will ja nur dein Glück, Dele! — Jetzt stipp deinen Kaffee aus und geh in die Luft!"

* * *

Die Eifersucht, die so oft zu viel sieht, hat oft Adleraugen. Richard Karnatz hatte recht gesehn: in der so lange spröden Maria war nach dem Zusammenbruch ihres Ehrgeizes das Gewitter der Liebe aufgestiegen, plötzlich, überraschend. Oder hatte es sich schon lange langsam vorbereitet, von den groben Menschenaugen unbemerkt? — Gräbnitz war ihr nichts; der schöne Herkules machte ihr seinen Besuch, sie empfing ihn höflich freundlich, aber nur gerade so freundlich, daß er nicht wiederkam. Wenn er unten bei der Schwester erschien, ging sie nicht hinunter. „Ich mag ihn nicht sehn," sagte sie zu Karnatz oder zu Adele; „er sieht aus wie das Bürgerliche Gesetzbuch, oder wie das ewig Männliche, oder wie — Adolar. Daß er Adolar heißt, das sagt ja alles. Mein Herz ist kein Hufeisen, er soll was andres zerbrechen als mich!" Dagegen wenn Wilfried kam, war sie stets zu Hause; ob er nun zu ihr oder zu Adele ging, ob er im Garten erschien oder auf dem Wasser im Boot — er ruderte gern —, sie verfehlte ihn nie. Worüber sie früher den Kopf geschüttelt hatte, wenn man von ihm sprach, das störte sie nun nicht mehr. Er, der Mann, war zarter als sie; ein „träumerischer Musikant". Er war nie ein rechter Turner gewesen; sie turnte im

Zimmer und im Garten mit Leidenschaft. Er spielte nicht Tennis; sie liebte es. Er konnte nicht schwimmen; sie schwamm ausgezeichnet. Das alles verzeiht sie ihm jetzt! dachte Karnatz, dem seine eifersüchtigen Adleraugen wehtaten; jetzt ist alles recht!

Es war Mitte Juli geworden. In der letzten Nacht hatte es viel und heftig geregnet; auch am Morgen goß es noch eine Weile fort. Dann hellte der Himmel sich auf, die Erde trocknete bei leichtem östlichem Wind, die stark gekühlte Luft erwärmte sich wieder. Maria hatte in der Nacht, durch das Wetter oder durch ihre Gedanken oder durch beides gestört, lange wach gelegen; am Nachmittag stand sie etwas müde am Fenster und sah auf ihre stille Bucht und nach links auf die Alster hinaus. Die Sonne spiegelte sich in der großen Fläche. Segler, Ruderer, Dampfer tummelten sich wieder, wie am heitersten Tag. Maria selber war nicht heiter. Sie wußte nicht, warum. Nur daß sie mit sich nicht einig war, daß in ihr zwei miteinander haderten und sich widersprachen, das wußte oder fühlte sie. Ach, es ist eigentlich dumm, das Leben! ging ihr durch den Kopf.

Jetzt sah sie etwas auftauchen, das mit ihren Gedanken zusammenhing: Wilfried erschien am Eingang der Bucht in seinem kleinen Hamburger Boot, das er ruderte. Er kam offenbar von der Stadt, wie gewöhnlich; die zierliche leichte Jolle glitt langsam am Garten der Villa Maria vorüber. Will er noch nicht anlegen? dachte sie. Nein, er ruderte sich hin und her. In seinem marineblauen Rock, eine weißgedeckelte

Seemannsmütze auf den braunen Locken, saß er dem Ufer zugewendet, die Augen auf die Villa gerichtet. So hatte sie ihn schon öfter gesehn; er liebte es, so in träumerischer Vorfreude dahinzugleiten; er gehörte zu den Menschen, die ein ersehntes Ziel gern umkreisen mögen, eh sie es betreten, denen vielleicht die Vorfreude das Schönste ist. Maria fühlte nicht so. Sie war ungeduldig, auch für das Glück. Sie ärgerte sich fast, daß er noch nicht landen wollte, ging vom Fenster weg und lief die Treppe hinab.

Als sie durch den Garten zum Ufer ging, überfiel sie ein Schreck: einer der kleinen Alsterdampfer erschien eben von links her, zwischen ihren Bäumen; er hielt auf die nächste Landungsbrücke zu und fuhr gradeswegs gegen das Boot, in dem der ahnungslose Wilfried saß. Auf dem Dampfer schien man die Jolle gar nicht zu bemerken. Maria winkte dem „träumerischen Musikanten" heftig mit der Hand; sie schrie ihm zu: „Aufgepaßt! der Dampfer!" Wilfried hörte aber die Worte nicht, oder verstand sie nicht; er hielt ihre Gebärde wohl nur für einen Gruß, er verneigte sich gegen sie. Dann zog er eines seiner Ruder ein, nahm die Mütze ab und schwenkte sie. Im nächsten Augenblick fuhr schon der Bug des Dampfers gegen die Breitseite seines Boots. Der Stoß war so stark, das Boot so eine leichte Nußschale, daß es sofort umschlug und Wilfried ins Wasser warf.

„Großer Gott!" schrie Maria auf. Er kann ja nicht schwimmen! durchfuhr sie in derselben Sekunde. Einen Moment war sie erstarrt; dann rannte sie dem

Wasser zu. Sie stürzte sich hinein und schwamm gegen das umgestürzte Boot, so geschwind sie konnte. Wilfrieds Kopf, ohne die Mütze, tauchte auf; er sah mit schrecklich blicklosen Augen umher. Sie bekamen etwas Leben, wie es schien; er griff nach dem Boot und hielt sich fest. Sein Gesicht war aber noch wie verwandelt, verzerrt. Es schien ihr eine Ewigkeit, bis sie ihn erreichte. Seine Hand an der Bootsplanke zitterte. Sie faßte ihn bei den nassen Locken; darauf warf sie sich auf den Rücken — so hatte sie früher gehört, daß man retten solle —, zog Wilfrieds Kopf an ihre Brust und schwamm wieder dem Ufer zu.

Auf dem Dampfer war man mittlerweile des Unglücks gewahr geworden; die Mitfahrenden schrieen durcheinander; als aber die Schwimmerin so rüstig herankam, wurden sie still. Als sie mit ihrer Beute zurückschwamm, begannen einige „Bravo! bravo!" zu rufen. Andre lachten auch. Maria sah zum blauen Himmel auf, sie fing an zu lächeln; nach dem Todesschreck kam ein noch nie gekanntes Gefühl der Seligkeit über sie. Ein nasser Kopf, das fühlte sie, lag bis an ihr Kinn; der Kopf des Mannes, den sie im Herzen trug; jetzt trug sie ihn auf der Brust. Ich hab' ihn gerettet! ich hab' ihn gerettet! summte es in ihr. Dabei rauschte die Flut um sie her. Eine Hand in Wilfrieds Haar, mit der andern rudernd, mit den Füßen das Wasser von sich stoßend, schwamm sie zu ihrem Garten hin; zur Villa Maria! dachte sie. „Wilfried!" sagte sie leise. „Was machst du?" — Es war das erste Du, das sie zu ihm sagte. Sie

mußte wieder lächeln. Hatte er's gehört? Antwortete er? Sie verstand es nicht. Sie stieß ans Land.

Vorsichtig stieg sie hinauf, zog dabei — was für ein Gefühl! — ihren Geretteten mit empor. Da standen sie dann, er und sie. Aus seinem Gesicht war die Verzerrung fort; er lächelte nun auch, lächelte sie an. Wie er aber triefte! Und sie! Ein fröhliches Lachen brach ihr aus der Kehle. „Jetzt nur geschwind ins Haus!" sagte sie im nächsten Augenblick. „Eh Sie sich erkälten!"

„Und S i e?" fragte er, auf einmal ganz gerührt.

Sie antwortete nicht. Sie lief zur Villa. Er kam ihr nach. Dort hatte niemand den Vorfall bemerkt, wie es schien; alles war still. Sie stiegen die Treppe hinauf. Die Tür zu Marias Wohnung war nur angelehnt; sie hatte sie vorhin offen gelassen, als sie hinuntergelaufen war. „Bitte, hier herein!" sagte sie, nachdem sie mit ihrem nassen Gast die ersten Zimmer durchschritten hatte, und öffnete die dritte Tür. Es war ihr Schlafzimmer, in das sie ihn führte. Sie ward rot, aber nur einen Augenblick; ihre tapfere, freie Seele scheuchte das hinweg. „Hier ziehn Sie sich aus," sagte sie, „und legen sich ins Bett! Ich schicke nach Ihrer Wohnung und lass' Ihnen trockene Kleider holen. So lange liegen Sie geduldig still!"

Sie sprach mit einem süßen, mütterlichen Lächeln wie zu einem Kind.

„Und S i e?" fragte er wieder.

„Ich zieh' mich nebenan um; da hab' ich meine Sachen. — Ach, Sie müssen ja aber —"

Es flog sie wieder eine Röte an. Sie öffnete einen Schrank, nahm ein frisches, zierlich rotgesäumtes Hemd heraus und warf es auf das Bett. „In das schlüpfen Sie gefälligst hinein! — Wenn Sie fertig sind, so klingeln Sie, bitte; da an der Wand ist der Knopf. Und nun ganz geschwind!"

Sie nickte ihm zu und huschte durch die vierte Tür hinaus.

* * *

Als sie wiederkam — er hatte vor einer Weile geklingelt — trat sie in einem dunklen Morgenrock ein, das schwarzbraune Haar lang aufgelöst; Wilfried lag unter einer rotseidenen, gesteppten Decke. „Nun, wie geht's?" fragte sie. „Auf Ihre Kleider müssen Sie noch etwas warten; Sie wohnen so weit von hier. Ihr Boot hat Adelens Diener schon ans Ufer geholt; die Ruder werden aufgefischt. Ihre Mütze ist fort! — Was machen Sie für ein ernstes Gesicht? Doch nicht um die Mütze? Oder ist Ihnen nicht gut?"

„O ja," antwortete er, „mir ist — wunderbar gut. Aber — — Fräulein Maria! Ich hab' Ihnen noch nicht gedankt. Ich kann's auch nicht. Sie haben so himmlisch tapfer — und gut — — Aber ich, wie lieg' ich hier! Zum Lachen! Zum Erbarmen! Von einem Mädchen aus dem Wasser gezogen. — Lachen Sie doch los!"

Sie tat es auch; sie lachte herzlich. Es war aber ein Jubilieren darin, wie wenn eine Lerche singt. Es war das reinste Lachen des Glücks.

„Ein Mann, der nicht schwimmen kann!" sprach Wilfried weiter. „Meine Mutter wollt' es nicht; mein Vater ließ es gehn. Und ich — — Und da lieg' ich nun. Es ist eine Posse! — — Ich hatte so viel Wasser geschluckt, war beinahe kraftlos, besinnungslos. — In meinem Innersten bin ich so gerührt, Fräulein Maria ... Danken kann ich nicht!"

„Sollen Sie auch nicht," entgegnete sie. „Ich brauch' keinen Dank ..."

„Ich hab' ihn hier!" wollte sie sagen; sie deutete sich aber nur mit dem Finger aufs Herz. Sie ging durch das Zimmer auf und ab, die Augen immer auf dem Bett. Da lag ihre Beute! Auf dem weißen Kissen braunes Gelock, um ein feines, ausdrucksvolles, helläugiges Gesicht. Ein brauner Schnurrbart, auf ihrem Bett ... Ein Märchen. Sie sog es ein, sie lebte es. Auf einmal kam ihr ein Gefühl, Gott so recht zu danken. Ihre Augen wurden naß.

„Ach, Fräulein Maria!" klang es dann weich vom Bette her. Sie trat langsam näher. „Von Ihnen gerettet. Ja. Und nun?"

„Was nun?"

„Dabei bleibt es nun? Zwischen Ihnen und mir bleibt es, wie es ist?"

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, so bleibt es nicht!" Mit einer plötzlichen Bewegung sank sie neben dem Bett auf die Kniee hin. „Ich will Ihnen alles ganz ehrlich sagen; ach, Aufrichtigkeit tut so wohl, ist so süß. Das Heucheln und Lügen in solchen Sachen, mir war's immer schrecklich! — Liegen Sie nur

ganz still. Ich bin wohl sonst nicht abergläubisch; aber daß uns dies geschehn ist — daß ich Sie so in mein Haus gerettet habe — — Mir war heut nacht so schwer ums Herz. Ihre Augen hatten gestern so viel gefragt. Es war Ihre ganze Seele drin. Und ich wußte nicht: was soll ich tun? Ach, wenn mir Gott was zuliebe täte, wenn er mir irgend ein Zeichen schickte — oder was er will! — So dacht' ich. Da kommt dieser Nachmittag. Und da liegen Sie!"

Ihre Hände, die auf dem Bettrand lagen, falteten sich.

„Maria!"

„Ja, ja; liegen Sie nur still. Ja, und ich will Ihnen noch was sagen, Wilfried: es fing auch so merkwürdig an. Vor drei, vier Wochen — wann war's — am Nachmittag hatt' ich meine letzte Tonpuppe zerschlagen, mich auf die Erde geworfen: so, mit mir ist's aus! An demselben Abend standen Sie da unten als griechischer Sänger — und sangen mir so wunderbaren Trost — sangen sich mir ins Herz. Das war doch auch wie ein Märchen; nicht? — Seitdem hab' ich Sie lieb! Täglich immer lieber. Sie sind mein neues Leben, Wilfried. Ich glaub' jetzt, Sie und ich — wir sind sehr verschieden — aber ich glaub', Gott hat uns zusammen gedacht!"

Wilfried richtete sich auf; er konnte zuerst vor Freude nicht sprechen. Er nahm ihre Hände. „Maria! Ich glaub's auch! Für ewig!"

Sie lächelte ungewiß: „Für ewig? Wer weiß das? Wer kennt sich und den andern so gut? —

Aber es ist nun so gekommen: ich kann nicht von dir lassen ... Ach nein, küß mich noch nicht. Laß mich dir's noch sagen ... Was ich von der Ehe denke, das weißt du. Und du denkst wie ich. Freie Menschen; nur durch ihre Liebe vereint! Keiner über dem andern! Beide gleich, ganz gleich. Und wenn in ihrer großen, vollen, herzenswarmen Liebe doch noch eine Täuschung war — oder wenn sie im Lauf der Tage doch noch wieder auseinanderwachsen — dann in Frieden getrennt! nicht mit dieser schrecklichen Scheidung vor dem Gericht, vor der ganzen Welt! — So möcht' ich mit dir leben, Wilfried. Willst du's so versuchen?"

Er zog ihre Hände an seine Brust. „Maria! Süßeste Maria! Was du willst, das will ich auch. — O du Himmlische! Du Einzige! So schön wie in diesem Augenblick warst du nie!"

Sie schüttelte ihre langen Haare: „Sprich jetzt nicht von Schönheit. Sprich von unsrer Liebe!"

„Maria! Und das — Opfer, das du mir bringen willst?"

„Sag das nicht; es ist kein Opfer. Ja, die Leute, die vielen, die werden mich verdammen; das tut mir nicht weh. Ich weiß doch, ich bin nicht schlecht. Das sind neue Zeiten. Neue Zeiten haben ihre Märtyrer. — Ach, ich red' von Märtyrern, und ich vergeh' vor Glück!"

Sie legte die Hände auf seine Schultern. Er zog sie an seine Brust.

* * *

Ein paar Tage später saß Karnatz in derselben Laube, in der er seinen ersten eifersüchtigen Schmerz um Wilfried ausgestöhnt hatte. Maria stand vor ihm, an den runden Tisch gelehnt. Er wühlte in seinem struppigen Haar. Er schob sich den langen Schnurrbart zwischen die Zähne und biß darauf. Sie sah dem eine Weile zu; endlich zog sie ihm sanft den Bart aus dem Mund und legte ihm ihre Hand auf den haarbuschigen Kopf. „Bitte, lassen Sie das," sagte sie.

Jetzt schaute er sie mit den brennenden Augen an; er hatte auf den Tisch gesehn. „Also — also nach dem Norden geht's!"

Sie nickte.

„Und im Herbst nach dem Süden!"

Sie blickte mitleidig auf ihn nieder und nickte.

„Und die Villa Maria wird öd' und leer!"

„Davon wollt' ich ja mit Ihnen reden, Meister. Sie hörten nur nicht zu. Adele sagt ja, sie will auch fort. Aber, ob sie das nun tut oder nicht, m e i n Stock wird jedenfalls leer. Bis zum Frühling, denk' ich. Sie haben die Villa Maria so gern. Sie wohnen in der Stadt so prosaisch, in der engen Straße. Wenn Sie in meine Wohnung zögen! so, wie sie ist! — Es wär' mir so 'ne Freude, wenn ich nach Hause denke, mir zu sagen: da sitzt Richard Karnatz, mein geliebter Meister!"

Karnatz nahm ihre rechte Hand und zog sie, mit einem grimmigen Widerstreben, an den sich vorbeugenden Mund. „Sie sind doch ein furchtbar guter Kerl!"

stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Ein abscheulich guter —"

Er mochte nicht mehr reden.

„Wollen Sie?" fragte sie.

„Wie kann ich das in diesem Augenblick wissen? — Ja, natürlich. — Ich werde wohl. — Ich in Ihrer Wohnung? — Das weiß ich nicht. Sie meinen es sehr gut ... Maria!"

„Meister Karnatz?"

„Und mit diesem Musikanten ziehn Sie so in die Welt?"

Sie legte ihm wieder die Hand aufs Haar, so weich wie vielleicht noch nie. „Fragen Sie doch nicht mehr."

„Zur Wonne der Philister? Ohne Standesamt?"

„Vielleicht später, Karnatz, wenn wir alles wissen."

„Was wissen?"

„Daß wir immer beisammen bleiben; daß wir wirklich füreinander geschaffen sind."

„Aber bis dahin —?"

„Fragen Sie doch nicht mehr. — Wir sind doch nicht die ersten, Karnatz. Wir werden nicht die letzten sein. Wie ich Ihnen gestern sagte: eine neue Zeit!"

„Ach ja, ach ja," murmelte er. Nach einem grimmigen Schweigen entschloß er sich, hinzuzusetzen: „Gleichheit, absolute Gleichheit! Das Weib wie der Mann! Ihr unglückseliger, fixer, ewiger Gedanke!"

„Er wird wohl noch einmal ewig, Karnatz."

„Na, was geht's mich an!" — Er lachte auf;

es war aber gleich zu Ende. „Ich bin nicht Ihr Vater. Bin auch nicht Ihr Bruder; bin auch nicht — — Sie sind furchtbar glücklich. Das sagten Sie ja wohl vorhin. Möchten Sie nie das Gegenteil werden! Es kommen ja auch solche Fälle vor — es gibt solche Fälle —"

„Mein guter Karnatz, ich fürcht' mich nicht!"

„Nein, Sie fürchten sich nicht. Sie haben eine Masse Mut!" Er wurde weicher und weicher, so heftig er sich wehrte: „Ja, schon Heldenmut! — Alle Achtung, alle Achtung. Mögen Sie nie als Schiffbrüchige — — Wie sagt Schiller von den tausend Masten und dem geretteten Boot —"

„Schiller? Das weiß ich nicht."

„Gott sei Dank, ich bin nicht Ihr Vater ..."

Ihm verging das Sprechen plötzlich; es ward eine Art von Schluchzen draus.

„Was machen Sie?" fragte das Mädchen erschrocken. „Meister! Schluchzen Sie?"

„Ich schluchze nie," erwiderte er mit harter Stimme. Er hatte schon wieder gesiegt; er freute sich mit wildem Stolz.

Auf einmal saß Maria neben ihm. „Meister!" sagte sie. „Ach, mein guter Meister. Du bist ja doch mein bester Freund. Bleib mir gut! Bleib mir gut! — Tu mir die Liebe, wohn da oben. Und denk doch wie ich, glaub mir's doch: mich führt Gott meinen Weg! — Wo sind deine Hände — warum versteckst du deine Hände —"

Karnatz hatte sich, um sich härter, fester zu machen,

auf seine Hände gesetzt. Sie zog sie aber mit ihrer Turnerkraft hervor und hob sie an ihre Lippen, eine nach der andern.

„Na, na, na, was machst du?“ fragte er tiefverwundert. Er riß ihr die Hände weg.

„Na, dann so!“

Sie neigte sich vor und küßte ihn auf den Mund. „Guter, teurer Meister!“ hauchte sie nach einem langen Kuß. Dann lief sie davon und ließ ihn mit seinem seligen Gram allein.

Zweites Buch

In einem der großen Gasthöfe am Alten Jungfernstieg stand Adolar von Gräbnitz mit seiner Cousine Hermine am Fenster und sah auf die vom Abendlicht überschimmerte Binnenalster hinaus. Gerade vor ihnen war man tätig, den Jungfernstieg zu verbreitern, da er dem immer wachsenden Verkehr nicht mehr genügte, und der Binnenalster einen breiten Streifen Landes abzugewinnen, um Straßenbahngeleise, Rotunden und Landungsstege darauf anzulegen. Adolar schien das Werdende mit einer gewissen Andacht zu betrachten. Hermine sah bald daran vorbei; sie schaute mit unbemerkten, klugen Blicken ihren Vetter an, der so furchtbar stattlich dastand, den sie um seine Jugend und Schönheit beneidete.

„Also das hat sich wirklich so zugetragen?" sagte sie endlich, mit einiger Grausamkeit lächelnd. „Bei einer reizenden jungen Dame abgeblitzt — Adolar von Gräbnitz? Das war wohl das erste Mal?"

„Vielleicht auch nicht," brummte er in seinen mattblonden Bart. „Übrigens, dieses burschikose ‚Abgeblitzt' paßt wohl nicht ganz auf meinen Fall! Ich hab' ihr nicht den Hof gemacht. Ich hab' eher abgewartet, ob sie ihn mir machen wird —"

„Stolzer junger Mann!"

„Na, und das hat sie nicht getan."

„Hat statt dessen den Künstler —"

„Künstler! Den zarten, weichschaligen Schwachmatikus hat sie genommen, weil sie einen Kraftmenschen nicht brauchen konnte! Sie ist selber einer; — eigentlich ein famoses Geschöpf. In mir hätte sie einen Herrn gehabt, und den will sie nicht, ums Verrecken nicht. Um kein Atom soll der Mann mehr sein als das Weib. Und damit ja keine Übermannung stattfindet, lieber das Weib mehr als der Mann!"

Hermine trommelte auf die Fensterscheibe. „Das wär' eigentlich auch mein Geschmack!"

„Ja, du —!"

Adolar schaute sie von der Seite an. Sie war auch eine echte Gräbnitz, was die Figur betraf: hoch und stark gebaut. Sie hatte fast auch sein Profil, seine festen, kalten, himmelblauen Augen. Es stand nur alles ihr, dem Weib, nicht so gut! Vor zehn Jahren, als junge Frau von Linden, da hatte sie wohl für eine Art von Schönheit gegolten; er erinnerte sich, und wie. Aber früh gealtert ... Für seinen Geschmack jetzt zu hart, zu männlich ...

Um ihr doch etwas Angenehmes zu sagen, setzte er mit seinem gutmütigen Lächeln hinzu: „Wenn sie alle so wären, wie Hermine von Linden, dann kämen wir Männer nicht hoch!"

„Ach!" seufzte sie; wie eine, mit deren Macht über die Männer es aus ist. Viel davon hatte sie

nie gehabt. — „Und diese Hamburger Bürgerstochter reist also mit ihrem Schatz so einfach nach dem Nordkap ab?"

„Wie ich dir vorhin sagte: sie hat Willenskraft wie ein Mann. Und den Eigensinn ihrer Ideen wie ein Mann! Ich glaub', sie betrachtet das als 'ne Probeehe. Vielleicht kommt sie übers Jahr als wirkliche Frau Lembke wieder. Jetzt geht sie aber als Fräulein Merker fort. Hamburg ist natürlich außer sich! Hamburg trieft von Tugend. Fräulein Maria stürzt sich aber tapfer in ihr Paradies: Sommer Norden, Herbst Südtirol, Winter Sizilien, oder Capri!"

„Und — wer hat das Geld?"

Adolar verzog das Gesicht. „Immer fragst du: wer hat das Geld? — Beide haben Geld. Sie braucht ihn nicht zu ernähren; das scheinst du ja zu denken. Er hatte einen Vater, der beizeiten für die nötige Million gesorgt hatte."

„Glücklicher Sohn!" sprach Hermine gegen das Fensterglas. Sie wandte dann langsam den Kopf zum Vetter. Ein nüchtern sorgenvoller Ausdruck erschien auf ihrer männlichen Stirn. „Du, Adolar — ich hatt' mir das eigentlich schöner gedacht. Ich meinte, du würdest diese Maria Merker — — Weil ich davon fast schon überzeugt war, fuhr ich heut morgen von Berlin hierher. Mit meinen persönlichen Finanzen steht es nämlich schlecht, und —"

„Schon wieder?"

„Ach du lieber Gott! Wann denn nicht? —

Mein bißchen Witwengeld, die kleine Rente ... Ich leb' ja wie 'ne Nonne. Aber es reicht doch nicht. Ich kann doch auch nicht wie 'ne Schmarotzerin von Gut zu Gut, reihum, durch die ganze Verwandtschaft — — Mir ekelt ja bald vor mir selbst, Adolar."

„Arme Hermine! — Hm!"

Sie schöpfte aus diesem „Hm" eine Hoffnung. Ihre rechte Hand legte sich sanft auf seinen linken Arm. Sie bemerkte wohl, daß der wie bei einem bösen Omen zuckte; aber doch noch unverzagt fragte sie gegen seine schöngebräunte Wange: „Du kannst mir wohl nicht tausend Mark leihn, Vetter?"

Er sah sie an und schüttelte schonend den Kopf. „Leider nicht hundert, Hermine. Ich bin selber abgebrannt! Treib' mich schon viel zu lange herum, muß nach Hause kuschen. Na, und da — — mein alter Inspektor — ich glaub', er bestiehlt mich nicht. Er macht ja wohl auch seine Sache gut. Aber die Sache selbst — das ist so 'ne Sache. Wir Agrarier! Faule Zeiten!"

„Ja, ja," seufzte sie. „Ganz abscheulich, wie die alten Geschlechter herunterkommen ... Aber den Teufel auch, und zum Donnerwetter — — ich muß jetzt mal fluchen. Dann versteh' ich dich nicht!"

„Wieso?"

„Daß du keine Anstalten machst, um aus der Misere herauszukommen. In Berlin erzählten sie mir, du würdest jedenfalls eine von den beiden Schwestern heiraten: entweder diese schneidige Maria, oder die Geschiedene!"

Adolar drehte gereizt und verächtlich an seinem schönen Schnurrbart. „Wo erzählten Sie dir diesen Unsinn? In deinem Okkultistenklub? Oder in der Sippschaft?"

„Das ist ja doch gleichgültig. Die Schwestern, hör' ich, haben beide viel Geld."

„Und das Geld soll ich heiraten?"

„Und die Dame mit."

„Ob sie mir zu Herzen geht oder nicht? — Pfui Teufel, Hermine. Du könntst ja ebensogut eine Mauscheles sein!"

Sie sah ihn lächelnd über die Schulter an; etwas Blut fuhr ihr indessen doch in die Wangen. „Aber mein lieber Adolar! So heiratet doch jetzt die beste Gesellschaft. Überall! Wo du hinguckst! Damit Geld und Blut wieder mehr zusammenkommen. Die Grafen, die Fürsten, die Herzoge, alle!"

Adolar richtete sich höher auf, seine Stirnadern schwollen an. „Na, dann gehör' ich nicht dazu! — Ich heirat' entweder nie, oder weil ich mit derjenigen schauderhaft glücklich werden will. Verkaufen tu' ich mich nicht!"

Sein Brustkasten hob sich mächtig; es tat ihm wohl, es füllte ihn mit Stolz und mit Lust, daß er so vornehm dachte. Hermine sah es anders an. Schafskopf! dachte sie.

„Übrigens die Villa Maria löst sich auf," setzte er nach einer kleinen Stille hinzu. „Auch die andre, die Geschiedene, reist ab; es hat sie so melancholisch gemacht, daß Maria fortgeht. Mit einem Mann-

weibchen, einem Fräulein Mangold, an das sie jetzt ihr Herz gehängt hat, will sie nach Süden in die Berge ziehn. In der Villa bleibt niemand, glaub' ich, als der Hausorgelfex, mein früherer Klavierlehrer, von dem ich dir erzählt hab', der tragikomische Kauz, Meister Karnatz. Der setzt sich da als Hauskobold hin. Aber Frau Adele — die andre, die ihr mir zugedacht habt — ‚nein, hier halt' ich's nicht mehr aus!' sagte sie mir gestern. ‚Ohne Maria ist mir Hamburg tot! Ach, was soll ich hier! Das Haus wär' mir nur noch wie ein Erbbegräbnis!' Und dann kam ein Seufzer, der sich eine deutsche Meile in die Länge zog."

„Also in die könntst du dich nicht verlieben?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ist sie nicht hübsch?"

„O doch. Viele nette Sachen. Die Gestalt — alle Achtung!"

„Ist sie denn ein Unhold?"

„Ach Gott! Der beste Kerl von der Welt! Gutmütig — lächerlich. Und dreimal um diesen Finger zu wickeln."

„Na, ich sollte meinen, das wär' für die Ehe —"

„Um Gottes willen!" rief Adolar aus; so nachdrücklich ablehnend, daß Hermine lachte. „Das wär', wie wenn ein Mörserkolben ein Pfund Butter heiratet. Die zerschmölz' ja nur so an mir. Der Mensch will doch einen Widerstand haben; was soll er sonst brechen?"

Hermine ward aufmerksam. Sie ging ein paar

Schritte ins Zimmer hinein. „Also — ein Pfund Butter?“ sagte sie dann und drehte sich herum, und tat, wie wenn sie wieder lachte. „Ist sie denn so dumm?“

„O nein, gar nicht dumm. Ein ganz helles Köpfchen. Und weiß auch viel! Schauderhaft gebildet. Aber sie gehört zu den Ranken, weißt du. Immer Sehnsucht nach einer Säule. Auch Sehnsucht nach was Neuem, anderm. Stand immer unter Marias Pantoffel. Kurz — nichts für mich!“

Aber für mich! dachte Hermine plötzlich.

Sie setzte sich auf eine Sofalehne; das war ihrer hohen Gestalt bequem. „Eine drollige Pflanze!“ sagte sie, als würfe sie es nur so hin. „Und — die reist auch ab?“

„Das sagt' ich ja.“

„Wann denn?“

„Wann denn? Morgen. Mit dem Schnellzug, der Abends in Frankfurt ist. Von da wollen sie nach München weiter, und in die Berge. — Übrigens, interessiert dich das?“

„Ich hab' Mitleid mit der guten Person. Und diese Art von Charakteren, die eigentlich einen fremden Willen brauchen —“

„Die interessieren dich?“

„Ja. — Hast du keine Photographie von ihr?“

Adolar sann einen Augenblick, griff an seine Brusttasche; „o ja!“ versetzte er dann, „sogar noch bei mir. Wir haben gestern, beim Abschied, getauscht.“ Er zog ein Kabinettsbild aus der Tasche, das in Seiden-

papier gewickelt war, und hielt es ihr hin. Hermine wickelte es heraus und betrachtete es mit den scharfen Augen fast so aufmerksam wie ein Polizeibeamter, der sich die Züge eines einzufangenden Verbrechers einprägt.

„Gescheit! Liebenswürdig!" sagte sie mit einem zustimmenden Nicken.

„Entschieden."

„Auch Humor?"

„O ja, sie hat auch Humor. Einen manchmal rührenden, elegischen. — Nun könntst du mir die Photographie aber wiedergeben, denn ich muß jetzt fort."

Sie gab ihm das Bild zurück. „Und du willst wirklich auf dein Gut?"

Adolar lächelte, mit drollig zerknirschtem Leichtsinn. „Es ist eigentlich vernichtend, wenn man einen Gutsbesitzer zweite Hälfte Juli, vor der Ernte fragt: du willst wirklich auf dein Gut? — Ja, ich will mal sehn, ob's noch da ist. — Von morgen an, hol' mich dieser und jener, werde ich solid!"

„Wie oft wohl das Wort ‚solid' unnütz ausgesprochen wird," warf Hermine hin.

Er seufzte; jedoch nicht tief. „Na, und du?" fragte er, indem er nach seinem Hut und seinen Handschuhen griff.

„Was aus mir jetzt wird? — Ich weiß noch nicht." Sie sah an ihm vorbei in die Luft.

„Hm!"

Er betrachtete sie. Der „Riese" hatte seine weichen

Momente; er konnte nicht gut Leute — und nun gar geborene Gräbnitze — sehn, die noch weniger Geld hatten als er. Mit einem halbgerührten Bick schielte er nach seiner Brusttasche. „Weißt du, Hermine —!" fing er an.

„Was, mein guter Junge?"

„Leider nicht h u n d e r t, sagte ich vorhin. Das war wohl mehr — eine augenblickliche Schwäche; indem ich nämlich noch nicht weiß, was ich alles schuldig bin. Es wird aber wohl so schlimm nicht sein; ich hab' in einem Grade solid gelebt —! — Einen Hundertmarkschein könnt' ich dir noch geben; das reißt mich noch nicht um."

„Nein, Adolar!" entgegnete sie. „Wie kann ich das annehmen. Wenn du selber nichts —! Deine Großmut hat mich schon so oft beschämt."

Sie war aufgestanden und zurückgetreten; jetzt kam sie jedoch wieder näher heran. Wenn ich aber in die Berge mitreisen will! dachte sie.

Er hatte auch schon in die Tasche gegriffen und hielt den Hundertmarkschein, den angenehm bläulichen, zwischen seinen mächtigen Fingern. „Sag nur, bitte, nie mehr das verdammte Wort G r o ß m u t; da kriech' ich in mein Nichts zusammen und bin rein weg. Du kannst ihn mir ja wiedergeben, wenn dein sogenannter Glücksstern im Steigen ist."

Sie nickte: „Das ist er hoffentlich b a l d! Dann sollst du eine Gräbnitz kennen lernen. — Ich will jetzt dran arbeiten, Adolar."

„So? Was willst du machen?"

„Davon später mal," gab sie nur zur Antwort. „Also ich soll ihn wirklich nehmen?"

„Augenblicklich!" Er drückte ihn ihr in die Hand. „Und adieu!"

„Lieber, guter Junge! Ich dank' dir!" — —

Adolar war gegangen, Hermine sah ihm nach; sie hatte den Schein noch in der Hand. In ihr Gesicht kam das Unternehmende, das „Feldherrnhafte", wie es in der Verwandtschaft genannt wurde. Sie schaute auf die Tür, als wäre dort ihr Ziel; vorwärts! sagte ihr fester Blick. Endlich etwas erreichen; endlich, endlich! Vierzig Jahre alt und noch eine borgende Bettlerin! Es zuckte um ihren stolzen Mund.

Wie vieles war ihr schon mißglückt, seit ihres Mannes Tod; von ihrer Ehe nicht zu reden: der erste große Fehlschlag. Dann ihr noch jugendlich unreifer Aberglaube: der Okkultismus, die Spirits, die Geister würden helfen! Ja, es gab nicht bloß Okkultistenklubs, es gab wirklich Geister, daran glaubte sie, darauf schwur sie; aber in irdischen Nöten und Miseren helfen? So weit ließen sie sich nicht herab — oder durften und konnten nicht! — Dann diese Emilie, deren Herz sie gewonnen hatte, die so an ihr hing; „was mein ist, ist auch dein," sagte sie; „entbehren sollst du nie mehr! Das ertrag' ich nicht!" Aber man bekehrte ihr die Schwärmerin vor der Nase weg, sie wurde in Paris katholisch, sie ging ins Kloster, gab all ihr Geld an die Pfaffen hin. Und zuletzt Pauline — die junge, zärtliche, zarte, willenlose — was Adolar von Frau Adele erzählte, hatte sie an

Pauline erinnert. Die ward krank und legte sich; „ich mach' mein Testament, Hermine; ich sorg' für dich!" Sie machte aber kein Testament. Sie glaubte lieber dem Arzt, daß sie wieder gesund werde und am Leben bleibe. Und alle Hingebung, alle Pflege, alle Unterwürfigkeit in die kranken Launen umsonst: auf einmal diese Pauline tot — von so 'ner schnöden, tückischen Influenza weggeblasen — und kein Testament. Und Hermine von Linden wieder auf der Straße!

„Wird mir's denn diesmal, diesmal gelingen?" sprach sie so laut vor sich hin, daß sie dann erschrak und umhersah: hatte sie jemand gehört? — Dieses dumme laute Denken! — Sie schüttelte aber den Kopf. Nebenan war niemand. Das Fenster war nicht offen. Endlich lachte sie: wer wüßte denn damit auch, was mir gelingen soll? — Sie fing an, ihren alten Koffer zu packen, den schon viel gereisten: morgen ging's ja fort. Wohin? Diesmal auf die wirkliche Reise zum Glück? Oder wird Hermine von Linden, geborene von Gräbnitz, ewig selber packen? ohne Jungfer?

Sie hielt sich nicht lange mit Seufzen auf, so viel Lust sie auch hatte, sich auf dem Sofa liegend auszustöhnen. An den großen Tagen „vor der Schlacht" war sie ebenso hart mit sich, wie das Schicksal. Sie setzte sich nicht eher, als bis sie den fertigen Koffer geschlossen hatte. Nur die Handtasche blieb noch leer, bis morgen. Jetzt in den Speisesaal hinunter, zum einsamen Nachtmahl!

* * *

Es war ungefähr eine Woche vergangen. Im Gasthof zu den vier Jahreszeiten in Berchtesgaden, neben der königlichen Villa, saß Frau Adele in ihrem Wohnzimmer, mit Luise Mangold und Hermine von Linden. Sie hatten früh zu Abend gegessen und sich dann hier oben um die Lampe versammelt; denn die Tage waren doch nicht so lang wie im Norden. Hermine las vor, aus einem neuen Drama. Luise strickte dabei; ihre klugen Augen blickten aber oft zur Vorleserin auf, die sie in ihrer stillen Art studierte. Adele hatte sich in eine Ecke ihres Sofas hineingeschmiegt, so tief wie möglich — das liebte sie sehr —, und öffnete die weich geschlossenen Augen nur von Zeit zu Zeit, wenn es in dem Drama „schauerlich" wurde.

Der zweite Akt ging zu Ende. „Jetzt müssen wir für heut wohl aufhören," sagte Hermine und legte die Hand auf das Buch; „sonst wird meine liebe Frau Weber zu aufgeregt, vor der Nacht, und schläft wieder schlecht."

„Ja, das könnt' sie wohl!" erwiderte Adele. „In dem Stück geht's ja greulich zu! greulich interessant! — Nun müssen Sie aber nie mehr Frau Weber sagen; das klingt so unnatürlich fremd. Wir lieben uns ja schon. Adele und Hermine; abgemacht? — Abgemacht! — Nein, wie lebendig diese Frau Dramatisches vorliest. Nimm's nicht übel, Luise, mein Herz. Du liest auch sehr hübsch, wahrhaftig; aber so kannst du's nicht!"

Adele hatte in jener Beichtnacht in der Villa

Maria mit Luise Brüderschaft gemacht, vor dem Einschlafen, von Bett zu Bett.

„Ich hab' ja schon die Stimme nicht," entgegnete Luise.

„Ja, was die Frau für 'ne Stimme hat! Eine Feldherrnstimme. Das heißt, sie kann alles damit: klar, verständig auseinandersetzen — daß man förmlich fühlt, aha, man wird gescheiter — dann aber, wenn die Leute leidenschaftlich werden, wie geht sie dann los! Wie schmettert sie! Wie donnert sie! — Ich bin noch ganz benommen. — Alles Kraftvolle, alles Starke — wie sie das kann!"

Das Weiche nicht! dachte Luise. Sie sah auf ihr Strickzeug nieder.

„Und dann war mir noch so merkwürdig, Frau Hermine," fuhr Adele fort: „es können so wenige Menschen auch die Bösewichter lebendig vorlesen, so daß man dran glauben muß. Frauenzimmer können's schon garnicht, find' ich. Aber Sie! Großartig! Daß man ordentlich ins Fürchten kommt; wahrhaftig. Sie lesen auch die schlechten Menschen gut!"

Die guten nicht! dachte Luise.

„Warum sind Sie eigentlich nicht zur Bühne gegangen? mit diesem Talent? Dazu die Gestalt?"

Hermine zuckte mit einem tragisch angehauchten Lächeln die Achseln. „Liebe Adele, bedenken Sie nur: eine Hermine von Gräbnitz — wird denn die zur Bühne gehn? Unmöglich! sagt die ganze Verwandtschaft; und zuletzt sagt man's in seinem achtzehnjährigen Dünkel selber mit. Hermine von Gräbnitz

wird doch lieber Frau Hermine von Linden werden; das ist die richtige Position in der Welt. — Ach ja, ich hab' als junge dumme Gans doch manches Mal vom Theater geträumt! Weiter kam es nicht. — Wissen Sie, eigentlich bereu' ich's nicht. Es ist doch auch viel — Erdgeruch beim Theater, um es so zu nennen. Im Parkett oder in der Loge sitzen ist besser!"

Adele träumte vor sich hin: „Mag sein. — Aber mit Ihrer Gestalt! Medea! Lady Macbeth! — Als wir in Hamburg in den Zug steigen wollten, sagte ich zu Luise: Bitte, sieh dir diese Lady Macbeth an! — Luise! Hab' ich das nicht gesagt?"

Luise Mangold nickte.

„Ja, das war wirklich 'ne wunderbare Begegnung!" rief Hermine aus; sie hatte das Buch zugeklappt und ging durchs Zimmer. „Wahrscheinlich in demselben Augenblick sagte ich zu mir: wer ist denn diese süße Gestalt? Ist das nicht die Adele Weber, von der mir Adolar gestern erzählte? Und denken Sie — an was für Zwirnsfäden doch so ein Menschenleben hängt! — wenn mir mein Vetter Adolar nicht zufällig Ihre Photographie zeigt, so weiß ich ja auf dem Bahnhof nicht, wer Sie sind, so kommt mir nicht der Gedanke, mich zu Ihnen zu setzen und Sie anzureden — und so steh' ich nun nicht hier in Ihrem Zimmer, seh' Ihr süßes Lächeln. Denn so wie Sie lächelt gar kein Mensch. — Aber freilich, der reine Zufall war's doch nicht: wenn Sie meinem Vetter nicht so riesig gefallen hätten, so hätt' er mir Ihre

Photographie nicht gezeigt. Und so ist eigentlich doch Ihre himmlische kleine Person dran schuld, daß wir in Berchtesgaden beisammen sind und uns schon tüchtig lieben!"

„O Gott," sagte Adele, „verhimmeln Sie mich nicht so; dann werd' ich auf einen Monat schamrot. — Aber mit dem Lieben, das stimmt! Wir waren noch lange nicht in Frankfurt, da sagte ich ganz heimlich zu mir: das ist offenbar was Mächtiges, Großes, für mich Efeupflänzchen wie geschaffen. Und dabei so gut zu mir, so unverdient, so rührend gut. Mit der möcht' ich durch Europa reisen! — Na, angefangen haben wir ja. Wer weiß, wie weit wir noch kommen!"

Sie lächelte zärtlich zu ihr hinauf, noch aus ihrer Sofaecke; die große Gestalt stand vor ihr.

„Wissen Sie, Hermine," fuhr Adele nach einem stummen Betrachten sehr ernsthaft fort, „Sie haben noch was Merkwürdiges in den Augen; manchmal könnt' man sich davor fürchten — wenn Sie nicht so harmlos und gut wären. Vorgestern sagte ich zu Luise: das sind beinahe Geisteraugen; — Luise! hab' ich das nicht gesagt? — Dabei fiel mir dann ein: auf der Fahrt von München hierher hatten Sie ein Wort vom Okkultismus gesagt und von der Geisterwelt, die den Menschen umgibt; dann hatten Sie das abgebrochen. Es machte aber den Eindruck: sie glaubt fest daran! — Sagen Sie. Tun Sie das wirklich?"

Hermine antwortete nicht sogleich; sie heftete nur die Augen auf Adelens neugierig fragendes Gesicht.

Darauf strich sie langsam mit einer Hand über deren weiches, dunkelblondes, seidiges Haar.

„Ach, das tut gut," summte Adele. Sie ließ sich gerne streicheln und krauen.

„Sehn Sie, Adele: so gewiß ich weiß, daß das ein Kopf ist, über den meine Hand geht — und daß in diesem Kopf, unter diesem schönen Haar nur schöne und gute Gedanken wohnen —"

„O Gott, nein! Sagen Sie das nicht!"

„Doch; weil's so ist. Ebenso gewiß weiß ich auch, daß es Geister gibt, daß sie uns umgeben, daß wir von ihnen Kunde haben; und daß das zu meinem Glück, zu meinem Leben gehört."

„Wie merkwürdig," murmelte Adele. „Sie sagen das ... Und so tief aus der Brust heraus. — Meine Schwester Maria sagt: das ist alles Täuschung. — Aber, bitte, nur noch ein Wort."

„Nämlich?"

„Man liest von so vielem, was die Geister klopfen oder schreiben oder durch die sogenannten Medien sagen lassen; und — und es ist nie was Besondres dran! Haben Sie denn je etwas von den Geistern gehört oder erlebt, daß Sie dann ausrufen mußten: Donnerwetter!?"

Hermine lachte über dieses „Donnerwetter". Sie ist wirklich allerliebst! dachte sie. „Meine liebe Adele," entgegnete sie dann ernsthaft, mit ihrem fernschauenden Feldherrngesicht, „da wär' viel zu sagen. Was man so in den Zeitungen liest — ich weiß, das kommt einem oft recht geistlos vor. Und wirklich

große Offenbarungen aus dem Jenseits, nein, die kenn' ich noch nicht. Könnten wir sie vertragen? Das ist auch noch die Frage. Vielleicht können wir sie später vertragen, wenn wir im Verkehr mit den Geistern weiter sind. Daß aber Ihre Schwester unrecht hat, daß die Geister keine Täuschung sind, daß sie sich auf allerlei Art zu erkennen geben, das weiß ich gewiß!"

„Hm! — Na ja. — Aber, bitte — verzeihen Sie — wenn die Geister so wenig Vernünftiges sagen, was haben Sie dann davon?"

„Aber, liebe gute Frau!" rief Hermine, etwas von oben herunter; im nächsten Augenblick ward sie aber wieder ganz gleich zu gleich, und zärtlich. „Denken Sie doch, Sie mit Ihrer weichen, warmen Seele: zu wissen, daß unsre Gestorbenen fortleben — und daß sie gleichsam in unsrer Nähe sind, daß wir sie heranrufen können — ist das nicht ungeheuer viel? Liegt nicht unsre ganze Zukunft drin?"

„Sie glauben, es sind die Geister unsrer Gestorbenen?"

„Süße Frau, Sie sprechen immer von Glauben. Wir wissen es! Ich weiß es!"

Adele war betroffen; mit den großen, grauen Augen, jetzt wie kluge Kinderaugen, blickte sie fast verschüchtert, beunruhigt, in Herminens halb männlich ernstes Gesicht. Sie war blaß geworden. Rote Fleckchen erschienen aber auf ihren Wangen. Luise sah das und stand auf.

„Ach," sagte sie, die Brauen verziehend, „das ist

eigentlich kein Gespräch für Adele, vor dem Schlafengehen. Das sollten wir heut lieber lassen, gnädige Frau. Sie schläft so nicht gut. Und da ist offenbar auch ihr Kopfweh wieder."

„Wirklich?" rief Hermine.

Adele nickte; mit einem Lächeln, als schämte sie sich. „Wie diese Luise mich kennt! Das ist wirklich unheimlich. Ja, ich kann jetzt so wenig vertragen; sowie ich mich ein bißchen aufrege, ist das Kopfweh da — und der Schlaf fliegt zum Fenster hinaus. Das ist seit einer gewissen — tragischen Zeit; ich hab' mich nämlich einmal scheiden lassen."

Sie lächelte rührend, als bäte sie dafür um Entschuldigung. „Ich weiß," sagte Hermine.

„Ja, und dann kam jetzt diese n e u e Tragödie: daß meine Schwester mir durchging — und s o. Da bin ich ein rechtes Wrack geworden. Nehmen Sie's nicht übel!"

„Ach, Sie komische, süße Frau!" rief Hermine aus und nahm Adelens Kopf zwischen ihre Hände. „Es tut mir nur so wahnsinnig leid, daß Sie nicht gesund sind, weil Sie Kummer haben."

„Kann I h n e n a u c h etwas wahnsinnig leid tun?" fragte Adele sehr verwundert. „Ich dachte, so ein großartiger Mensch wie Sie, der gäb' sich mit solchen Schwachheiten nicht ab."

„Ich hab' ja doch ein H e r z, Adele! Und schon das ganze Herz für S i e!"

„Das ist furchtbar nett von Ihnen." Adele nahm eine von Herminens Händen und legte sie gegen ihre gerötete Wange und auf ihre heiße Stirn.

„Und ich denke, nun geht Adele zu Bett!“ sagte Luise sanft bemutternd. „Und von den Geistern reden wir lieber gar nicht wieder.“

Hermine warf einen raschen Blick auf das Mädchen, einen gereizten, hochfahrenden. Wer bist d u denn eigentlich? dachte sie. Du willst kommandieren? — Sie nahm dann aber auch einen mütterlichen Ausdruck an, über die Geister hinweggleitend, als hätte sie das nicht gehört. „Ja, unsre liebe kleine Frau geht zu Bett! Dafür bin ich auch. Ich reis' lieber noch heut nacht wieder ab, als daß ich sie im Gesundwerden störe! — Nein, nicht stören, das ist nicht genug. Soll ich Ihnen Ihr Kopfweh vertreiben, Adele?“

„Gott, wie gern! — Aber wie wollen Sie das machen?“

„Liebes Herz, wir Okkultisten — — Bitte, Fräulein Mangold, regen Sie sich noch nicht auf! Es kommt g a r n i c h t s Schlafstörendes; ganz im Gegenteil! — Wir Okkultisten haben ja nicht bloß mit den Spirits zu tun; im Gegenteil, manchen ist das Nebensache. Wir beschäftigen uns mit allem, was die bisherige Naturerklärung nicht erklären kann! Da ist zum Beispiel die Hypnose und die wunderbaren Wirkungen, die in diesem Halbschlaf, oder was es ist, ein Mensch auf den andern ausüben kann. Da werden Heilungen zu stande gebracht — — wie viel Merkwürdiges hab' ich selbst erlebt! Da sagt einer zum andern, der in diesem Halbschlaf ist: ‚Sie werden morgen das und das tun‘ — und er tut es dann,

er muß, er weiß nicht wie. Davon haben Sie doch gewiß gehört?"

„Aber was denken Sie?" sagte Adele. „Wir Hamburgerinnen sind ja furchtbar gebildet. — Ich dacht' ja schon neulich, als ich Sie einmal ordentlich ansah: die hat Augen zum Hypnotisieren!"

„Hat sie auch," erwiderte Hermine lächelnd. „Aber die Augen braucht man ja gar nicht. Die Hauptsache ist der andre Mensch! — Sie sehen so hypnotisierbar aus. Ach, wie rührend drollig: indem ich Sie nur recht fest angucke und Sie mich, werden Ihre Augen schon beinah hypnotisch. — Ich möcht' Ihnen so gern helfen, Adele. Wollen wir's versuchen?"

Luise streckte unwillkürlich die Arme vor, wie um abzuwehren; Adele richtete sich aber lebhaft auf. „Mir in der Hypnose das Kopfweh vertreiben?"

„Einen Versuch machen, ob's gelingt!"

Luise beugte sich vor, über den Tisch. „Dann könnten Sie ja später auch anderes — —"

Sie brach ab, durch einen Blick Herminens eingeschüchtert. „Aber liebes Fräulein," entgegnete Hermine, „ich kann später viel. Ich kann später Sie beide ermorden und dann nach Sibirien gehn. Jetzt handelt sich's um Frau Adelens Kopfweh, nicht wahr. Und ich glaube, der Kopf, der dieses Kopfweh hat, der hat zu entscheiden!"

„Laß dich nur mit diesem Feldherrn nicht ein!" sagte Adele lachend, so gut sie bei ihren Schmerzen lachen konnte. „Bei dem ist auch die Zunge ein

Schwert! — Ach ja, so 'nen Versuch machen, das wär' gut. Luise! Wenn ich wieder 'nen fidelen Schädel hätte!"

„Ihnen kann ja nichts geschehn," warf Hermine hin. „Fräulein Mangold ist ja als Zeuge dabei."

„Aber um Gottes willen!" rief Adele. „Wie können Sie so sprechen! Was sollte mir denn geschehn?"

„Ach, die Welt ist so schlecht," entgegnete Hermine. „Sie verlästert alles! — Aber nein, das will ich eigentlich nicht sagen. Hypnotisieren, will ich sagen, ist 'ne ernste Sache. Das sollte man nie, nie mißbrauchen. Und man kann's mißbrauchen. Mir ist es lieber, wenn ich 'ne Zeugin habe."

„Ach, geliebte Frau, fangen Sie nur an!"

Adele heftete die Augen wieder auf Herminens himmelblaue Sterne. Von dort erwartete sie die wunderbare Wirkung.

Hermine lächelte: „Nein, so mach ich's nicht. Ganz gewöhnlich! Bitte, nehmen Sie Ihre Uhr in die Hand. So. Lassen Sie das Lampenlicht auf die Goldplatte scheinen. Ja, so. Und sehn Sie nun unverwandt auf den Schein. Machen Sie nie die Augen zu. Immer fest und starr drauf hin. Ja, so!"

Adele gehorchte, mit einer Art von schauerlicher, träumerischer Wollust. Alle waren still. „Merkwürdig!" flüsterte Hermine, die gelegentlich auf ihre eigene Uhr blickte; schon nach ein paar Minuten war das Leben aus Adelens Augen fort. Bald danach schliefen sie vollends ein. Hermine nahm ihr die Uhr aus der Hand und legte sie auf den Tisch.

Darauf drückte sie Adele leise, sanft in ihre Sofaecke zurück. „Sie sind Frau Adele Weber, nicht wahr," fing sie an zu sprechen, langsam und bestimmt.

Adele nickte und summte etwas.

„Sie hören, was ich sage."

„Ja." Es war gleichsam ein schlafendes Ja.

„Ich will Ihnen eine Mitteilung machen, Frau Adele Weber. Sie werden in einer Viertelstunde zu Bett gehn, und sich dann gleich auf die rechte Seite legen — nicht auf die linke — und in zehn Minuten einschlafen. — Sie haben mich verstanden."

Adele nickte.

„Morgen früh um acht Uhr werden Sie aufwachen und werden sehr vergnügt sein, weil Sie gar kein Kopfweh haben. Und dann werden Sie Kaffee trinken und dazu zwei Eier essen. Und werden den ganzen Tag kein Kopfweh haben; und mit Fräulein Luise Mangold und Frau Hermine von Linden werden Sie zweimal spazieren gehn."

„Ist's so recht?" fragte Hermine leise zu Luise Mangold hinüber, mit ihrem liebenswürdigsten und verbindlichsten Gesicht. Luise hatte dieser Tage mehrmals zu Adele gesagt: „Du mußt mehr gehn, dann schläfst du besser!" Sie hatte auch von Eiern zum Frühstück gesprochen.

„O sehr!" erwiderte Luise entwaffnet. „Wenn — wenn das alles auch so geschieht!"

„Ich sagte ja: ein Versuch."

Hermine betrachtete die Schlafende; es schien, daß sie sie nun erwecken wollte. „Nein, sehn Sie sie nur

mal an!" sagte sie aber leise und schüttelte wie vor Staunen und Bewegung den Kopf. „Wie lieblich, wirklich lieblich sie daliegt; die absolute Unschuld. Etwas Rührenderes kann's doch gar nicht geben! — Ich muß mir ein heimliches Vergnügen machen und sie einmal küssen."

Sie neigte sich und küßte Adelens Stirn. Mit einer entschiedenen Handbewegung sprach sie dann in ihr Gesicht hinein: „Wachen Sie nun auf!"

Adele schlug die Augen auf und sah träumerisch verwundert umher. „Was ist denn?" fragte sie. „Hab' ich denn geschlafen?"

* * *

„Es ist eine merkwürdige Welt!" sagte Adele ein paar Tage später, als sie mit den beiden Freundinnen am Königssee stand, vor dem Gasthof des Schiffmeisters, und der Abfahrt und Ankunft der unzähligen Ruderboote zusah. Es war ein malerisch lustiges Bild, wie die menschengefüllten Boote kamen und gingen, darin die stehenden Ruderer und Ruderinnen in ihrer Gebirgstracht, mit den braunen Armen; wie sie den wunderbar grünen See durchschnitten, aus der besonnten Helle und Heiterkeit in den tief ernsten Schatten kamen, endlich hinter den ungeheuren Felsen verschwanden, in den eigentlichen großen See. „Nicht wahr," sagte sie, „dies kleine Stück von der Welt ist doch toll genug. Aber das ist noch viel toller, was ich, Adele Weber aus Hamburg, hier erlebe: man hext mir den Schlaf an und das Kopfweh weg!"

Sie hatte am Morgen nach jener Hypnotisierung, nach frühem, gutem Schlaf, zum Kaffee zwei Eier gegessen und einen „himmlisch freien" Kopf gehabt. Am Abend ward sie von Hermine wieder eingeschläfert, wieder mit „Sie werden dies, Sie werden das," und sie hatte abermals getan, was sie sollte. Und sie ahnte doch im Wachen nicht, was die „Zauberin" ihr gesagt hatte! Es waren gleichsam zwei Menschen in ihr: was dem einen eingegeben wurde, das vollzog der andre. Wie hingen denn die beiden zusammen? „Unterbewußtsein" und „Oberbewußtsein", wie einige von den Gelehrten sagten. Das waren doch auch nur Worte, mehr nicht! Adele schüttelte wohl zwölfmal im Tag den Kopf; ihr war das alles unheimlich und komisch zugleich, sie verstand es nicht.

Luise, die es zu verstehen meinte, entgegnete jetzt mit etwas altklugem Lächeln: „Wie sagte Jesus zu dem Kranken? Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen."

„Du meinst, nur der Glaube macht es?"

„Ja; du glaubtest von vornherein: was Frau Hermine mir sagen wird, das wird auch das Rechte sein; und es wird mir helfen! Und das stimmte dich schon zurecht, deinen ganzen Menschen. Was sie dann sagte, das fand dich so willig, und du glaubtest so ganz und gar: ja, ja, ja, so wird es! daß es auch so werden mußte. Der Schlaf stand schon hinter der Tür, und das Kopfweh hatte schon einen Fuß im Steigbügel, um wegzureiten."

Hermine schüttelte mild den Kopf. „Das ist recht

geistreich gesagt, Fräulein Mangold; aber zur richtigen Erklärung langt's doch nicht. Auch wenn mich Frau Adele vorgestern abend zum ersten Mal gesehn hätte, und ich, eine wildfremde Dame, sie hypnotisiert hätte — es geht bei ihr ja wunderbar leicht — ich hätt' ihr eine rohe Kartoffel in die Hand geben können: ‚riechen Sie an dieser köstlichen Ananas!' und sie hätt' es getan und ein verzücktes Gesicht gemacht. Ich hätt' ihr sagen können: ‚jetzt gehn wir durch diesen kleinen Bach!' und sie hätt' ihre Kleider gehoben, damit sie nicht naß würden. Nein, liebes Fräulein, der Glaube an mich, der erklärt es nicht. Da sind noch a n d r e Geheimnisse in der Menschenseele!"

„Jedenfalls geht es mir herrlich gut," nahm die vor Freude lächelnde Adele das Wort, „und Sie sind eine Zauberin!" Sie drängte sich dankbar an die große Gestalt und hängte sich in deren Arm; und da Luise eben zu einer der kleinen Verkaufshütten trat, weil sie Ansichtskarten vom Königssee haben wollte, so zog Adele die neue Freundin eine Strecke fort, an den Schiffs- und Badehütten vorbei. „Ich bin Ihnen ja so dankbar, Sie göttliche Frau!" sprach sie im Gehen mit ihrer zärtlichen Stimme weiter. „Sie sind ja mein Schicksal!"

Hermine schüttelte den Arm, an dem Adele hing: „Bitte, sagen Sie so was nicht. Es wird nicht immer so glücken, wie jetzt. Sie waren wohl grade in der allerbesten Verfassung, um meine Suggestionen anzunehmen. Das wird sich abstumpfen; das bleibt nicht so."

„Ach, das mein' ich ja auch nicht allein! Sie sind ja überhaupt mein Schicksal; mein gutes. Das ahnt' ich ja nicht, als ich auf diese Reise ging — ach Gott, innen und außen elend — diese Schwester, Maria, ein himmlisches Geschöpf, meine halbe Seele — und die verlor ich nun so. Auf wer weiß wie lange! Jetzt schwimmt sie da auf der Nordsee — mir ist, als schwämm' sie zum Nordpol hin, auf das gräßliche Unbekannte los. ‚Ich bin glücklich!' schrieb sie mir aus der ersten norwegischen Station, auf 'ner Ansichtskarte — Sie haben sie ja wohl auch gesehn — seitdem weiß ich nichts! — Na, was soll man machen! Ich reiste auch in die Welt. Luise Mangold ist ein Schatz. Aber — — Kommt sie uns nach?"

Hermine sah zurück, schüttelte den Kopf.

„Ach, lassen Sie uns noch etwas weiter gehn! — Luise Mangold ist ein Schatz. Ich glaub', es gibt keinen besseren Menschen als sie. Aber — ich will sie doch gewiß nicht schlecht machen — aber so unterhaltend wie Sie, so anregend, so unheimlich interessant, das ist sie nicht! An Ihnen hab' ich den Menschen gefunden, den ich in meinem ‚Unterbewußtsein' wohl immer suchte. Wie ich diesen Zufall segne, ach nein, das ahnen Sie nicht. Nun müssen Sie aber um Gottes willen keine Schicksalssprünge machen! Als wir von Berchtesgaden herfuhren und ich mich eben so recht in den Hohen Göll oder das Hoch-Brett verliebte — ich weiß nicht — da kriegt' ich plötzlich einen Todesschreck: Sie sagten zu Luise etwas von

Abreisen, von ‚Bald fort!‘ Dann fiel beinah unser Wagen um, und über dem zweiten Schreck vergaß ich den ersten. Sie haben das hoffentlich nur so gesagt, Hermine? — Mein Gott, wir sind ja erst eine Woche hier?“

Hermine schien verlegen zu sein. Mit einer zögernden Schüchternheit, die Adele dem „Feldherrn“ nicht zugetraut hatte, wie sie die große Frau gern nannte, kamen die ersten Worte aus ihr: „Da muß ich Ihnen was gestehn, mein Herz. Etwas — Komisches! Ich wollte von Hamburg eigentlich nur nach Frankfurt fahren; in einer Familiensache, zu einer Tante; die besucht' ich ja auch den Abend dort. Als ich dann aber in unser Hotel zurückkam — Sie hatten mich ja beredet, auch dort abzusteigen — oder war es umgekehrt? Ich weiß nicht mehr! Kurz, ich kam zurück, und Sie waren noch auf, und Sie fragten so herzlich, so rührend: ‚Fahren Sie morgen weiter mit?‘ Und ich, als ein altes leichtsinniges Tuch — das heißt, als ein verliebtes Tuch — ich hatte mich an dem einen Tag schon förmlich in Sie verliebt. Ihre süße, warme Seele, Ihre reinen und großen Gesinnungen ... Sie den nächsten Tag verlassen, wahrscheinlich auf Niewiedersehn? Das hielt' ich nicht aus! Das Leben ist so kurz! Es gibt so wenig ideale, entzückende Menschen! ‚Ja, ich fahr' mit,‘ sagte ich, rasch von Entschlüssen wie ich bin. Sehn Sie, so ist's gekommen. So bin ich nun, statt wieder in Berlin, mit Ihnen am Königssee!“

Adele drückte Herminens Arm: „Das ist ja die

schönste Geschichte, die Sie mir bis jetzt erzählt haben; die tut mir noch besser als Ihr Hypnotisieren und Suggerieren. Nur werd' ich jetzt auf zwei Monate eitel! — Aber ich versteh' noch nicht recht. Nun sind Sie einmal hier. Was haben Sie denn in Berlin zu tun? Haben Sie nicht Zeit?"

„Zeit? Zeit hab' ich wohl," antwortete Hermine mit einem langsam hervorkommenden Lächeln. „Mir fehlt nur was andres: Geld."

Adele starrte ganz überrascht, fast bestürzt. Beinahe mit Kinderaugen fragte sie: „Sie haben kein Geld?"

„Nein. Ich hab' viel mehr Adel als Geld! — Das geht ja auch vielen andern so; ich beklag' mich nicht. Aber — solche Reisen machen — und monatelang in Gasthäusern leben — das kann ich nicht. Ich muß möglichst still in meinem Winkel sitzen. Nun hab' ich diesen schönen Unsinn gemacht — den ich nicht bereue — und nun muß ich wieder in die Hundehütte zurück!"

„Das ist ja schrecklich," stammelte Adele. „Ich meine, daß Sie, eine solche Frau — — Wie ungerecht ist die Welt!"

„Lästern Sie nicht; Gott weiß es besser. Ich fühl' mich in seiner Hand wie ein Kind. Ich beklag' mich nicht! — Es ist mir nur so wehmütig — nein, so furchtbar schmerzlich — daß ich einen so heiß ersehnten Menschen wie Sie gefunden hab' und schon wieder lassen soll. Und daß ich Ihnen nicht mehr helfen soll, gesund zu werden."

Adele starrte wieder und seufzte nur.

„Na, aber wie Sie sagen: ‚was soll man machen'! — Ich füg' mich und ich fasse mich. Es handelt sich ja nur um früher oder später; scheiden muß man immer."

Adelens Augen feuchteten sich. „Ja, das sagen Sie; eine große, starke Seele. Aber wo bleib' ich? — Sie wirken ja auf mich so wunderbar gut. Es war nicht bloß der Kummer um Maria; mir war ja vorher schon schlecht zu Mut; ich fühlte mich — so unbefriedigt. Ich hatte — — ach, vor Ihnen möcht' ich alles beichten — bitte, gucken Sie mal den Watzmann an — — ich hatte sogar eine Art von Heimweh nach meinem geschiedenen Mann! — Lachen Sie darüber?"

Sie suchte Herminens Gesicht. Sie sah es aber nur einen Augenblick; es lachte nicht, es schien erschrocken zu sein; sonderbar erschrocken. Dann wandte es sich schon wieder dem Watzmann zu, dessen Gletscher in der Sonne glänzte.

„Kommt Ihnen das so schrecklich vor?" fragte Adele unschuldig. „Ach ja, ein so starker Mensch wie Sie! — Ich bin aber mehr sentimental gebaut; entschuldigen Sie. Ich wollt' übrigens jetzt nur sagen: sehn Sie, auch das verdank' ich Ihnen, dieses ‚Heimweh' ist fort! — Das heißt, es ist fort, weil — weil ich Sie habe. Wenn Sie aber weggehn ..."

Sie standen nicht weit vom Ausfluß der Ache aus dem Königssee; neben ihnen duftete Wiesenheu, das in Haufen lag. Adele wandte den Kopf dort-

hin. Sie mochte nicht weiterreden, sie verlor den Mut. Vor dem großen Gesicht dieser großen Frau, vor den aristokratischen Augen fürchtete sie sich ... „Ach, das ist ein guter Duft!" sagte sie endlich; ihr kam ein Gedanke.

„Was?" fragte Hermine, die von ihrer inneren Ungeduld nichts merken ließ.

„Das Heu riecht so gut. Finden Sie nicht auch?"

Hermine lächelte nur.

„Ich — leg' mich so gern ins Heu. Als Kind war's mein Liebstes. — Wär' ich Ihnen gar zu komisch, Hermine, wenn ich Ihnen vorschlüge: legen wir uns mal auf den Heuhaufen da!? — Ich möcht' Ihnen nämlich noch was sagen; ich bring's aber nicht heraus. Wir stehn hier so aufrecht, so steif; zwei Damen mitten in der Natur, auf einem künstlichen Fußweg. Wenn wir aber im Heu liegen, wie Kinder, ich glaub', dann verlier' ich meine dumme Furcht und sag's!"

Hermine lächelte wieder. Schweigend ging sie zum nächsten Heuhaufen und streckte sich aus. „Ach, das ist gut!" rief Adele und warf sich neben ihr hin.

Sie fuhr mit den Händen durch das sonnenwarme Gras; sie nahm einige Stiele in den Mund und spielte damit. „O Gott, wie blau der Himmel ist!" begann sie dann, so recht gemütlich: das gab ihr mehr Mut. „Und wie himmlisch hoch! — Liebe Frau Hermine von Linden, geborene von Gräbnitz. Ich hieß nur Merker und heiß' jetzt Weber. Aber da Sie doch eine so große Seele sind — — Rechnen

wir mal. Was ist unsre Freundschaft, und was sind tausend Mark? — Nicht wahr, da müssen Sie selber lachen! — Wenn Sie nun hier blieben — — ich lade Sie ein. Mein Gast. In Berchtesgaden statt in der Villa Maria!"

„Ich Ihr Gast?"

„Bitte, nehmen Sie auch mal ein paar Gräser in den Mund! Dann wird alles natürlicher. Ja, Sie wohnen bei mir, in meinem Hotel. Luise Mangold, die tut das auch! — Ja, Luise Mangold. Als ich von Hamburg fort wollte, und doch nicht allein, da sagt' ich ihr — denn vor der fürcht' ich mich nicht —: ‚komm mit! tu mir die Liebe! Wenn von zweien der eine zu w e n i g Geld hat und der andre zu v i e l, dann gleicht sich's ja ohne Schwierigkeit aus. Du kannst dir so große Reisen nicht zahlen' — sehn Sie, die kann's auch nicht! — ‚aber ich hab' mehr, als ich brauchen kann. Solange wir reisen, bist du mein Gast!' Sie wußte, daß sie mir notwendig war, und hat's angenommen. — Haben Sie noch die Gräser im Mund?"

„Ach, die brauch' ich ja doch nicht," antwortete Hermine, durch das Schwatzen dieser guten kleinen Haubenlerche nun wirklich gerührt. „Sie sind ein gar zu lieber Narr. Eigentlich wollt' ich ‚E n g e l' sagen! — Ich soll also bei Ihnen wohnen? Wie lange?"

„Sie sind nicht zu stolz?"

„Ach, Sie Kind! — Wie lange wollen Sie reisen?" Adele ergriff vor Freude Herminens Arm; ihre

kleine Hand drückte unerwartet kräftig. „Hermine! Mit Ihnen Sommer, Herbst und Winter! — Hermine! Sie reisen mit! Von hier im August ins Inntal, dacht' ich, träumt' ich; das Unterinntal lieb' ich so. Im Herbst nach Südtirol. Bozen, Meran, Gardasee ... Wenn ich nun doch keine Maria habe. — Hermine! Ich hab' Sie!"

Sie wälzte sich wie ein Dirndl auf dem Heuhaufen, um die „nicht zu stolze" Hermine von Linden ganz in ihre Arme zu nehmen; suchte dann und fand ihren Mund.

Hermine gab ihr den Kuß zurück. „Ja, Sie haben mich," sagte sie. „Sie haben mich durch Ihre süße Seele gefangen! Ich geh' nicht mehr fort! — Nun müssen wir aber wohl ehrbar aufstehn: da kommt die tugendhafte, ehrenfeste Luise gegangen. Sehn Sie, dieser mannhafte Schritt!"

Sie stand auf. Sie grüßte die Kommende mit Kopf und Hand. Wer wird länger bleiben? dachte sie. Du oder ich?

* * *

Der Sommer war entwichen und der Herbst gekommen. Maria und Wilfried hatten sich aus dem Bereich der Mitternachtssonne nach und nach wieder südwärts gezogen, durch die Alpen hindurch nach den oberitalienischen Seen; als der Herbst sich auch dort zu kühlen begann, suchten sie das eigentliche „Paradies" auf, von dem Maria schon lange geträumt hatte, und ließen sich auf der Felseninsel Capri nieder.

Hier hatten sie die „Villa" eines Fremden gemietet, die am Weg zu den Ruinen der alten Tiberiusvilla beim Capo lag; ein viereckiges Kästchen wie die andern Häuser, nur etwas vergrößert, aber auch einem weißen Würfel gleich. Sieht's doch auf der Insel so aus (sobald man die Städtchen verlassen hat), als hätten gewaltige Riesen viel mit Würfeln gespielt und sie dann hier und da liegen lassen. Kleine Wesen kamen (sogenannte Menschen), schauten die Würfel an, sagten zufrieden: darin kann man wohnen! Und sie brachen eine viereckige Tür hinein, brachen viereckige Fenster heraus, teilten drinnen viereckige Räume ab, zwei oder drei. Sie verließen sich darauf, daß die Riesen ausgestorben sind, daß sie nicht wiederkommen werden, um mit ihren Würfeln zu spielen.

Die Villa, in der Wilfried und Maria wohnten, hatte freilich der Räume noch mehr; sie hatte auch einen sogenannten Salon, in den Wilfried ein Klavier stellte, das aus Neapel herüberkam und auf dem er seine neu entstehenden Kompositionen spielte. Wenn Maria an einem regnerischen Novembertag — in diesem November regnete es viel — in ihrem Zimmer am Fenster saß und die Melancholie des grau-nassen Himmels über einem guten Buch zu vergessen suchte, so hörte sie ihren Komponisten stundenlang „die Saiten meistern"; sie hörte gleichsam seine Werke entstehn, in ihr Lesen oder Träumen hinein. Die nachtlosen Tage des hohen Nordens, die Erhabenheit dieser wilden Natur, düstere Einsamkeiten hatten sich in seine Musikantenseele eingegraben; was sie darin

gezeugt hatten, formte sich jetzt, wo er vom Reisen zur Ruhe kam, und im südlichen Capri — sonderbar genug; Maria lachte wohl auch darüber — entstanden die Sonaten des Nordens: „Im Geirangerfjord", „Das Nordkap", „Die Mitternachtssonne". Während draußen Orangen blühten und reiften, stürmte Wilfried durch die schwermütigen Nebel seiner skandinavischen Phantasien hin; und während ihr noch dann und wann die altgriechischen Töne in der Seele erklangen, mit denen er damals als Homersänger ihr Herz erweicht hatte, grub er sich nebenan seine Irrgänge ins schaurig Gestaltenlose, in eine nächtliche Traumwelt, die sich durch den Nordlichtschimmer der Erhabenheit zu verklären suchte.

Es war einer der letzten Novembertage; der schwülwarme Regen hatte endlich aufgehört, der Himmel war fast plötzlich heiter blau geworden und die Sonne leuchtete goldiggelb von den kahlen Felsen, die Maria aus ihrem Fenster sah. Sie sah sie doch nicht so recht, denn ihre Seele war nach Norden geflogen; neue Briefe von ihrem treuen Karnatz, der in der Villa Maria hauste, hatten sie ganz in ihren Garten und an die flachen Ufer der Außenalster versetzt. Auch die Schwester Adele hatte geschrieben, jetzt aus Meran; von Berchtesgaden war sie nach Kufstein am Inn, von da nach Südtirol gezogen, die beiden Kameraden mit. Ihre Briefe waren voll von Schwärmerei für die neue Freundin, den „Feldherrn"; es war aber auch Sehnsucht nach Maria drin, weiche, sanfte Klagen, scherzhaft gutherzige Vorwürfe über

die lange Trennung, die der träumerischen Maria auf die Seele gingen. Sie fühlte Heimweh ... Sie kam sich so verarmt, so verlassen vor ... Das ist ja doch Unsinn! dachte sie, sich aus dieser Schwäche aufraffend. Wenn man nicht alles hat, sagt man gleich: verarmt! — Nu ja, ich wollt', mein guter dummer Karnatz wär' hier. Und Adele auch. Was man hat, ach Gott, das ist immer nur ein Stück von der Welt! — Aber das wußt' ich ja. Die Insel Capri kann nicht auf der Außenalster schwimmen. Die Villa Maria liegt nicht bei den Faraglioni. Und wenn Karnatz behauptet: „ich hab' Sie lieb," der da hat mich noch lieber, glaub' ich ...

Sie horchte wieder: Wilfried spielte nebenan; er spielte einem deutschen Maler, der ihn eben besuchte, eine seiner nordischen Sonaten vor. Es war die, welche er „Das Nordkap" nannte; im dritten Satz hatte er in das etwas wilde Chaos ungebärdiger Rhythmen und Gedanken das Lichteste, Sonnigste, Süßeste hineinzuformen gesucht, das er finden konnte: es sollte „sein Glück" darstellen, die Gefährtin, die mit ihm auf dem Felsen des Nordkaps saß, Maria, „die Große, die Holde, die Einzige". Es war auch ein süßer Rausch in dieser Musik, ein wirklich geniales Schwärmen und Seligsein; Maria ward gerührt, so oft sie's hörte. Nur eins hatte ihr gefehlt, während die Komposition entstand: so etwas Kraftvolles, Mächtiges, Schmetterndes, wie sie's alle Tage ersehnte, wie sie's in sich fühlte. „Weißt du, das bin ich noch nicht ganz," hatte sie mit einem Lächeln gesagt, das

ein heimlicher Seufzer war; „hast mich zu süß gemacht; es muß noch etwas Sturm hinein!" „Nordsturm?" fragte er. „Ach Gott, Nord oder Süd. Leidenschaft, verstehst du. Das — das Ungestillte. Oder die innere Posaune; wie soll man das sagen." — „Die Posaune!" Das ergriff der Musikant in ihm. Er ging aus dem selig Süßen ins Schmetternde, seine Harmonieen kletterten eine Weile wie im Sturm bergan, dann fielen — so klang es — die Posaunen ein. Es ward die Höhe des Satzes, eine überraschende, ungeahnte, mächtige Wirkung ...

Maria horchte nun nebenan: jetzt kam das! — Ja, es kam, und so feurig gespielt wie vielleicht noch nie. „Bravo! Bravo!" rief der Maler aus, so laut, daß Maria leise lachen mußte. „Bravo! Donnerwetter!"

Wilfried spielte den Satz zu Ende, es waren nur noch einige Takte. „Ganz famos!" rief der Maler wieder. „Dieser Streich ist Ihnen gelungen!"

Maria nickte und lächelte. Sie hatte ein reines Gefühl des Glücks; groß und kindlich zugleich. Das hab' ich ihm eingegeben! dachte sie. Das ist meine Musik!

Es folgte noch der vierte Satz; er begann so leise, daß sie durch die geschlossene Tür zuerst wenig hörte. Der Komponist kehrte zu seinem eigentlichen Thema, dem Nordkap, zurück; es kam wieder das Wogende, Rauschende, Langatmige, Wagnersche, das wohl auch Wagnersche Größe hatte, aber doch oft an Marias Seele vorbeiklang: es sagte ihrem Herzen

nichts. Sie schüttelte den Kopf. Ist das nun auch für die andern so leer? fragte sie sich beklommen. Oder nur für mich? Will er da mehr, als er kann? — — Ach, du Dumme, kritisier nicht so. Hatte Gott dir 'nen zweiten Beethoven versprochen? — Und wer bist du denn? Maria Merker? Was ist aus deinen Tonpuppen geworden? — Hab du ihn nur lieb! Fühl nur, was er für dich ist! Fühl nur, wie er dich liebt!

Sie packte die Briefe zusammen, die ihr das Heimweh gebracht hatten — in diesem Augenblick kam es wie ein banger Herzdruck wieder — und warf sie in eine Schublade, in der allerlei in schönster Unordnung lag. Eine heftige Sehnsucht ergriff sie, etwas zu erleben. Der gleichsam frischgewaschene blaue Himmel, der ihr so schönfarbig in die Augen lachte, zog sie förmlich an Armen und Beinen hinaus, in die freie Luft. Als sie den Maler fortgehn hörte, griff sie nach ihrem Hut, ihrem Sonnenschirm, und riß die Tür zum Klavierzimmer auf.

„Wilfried!" sagte sie. „Mir wird so hinaus! Komm, geh mit!"

Er sah ihr nach den Augen: ob das nun wieder nervöse Unruhe, seelische Ungeduld sei, wie seit Wochen so manches Mal, oder natürlicher Luft- und Wanderhunger. Maria bemerkte das und lächelte so frisch und frei, wie sie konnte. „Das Wetter ist wieder schrecklich schön," sprach sie weiter. „Den Maria-Satz, den hast du eben herrlich gespielt! Jetzt scheint aber die Caprisonne. Gehst mit?"

„Wann geh' ich denn nicht mit?" gab er nun zur Antwort. Seine lichtbraunen Augen dankten ihr für das gute Wort; für jedes Lob, das dem Komponisten oder dem Spieler galt, war er sehr empfänglich. Ein Schimmer von Freude lag noch auf seinem Gesicht, während er mit ihr hinausging und sie auf die Straße kamen. Die Luft umgab sie sogleich mit dem belebenden Zauber, den sie an jedem guten Tag auf dieser seligen Insel hat. Es wehte der „sanfte Wind", von dem Goethes Mignon spricht. Die Sonne war wie warmes Gold. Fünfzig Schritte weiter, beim nächsten Haus, kam aus einer drolligen Menschengruppe eine seltsame Musik: drei kleine Mädchen von Capri hatten sich einer vorüberschlendernden Gesellschaft von Deutschen in den Weg gestellt, sangen und schlugen ein Tambourin und tanzten dazu. Es war mehr Quäken als Singen; sie sprangen auch wie kleine Wilde herum, nur die kleinste drehte sich mit einiger Anmut. Die Deutschen sahen verwundert zu, dann lachten sie, einer überlaut.

„Nun hör' einer die kleinen Kröten," sagte Wilfried, dem die Ohren weh taten. „Das soll natürlich die Tarantella sein; die werden jetzt bald die Säuglinge tanzen, um den Herren Fremden Geld aus der Tasche zu locken. Wie komisch unsre guten Deutschen sind! Bei jedem ‚Tarantellatanzen' verzücken sie sich; und diese Welschen lachen sie aus. Die wissen sehr gut, daß die Tarantella ein Unsinn ist, ein beliebiges Hopsen und Herumsausen; aber ‚für die dummen Fremden!' denken sie. ‚Für die ist alles gut genug!'"

„Sprich doch nicht so von uns Deutschen," sagte Maria; sie runzelte die Stirn.

„Aber es ist doch wahr: die Tarantella hier zu Lande ist gar kein Tanz! — Und wie dieser eine Deutsche wiehert. Gefällt dir das?"

„Mein Gott, man wiehert in allen Sprachen. — Es sind doch auch feinere Deutsche auf Capri, die rein menschliche Laute von sich geben."

„Gar zu viele nicht!" erwiderte Wilfried, der seitwärts hügelan stieg. „Hör nur den deutschen Maler, den Wiegmann, der eben fortging. Sie haben's gut, sagte er im Gehn, daß Sie nur mit zwei, drei von uns leben; dazu der lustige italienische Landschafter, der Cesare; das wär' mir auch grad Gesellschaft genug! Wir im Hotel Pagano, sagt er, wir sind 'ne zu große Masse von Deutschtum beieinander, da ist Krethi und Plethi, besonders Plethi. Der lange Engländer hat nicht ganz unrecht, der neulich meinte: Nein, ich bleib' im Hotel Quisisana, zu den Deutschen im Pagano geh' ich nicht; ich glaube, sie stehn da auf dem Kopf, they stand upon their heads there!"

Wilfried lachte. Maria lachte nicht mit. „Ja, ja," erwiderte sie, „das ist komisch; aber doch nur für den Engländer. Ich würd' lieber sterben, als auf Capri mit diesen tödlich wohlerzogenen Briten leben! Ja, ich wiehere sogar lieber mit dem deutschen Pferd da! — Gott sei Dank, er wiehert nicht mehr; sie haben die Tänzerinnen abgelohnt. Ach ja, laß uns auf unsere Höhe steigen, du und ich allein; das

ist doch das Beste. O, wie tut das Steigen gut. Und jetzt! Wilfried, schau!“

Sie waren auf den steinigen, kahlen Hügel gekommen, den sie schon oft erklettert hatten; nur versprengte Agaven und Kaktus wucherten an ihm; der Blick von dieser mäßigen Höhe war überraschend weit. Man sah über einen großen Teil der Insel hin, und zu der Halbinsel von Sorrent hinüber, die wie ein geträumtes Meerungeheuer auf dem blauen Wasser lag. Auch der Vesuv ragte auf, mit dem schimmernden Städtekranz zu seinen Füßen. Sein bräunlicher Rauch schwebte und wölkte still empor. Maria sah neu erstaunt umher, nach den Regentagen. Sie fühlte noch einmal ganz, wie sie in den ersten Tagen auf Capri gefühlt: ja, ein Paradies! Wie ein Märchen, das aus der Meerestiefe aufgestiegen, lag die hohe, felsige Insel da; ein Juwel der Schöpfung, in großen, edlen Linien geformt, und doch so natürlich, so absichtslos. Und die reine Musik der Farben nah und fern, die so still zu Herzen ging; und über das alles ein Glanz gebreitet ...

„Ja, ja!“ seufzte sie. — Warum seufzen? Nur aus Glück? Oder weil doch —? — Was?

Fehlt nicht *immer* etwas? sagte sie nach einer Weile zu sich, eine Last von der Seele schiebend. Soll man darum murren? — Sei glücklich! Sei zufrieden! Maria!

Sie fühlte etwas an ihrer rechten Hand; es war Wilfrieds Hand, die die ihre suchte. Wie weich und wie warm! dachte sie. Es war, wie wenn sie in

dieser leisen Berührung all seine Liebe, all sein Gutes fühlte. Ihr ging etwas Beschwichtigendes durch das unruhige, so leicht erregte und gereizte Herz. Sie freute sich mit aller Gewalt. Sie nahm Wilfrieds Hand und drückte sie.

„Ja, ja, ich war dumm,“ murmelte er. „Wozu dieses Räsonieren über die Landsleute. Das Wiehern war mir auf die Nerven gegangen. Sei gut, süßes Herz; ich bin ein Musiker.“

„Ach, du Narr,“ sagte sie und ihre Augen lächelten ihn an; dabei schlug sie ihm leicht auf die Hand. „Es ist ja nicht der Rede wert!“

„Desto besser. Danke. Dann sollten wir heute endlich einmal zur Mitromania-Grotte gehn! Ich war schon zweimal drin, du noch gar nicht. Ist mir fast ebenso lieb wie die blaue Grotte, die gar so effektvoll ist. Das heißt, du mußt dir nichts Absonderliches, Unterseeisches denken; es ist ja einfach hohler Fels, hoch über dem Wasser. Aber — — wollen wir hin?“

„Ich will, was du willst,“ antwortete sie weich. Sie hing sich an seinen Arm.

„Also auf die Straße zurück!“

Sie stiegen hinunter und wanderten eine Strecke gegen die Stadt Capri zu; dann kamen sie auf den Weg, der zum Arco naturale führt. Eh' sie dieses phantastische Felsentor erreichten, durch das der blaue Himmel schien, sahen sie eine Anzahl von Stufen, die in die Tiefe gingen; auf denen kletterten sie hinab. In dem steil hohen Felsen rechts öffnete sich jetzt eine

mächtige, tiefe Höhle, offenbar durch Menschenhand ausgeweitet und fast regelmäßig gemacht. Sie traten hinein, ein kleiner heidnischer Tempel umfing sie; wenigstens erschien es so, nach dem wenigen Mauerwerk, das noch sichtbar war. Aus dem glänzenden und glitzernden Sonnenlicht kamen sie in eine feuchtkühle Dämmerung. Wenn sie aber rückwärts blickten, sahen sie wieder in den Glanz hinaus, und an leuchtenden Felsen und Klippen vorbei auf das herrlich blaue Meer. Maria stand bewegt und verwundert still. Sie fühlte, wie bei der Vertiefung in die Dämmerung ihr Herz sich zusammenzog, bei dem Blick ins Freie sich erweiterte. Beides tat so seltsam wohl. Dazu ward ihr in diesem tiefen, felsigen Weltversteck feierlich zu Mut.

„Was ist denn das?“ fragte sie nach einer Stille, mit gedämpfter Stimme. „Grotte der Mitromania?“

„Mitromania — das klingt nur so. Hier ist einmal ein Heiligtum des Mithras gewesen.“

„Mithras? Das war doch kein römischer Gott?“

„Nein; ein altpersischer; Mitra hieß er eigentlich. Ein Sonnen- oder Lichtgott; der auch über die Vertragstreue wachte —“

„Was du alles weißt!“ sagte Maria lächelnd.

„Ich hab's neulich gelesen. Später kam er auch zu den Römern; die nahmen ja so nach und nach Götter über Götter an. Hier war eins seiner Tempelchen. Ist's nicht ein wunderbar heimlicher Ort?“

„O ja,“ murmelte sie.

„Draußen ist die Welt und hier sind wir. Wie weit Hamburg weg ist!"

Sie nickte.

„Mitra," murmelte sie dann. „Der auch über die Vertragstreue wachte."

„Ja. — Wenn jetzt so ein Mithraspriester käme! Wenn er da hinter uns stände! Hier!"

„Was dann? — Was wär' dann?"

Wilfried antwortete nicht sogleich. Mit ein wenig bedeckter und unsicherer Stimme begann er darauf zögernd: „V e r t r a g s t r e u e, weißt du. — Wir sind nun schon so lange beisammen — und doch immer noch nicht — —"

„Was nicht?" fragte sie leise, da er schwieg.

„Verzeih, süßes Herz, wenn ich das sage. In dem stillen Tempel hier —! — Wenn der Mithraspriester unsre Hände nähme — — 's ist nur so ein Traum. Und dir meinen Ring ansteckte ... Den da!"

Wilfried sah ihr lächelnd — doch heimlich bewegt — in das blaß gewordene Gesicht. Er streifte sich einen Ring vom Finger, in dem ein Rubin steckte. Er hielt ihn ihr wie fragend hin, sah auf ihre rechte Hand.

Maria zuckte zusammen. Sie starrte einen Augenblick auf den Ring, dann in die Höhle hinein; dann drückte sie die Augen zu. „Sprich nicht so," sagte sie.

„W i e nicht? W i e soll ich nicht sprechen?"

„Nicht so — heidnisch; nicht so im Scherz."

„Das tu' ich ja nur, weil du — — Willst du's

ernsthaft, Maria? — Wenn ein Christenpriester —?"

Es durchzuckte sie wieder. Sie schüttelte den Kopf. Wenn ein Christenpriester —! Wie oft hatte sie daran gedacht, seit sie auf diese sonderbare Reise ins Leben gingen; wie oft hatte sie geträumt, gehofft: ja, so wird es enden! Als Frau Wilfried Lembke komm' ich dann zurück! — Zusammenwachsen ... Zusammenwachsen ... Sie öffnete aber die Augen und sah ihn an. Da stand er. Das war die feine, zarte Gestalt, das feine, lebendige, nervöse Gesicht; viel Nerven — auch viel Seele — viel Musik. Ein Künstler. Die hellen Augen, wie zärtlich, wie gut. Die weichen Lippen, wie liebevoll ...

Aber nicht der Mann, der Mann! Nicht Marias Mann! — Nein, nein, nein, kein Zusammenwachsen. Sie stehn noch immer wie zwei Bäume gen Himmel; eine knorrig ungebärdige junge Eiche, eine schlanke Birke. Es stößt sie wohl der Wind der Liebe zusammen, dann ist's, als umschlängen sie sich, als hielten sie sich. Aber nicht für immer! Sie biegen sich in sich zurück. Und wie oft der Wind auch wiederkommt — und wie sie sich auch nach dem Winde sehnen — —

Und wird er immer wiederkommen?

Und sie wachsen beide. Wohin wachsen sie? Eines Tages wird sie wohl kein Wind mehr zusammendrücken ...

Sie schüttelte wieder den Kopf. Sie hatte das alles in ein paar Sekunden, in gräßlicher Eile ge-

dacht. Hätt' er doch nicht gefragt! durchfuhr es sie. Warum mußt' er fragen? Ich hatt' mich schon so zum Schweigen gebracht. Ich lebte so in den Tag hinein. Ich wollt' nichts mehr wissen. Ach, nun weiß ich's viel zu gut. Die Eiche und die Birke! — „Für ewig," sagte er damals, auf meinem Bett. Ach, mein guter Wilfried. Für ewig nicht!

Sie ging langsam und leise dem Lichte zu.

Wilfried ging ihr ebenso nach. „Bitte, lassen wir das," sprach sie in die Luft, ohne zurückzusehn. Ich dank' dir — für die Frage. — Lassen wir's, wie es ist!"

Sie fühlte dabei einen bangen Schmerz in der Brust; wie gern hätte sie den von sich abgeschüttelt durch ein „Ja, ich will!" Dann war sie mit der Welt im reinen ... Zwar, die Welt tat einstweilen, als sei das schon abgemacht. Hier auf Capri, in ihrem Haus, in der Nachbarschaft, hieß sie la Signora, vom ersten Tag; die wenigen Deutschen, die zu ihnen kamen, nannten sie „gnädige Frau". Sie hatte es gehen lassen und nicht widersprochen. So sehr sie die Unwahrheit haßte, hier war sie doch still ... Aber wie lange dauert das? dachte sie. Und was dann? Wie dann?

„Da sollten wir noch hinuntersteigen," nahm sie geschwind wieder das Wort, um dieser Beklemmung ein Ende zu machen. „Siehst du, hier führt ein Steig in die Tiefe; vielleicht ganz ans Meer."

Sie standen draußen an der Schlucht, die neben dem jähen Grottenfels sich abwärts senkte. Eine Art

von Fußpfad war wohl zu erkennen; es ging aber ziemlich steil hinab, steiler, als Wilfried es liebte, der nicht schwindelfrei war. Maria war schon auf dem Pfad; Wilfried hielt sie durch einen Ton ohne Worte zurück. „Wozu denn?" sagte er dann, all seine Mißgefühle möglichst unterdrückend. „Was sollen wir da unten? Schöner als hier ist's sicher nicht."

„Aber was andres, was Neues, Wilfried. Komm! — Oder hast du Furcht?"

Auf diese Frage gab er keine Antwort; schweigend stieg er ihr nach. Ihn störte zwar, daß mittlerweile der Goethesche „sanfte Wind" sich in eine tüchtige Brise verwandelt hatte; wenigstens in diesem Felsgewirr über dem Meer trieb er ungestümen Schabernack, der noch zu wachsen schien. Maria kletterte hastig voran, mit gemsenhafter Geschicklichkeit; Wilfried konnte so geschwind nicht folgen, dieses Hinuntersteigen mit dem Blick in die fast jähe Tiefe machte ihn unsicher, begann ihm allmählich die Sinne zu verwirren. Dazu schlug ihm der Wind gegen die Kniee und nahm ihm die Festigkeit. Er suchte mit den Augen, mit den Händen nach irgend einem Halt rechts oder links; es wuchs aber nur etwas Gras zwischen dem sonst nackten Gestein. Weiter unten, noch tief unter ihm, war es grüner, ein Wiesenfleck. Aber warum dorthin? Wozu?

Er nahm aber doch aus Scheu vor Maria all seine Kräfte zusammen und folgte. Es ging, solange es ging. Als er auf eine Art von Platte kam, wo er rasten konnte — grade hier riß der Wind noch

stärker an ihm herum, wie wenn er ihn ins Meer wehen wollte — rief er „Maria!" und ließ sich auf den flachen Felsen nieder. „Maria!" wiederholte er.

Sie kam, wenn auch mit Widerstreben, zurück. „Was gibt's?" fragte sie.

„Daß ich nicht weiter kann," sagte er, auf ein paar Augenblicke die Augen schließend; „jedenfalls nicht weiter mag. Verzeih. Dieser unsinnige Wind! Oder auch diese unsinnigen Menschen, daß sie sich so ganz überflüssig — — Ah, hier liegt sich's gut!"

Er streckte sich völlig aus.

Maria setzte sich auf den Rand der Platte; mit einem harten, fast verächtlichen Blick, zornig roten Wangen sah sie auf den „Musikanten" herab. „Also hier willst du liegen bleiben?" fragte sie nach einer Weile.

In ihrem Ton lag alles. Wilfried wandte gereizt den Kopf zu ihr. „Ja, hier will ich so lange liegen bleiben, bis ich wieder ruhige, feste Sinne habe; und dann will ich wieder hinauf, da wo's schöner ist."

„Hm!" summte sie nur. Er sah aber ihr Gesicht. Sie hob die schwarzen Augen nach oben, mit einem wild schmerzlichen Blick. Sie öffnete die Lippen und ließ sie so, wie in innerer Qual.

„Maria!" sagte er nach einem finsteren Schweigen. „Laß uns doch nicht so töricht sein. Warum denn so tragisch nehmen, was — nicht einmal komisch ist! — Wenn ich jemals feig wär', gut; dann verachte mich. Aber ich bin nicht schwindelfrei. Das sind

viele nicht. Das sind oft die Stärksten nicht. Haben wir nur so weit Wert, als wir Ziegen oder Gemsen sind?"

„Hab' ich so etwas gesagt?" fragte sie zurück.

„Mit den Augen, ja. — Meine gute Maria! Die große Tragödin, die Charlotte Wolter — ich hab' sie noch gekannt. Ein Weib so voll Feuer, voll Kraft, ein ‚Mordsweib'; sie konnt' aber nicht einmal von einem zehn Fuß hohen Bühnengerüst, einer ‚Pawlatsch'n', ohne Schwindel heruntersteigen; sie nahm irgend einen Mann am Arm und machte die Augen zu. Hätt'st du da auch so ein vernichtendes ‚Hm' gesagt?"

Maria bewegte eine Zeitlang die Schultern schweigend hin und her. „Verzeih," sagte sie endlich, mit einem heißen, aber guten Blick auf ihn. „Ich dachte — — mir war so ... Kurz, ich war recht dumm! — — Es gibt solche Stunden ..."

Mehr sagen mochte sie nicht; sie fürchtete sich vor jedem Wort. Wie wenn sie auch nicht schwindelfrei wäre, wie wenn sie unter jedem Wort einen Abgrund sähe.

„Maria! — Wir könnten — —"

„Was könnten wir?"

„Wir könnten doch glücklich sein. Da sind wir, auf dem schönsten Fleck; denn auch auf dieser kleinen Platte ist's noch wahnsinnig schön. Und wir sind so — wie wir's wollten. Das kann uns niemand nehmen; nur wir. Wir freilich — wir können's jede Stunde ..."

„Nein, nein, nein!" rief sie aus und hob die

beiden Hände nach ihm. Nein, nein, nein! rief es auch in ihr. Nicht verlieren! Ich hab' ihn noch! Nicht verzagen! Hoffen! — Oder doch behalten!

Er umfaßte sie und zog sie an sich heran; so lagen sie Brust an Brust. „Süßes Leben!" fing er an zu flüstern, als überwänd' er noch eine letzte Scheu oder Ungewißheit; es war aber ganz die weiche Stimme, mit dem schwärmerischen Hauch oder Klang darin, der sie so oft berauscht hatte, den ihre Seele und ihre Sinne so liebten. „Ja, mein Leben. Das bist du ja. O, wie könnten wir glücklich sein. O, wie sind wir's, so oft du — — Nun lächelst du. So nah ich dir auch bin, ich kann's doch noch sehn. Ach, wenn du so lächelst, dann sind wir's!"

„Bist du's?" fragte sie, nun ebenso zärtlich weich wie er. „O du! Ich auch!" — Ja, dachte sie, ich auch, ich auch. O, ich will es, ich will es sein!

Sie drängte sich so an ihn, als flöh' sie vor Feinden an seine Brust. Sie küßte ihn mit heißen Lippen. „Vergib mir!" flüsterte sie zwischen Kuß und Kuß. Und in einem glühenden, wütenden Verlangen, ihm Gutes, Schönes zu sagen, sprach sie in sein Kinn, in seine Wange hinein: „Du bist ja mein Süßer. — Mein Geliebter du. — Mein Nordkapsänger, mit den Posaunen. — Ja, meine Posaune du; meine Verklärung! — Doch das mit der Posaune kam von mir, von mir. — Wilfried! Ich hab' dich lieb!"

* * *

Im Dezember kamen ganze Wochen sonnig schöner

Tage, ein reiner, goldener Spätherbst, der für den Nordländer auch Lenzgefühle hatte: denn es blühte dies und das, es war, als wollt' es schon Frühling werden. Wilfried ließ sich gern von der Arbeit aufstören und durch Maria, den „Genius des Müßiggangs", ins Freie locken; sie wanderten auf der ganzen Insel umher, stiegen auf den Monte Solaro hinauf (dort war nirgends Schwindel zu fürchten), fanden sich zu allen Ruinen hin, alten oder neuen: denn auch aus der noch jungen Zeit, wo die Engländer aus der Felseninsel ein zweites Gibraltar zu machen versuchten, gibt es allerlei Trümmerwerk. An einem der schönsten Nachmittage standen sie auf dem nordöstlichen Vorgebirge, dem Capo, bei den Ruinen der großen Tiberiusvilla und der Marienkapelle, mit der Wohnung des alten Eremiten. Besonders herrlich ist hier der Blick auf die beiden Golfe, die die Sorrentiner Halbinsel trennt; das schönste Land und das schönste Meer vereinigen sich wie zu einem seligen Liebesbund, den die Sonne segnet. Der Eremit war aber nicht daheim, er war ins Städtchen gewandert; eine rüstige, stattliche Alte mit klugen Augen und gutem Italienisch vertrat ihn. Sie warf für die Fremden Steine hinunter, die, an der steilen Felswand abwärts stürzend, erst nach längerer Erwartung in das tiefe Meer klatschten.

„Der alte Kaiser Tiberius war der klügste Römer," sagte Wilfried nach einer andächtigen Stille, „daß er von Capri nicht wieder weg wollte. Ich werd' eine Tiberius-Sonate schreiben."

„Und wir sind ein Paar der klügsten Deutschen!" sagte Maria, heiter wie ein Kind. In der Nacht nach dem Besuch der Mithrasgrotte hatte sie sich gelobt: Nicht vorwitzig vom Apfel der Erkenntnis essen! Nicht hinaus aus dem Paradies!

„Waren Sie schon bei meiner Nichte?" fragte die Alte, als die beiden sich endlich, mit Zögern und Wiederstehenbleiben, auf den Heimweg machten. Sie nahm ihr Tuch und einen Korb, als wär' Feierabend, und ging neben ihnen her.

„Was für eine Nichte?" fragte Maria.

„Die Carmela!" antwortete die Italienerin mit einem gewissen stolzen Nachdruck, als wär' mit dem Namen alles gesagt. „Meiner Schwester Tochter, die am Weg hierher wohnt, eh' man zum alten Leuchtturm kommt."

Wilfried horchte auf. „Da stand ein schönes Mädchen vor einem kleinen Haus und fragte, ob wir eine Erfrischung —"

„Das ist die Carmela!" fiel ihm die Alte ins Wort. „Sie hat eine Wirtschaft. Nicht so groß wie die andre beim Salto di Timberio; aber — dafür tanzt keine so wie sie. Keine! nicht auf Capri und nicht in Sorrent!"

Wilfried lächelte. „Was tanzt sie denn?" fragte er. Er wußte schon die Antwort.

„Tarantella!" sagte die Tante stolz.

Wilfried lachte auf, wenn auch schonend kurz. „Gute Frau, ich dank' Ihnen. Von der Tarantella hab' ich nun genug. Herumspringen wie die Ziegen können wir Deutschen auch!"

Die Alte blieb stehn, aber nicht beleidigt, nur mit einem klugen Lächeln. „Lieber Herr," erwiderte sie, „ich weiß, was Sie meinen. Auch mit den Beinen lügen sie viel; Dio mio! Aber Tarantella und Tarantella ist ein Unterschied. Es hat ein großer deutscher Maler gesagt, der aus München gekommen ist: sie tanzt wie eine Flamme! Wie eine Flamme, hat er gesagt. Die Carmela meint er!"

Sie bewegte und hob den Arm, als wollte sie damit die Flamme spielen.

„Ah ja, nun weiß ich!" rief Maria aus. „Das hat mir Don Cesare erzählt, als er vorgestern bei uns war. Ein sehr berühmter deutscher Maler, der im Hotel Pagano wohnte —"

„Pagano, ja, ja!" warf die Alte dazwischen.

„Der hat diese Carmela tanzen sehn, zwei-, dreimal; und hat ihr gesagt, sie soll nach München kommen, dort will er sie malen —"

Die Alte nickte fort und fort.

„Er wird ihr das Reisegeld schicken; und wenn sie wieder heimfährt, wird er ihr tausend Mark geben —"

„Tausend Mark!" rief die Alte bestätigend aus.

„Ihre Mutter hat's aber nicht gewollt!"

„Nein, meine Schwester hat's nicht gewollt! München ist eine große Stadt, sagt sie, und die Herren Maler sind gefährliche Leute; man muß auf die Tugend achten. Carmela ist zu schön und zu jung, sagt sie. Und so bleibt Carmela hier. Aber wenn wir bei ihrem Haus vorbeikommen — da ist schon das

kleine weiße Haus — so wird sie vor der Tür stehn; sehn Sie, da steht sie. Und sie wird vor Ihnen tanzen, wenn Sie wollen. Wie eine Flamme! Meine Nichte!“

Maria hängte sich an Wilfrieds Arm. „Und wenn's auch die verhaßte Tarantella ist!“ sagte sie lächelnd auf Deutsch. „Jetzt bin ich doch neugierig. Eine Viertelstunde und ein paar Lire, Wilfried!“

„Wie die Herrin befiehlt,“ versetzte Wilfried, ritterlich wie immer. In der letzten, goldensten Abendsonne kamen sie zu dem weißen Würfel, der Carmelas Haus war; Carmela selber trat eben in die Tür, ein feines, einladendes Lächeln um die blühendroten Lippen. Es war eine mäßig große, nicht einmal völlig schlanke, eher untersetzte Gestalt; sie machte aber keine Bewegung, die nicht natürliche Anmut hatte. Der Kopf, schön geformt, mit welligem dunklem Haar, fiel besonders durch die Augen auf, die ein weiches, samtenes Braun, einen kindlich bittenden Blick und doch auch etwas Vornehmes, Großes hatten; alte Griechinnen-Augen! dachte Wilfried, der sie mit seinem träumerischen Ernst betrachtete. Er hörte kaum, was sie sprach — die Stimme war übrigens weich, weicher, als die welschen Stimmen gewöhnlich sind — er grüßte nur, nickte, lächelte, nickte wieder und trat mit Maria ein.

Es war ein kleiner, schlichter Raum; durch eine zweite Tür kam ein junger Mann, der immer bereit schien, als Mittänzer zu helfen. „Ja, wir wollen euch tanzen sehn!“ sagte Wilfried endlich. Hier!

dachte er. Hier fliegen sie ja gegen alle Wände! — Er nahm aber auf einer Bank an der Seitenwand Platz, wohin eine graziöse Bewegung Carmelas ihn gewiesen hatte; Maria setzte sich neben ihn. Die Alte war mit eingetreten, sie ergriff ein Tamburin, hockte auf einen Schemel in der offenen Tür und begann ihr Instrument zu schlagen. Nun verließ auch Carmela die Wand, an die sie getreten war, und schwang sich mit einer großen, bacchantischen Bewegung in das enge Zimmer hinein. Der junge Italiener, eine kräftige, fast derbe Gestalt, trat ihr gegenüber; sie fingen an, sich umeinander zu drehen, sich zu entfernen, sich zu nähern, einander entgegenzuschweben, den steinernen Boden zu stampfen; dazu erklangen, allmählich wilder und wilder, die Schellen des Tamburins.

„Wilfried!" flüsterte Maria nach einer Weile. Sie starrte wie er das Mädchen an, die Augen immer größer und nur auf i h r; den Tänzer sahen sie bald gar nicht mehr, nur diese tanzende „Flamme". Ja, man konnte es eine Flamme nennen, der deutsche Maler hatte recht. Dieser scheinbar gewichtige Körper hatte alle Schwere verloren; er konnte hierhin und dorthin flattern wie ein Irrlicht, er schien sich zuweilen aufzulösen, durch die gehobenen Arme zu entschweben, wie eine Flammenzunge in die Luft vergeht. Einmal flog er in dem engen Raum zu nah heran, gegen Wilfrieds Schulter, da fühlte der, wie fest er war; dann vergaukelte er sich aber wieder in den fernsten Winkel. Doch nicht eigentlich dieses

Gaukeln war es, das die Augen an sich riß; es war die wild bacchantische Schönheit, mit der sich diese Flamme bewegte. Wie ein süßer Rausch des Lebens war's, wie eine rätselhafte, selige Leidenschaft. Die Augen, die Wangen glühten; die lechzenden Glieder verloderten; dann lächelte auf einmal das ganze junge, kindlich schöne Gesicht. Ja, nun war es griechisch schön. Es schien noch eine, noch eine letzte der hellenischen Jungfrauen zu leben, an denen sich einst Griechen und Römer entzückt hatten; oder eine der Mänaden, mit denen Dionysos-Bacchus, der Gott, durch die lenzduftenden Wälder gezogen war, um die Wonne des Weins und das hohe Lied der Lust zu verkünden.

Endlich stand sie still. Es war aus. Sie lächelte und verneigte sich. Sie atmete tief wie ein Mensch.

Wilfried und Maria schauten noch eine Weile träumend hin; dann erst entschlossen sie sich zum Beifallklatschen. Es klang hölzern, kalt nach der wilden Musik des Tamburins. Sie sagten lobpreisende, begeisterte Worte; auch das stärkste nahm sich doch noch ungeschickt aus, als lobe es vorbei. Was sie beide eigentlich fühlten, konnten sie nicht aussprechen, nicht in der fremden Sprache, in der sie doch nur radebrechten, und auch nicht auf Deutsch. Wilfried drückte der Carmela endlich die Hand, er war aufgestanden: „Sie haben mich ausgesöhnt mit der Tarantella," sagte er, als wäre das sein bestes Wort. „Nach Ihnen will ich aber keine mehr sehn!"

Carmela dankte mit heiterer Grazie; dann stand sie sonderbar ernsthaft da. Maria trat vor sie hin,

die große, schöne Kraftgestalt vor die kleinere, die nun wieder ganz irdisch aussah, sich zu einem rechten Erdgeschöpf verkörpert hatte; doch ein glühender Liebreiz umschwebte sie noch. „Ich beneide Sie," sagte sie. „Wenn man so jung ist wie Sie, darf man wohl noch nach dem Alter fragen. Wie alt sind Sie, Signorina Carmela?"

„Zweiundzwanzig Jahre," antwortete das Mädchen.

„Schon!"

„Sie wollen nicht nach München gehn," nahm Wilfried das Wort. „Vielleicht besser so: sonst machen Sie zu viel Deutsche toll."

„O, ich wollte wohl," entgegnete Carmela; „ich bin aber abhängig, sono dipendente. Die Mutter!"

„Sie haben wohl Ihre Mutter sehr lieb und wollen darum gern ihren Willen tun."

„Ah, so ist's nicht!" rief die Tante, die das Tamburin auf einen Tisch gelegt hatte und nun in der Tür stand. „Sie muß einfach gehorchen und tun, was die Mutter will; sonst gibt's das!"

Die Alte machte mit der rechten Hand eine unzweideutige Gebärde, mit der man die körperliche Strafe unartiger Kinder andeutet. Carmela lächelte ein wenig, beinahe wie ein Kind.

Einen Augenblick dachte Maria, sie habe falsch gehört und gesehn; plötzlich stand sie dann auf. Eine Empörung durchzuckte sie. Die „Flamme"! Die Zweiundzwanzigjährige! noch so unter der Mutterhand! — Ihr ganzer Frauenstolz bäumte sich. Sie ging aus der Tür, an der Alten vorbei. „Bitte, komm!"

sprach sie auf Deutsch zurück. „Gib ihnen Geld und komm!"

Der Rausch, das Märchen war weg. Wilfried zögerte noch ein wenig; nachdem er die Tänzerin fürstlich beschenkt, mit der Tante einige Worte gewechselt hatte, kam er in träumerischer Langsamkeit nach. In ihm war der Rausch, wie es schien, noch nicht zu Ende. Sie traten auf die Straße, grüßten zurück, da die andern winkten, und gingen ihrer Villa zu. Unterwegs sprachen sie beide nicht viel. Wilfried summte ein italienisches Lied, das er auf Capri gelernt hatte; Marias Gedanken waren auf einmal wieder an der Außenalster: dort ging sie mit dem guten Karnatz in ihrem Garten auf und ab. O Gott, dachte sie, Richard Karnatz mit seinem Buckel, der Arme, und diese tanzende Flamme! — Die Welt schien ihr so närrisch wie nie. Als müsse sie den Karnatz trösten, nahm sie sich vor, ihm noch heut zu schreiben: „Meister, ich hab' Sie lieb!"

Zu Hause saß sie auch bald bei der Lampe, denn es war Nacht geworden; ihre großen Buchstaben flogen über das Papier. Es währte aber nicht lange, so blickte sie sehr verwundert auf: die Tür zum Salone öffnete sich und Wilfried trat ein, auf dem braunen Haar ein buntes seidenes Mützchen, dieser Tage bei Morgano im „Hiddigeigei" gekauft, und in der Hand ein Tamburin, das er vorhin der Tante Carmelas verstohlen abgehandelt hatte. Seinen Rock hatte er ausgezogen und stand in einem cremeweißen, seidenen Hemde da, um die Hose ein rotes Tuch gegürtet.

Er fing ohne weiteres an, das Tamburin zu schütteln und zu schlagen und vor der noch sitzenden Maria die Tarantella zu tanzen, mit so freiem, bacchantischem Gliederwerfen, wie er's an Carmela gesehen hatte.

„Wilfried!" rief Maria nach der ersten Verblüffung. So hatte sie von ihm noch nichts überrascht; auch nicht, wie er damals aus der Villa Maria als griechischer Sänger getreten war, den Kranz im Haar und die Leier am Arm.

Er erwiderte nichts; er lächelte einmal und tanzte weiter. Auf Maria blickte er nun nicht mehr; seine Augen gingen bald hierhin, bald dorthin, wie die verzückten Bewegungen ihn herumwarfen; immer schien er aber eine gedachte Tänzerin zu sehn, als schwinge er sich gegen sie oder um sie herum. Seine Wangen glühten bald und die Augen auch. Maria sah, für wen sie glühten. Mit Carmela tanzt er! mußte sie sich sagen. Das ist der Mann, der die Tarantella haßte. O, wie hat den die Flamme bekehrt. Nein, nein, wie er sich um sie dreht! Er hat sich, bei Gott, in Carmela verliebt!

Das fuhr ihr doch in die Brust. Sie fühlte da eine Art von Schmerz — der sie plötzlich freute. Sie hatte noch Eifersucht! Sie konnte noch Eifersucht empfinden; und wie!

Im nächsten Augenblick flog ihr Entschluß wie ein angeschossener Vogel auf. Sie saß nicht mehr, sie stand, und schon mitten im Zimmer; dann schwebte sie wie eine andre Carmela dahin. Es war gar keine Frage in ihr: kann ich's oder nicht? Ihre Glieder

tanzten von selbst. Sie warfen sich in die Luft, sie drehten sich, sie wanden sich, wie sie's eben fühlten. So hatte sie's von Carmela gesehn; so sah sie's von Wilfried ... Nein, es tanzte Carmela in ihr; so war ihr zu Mut. Eine wilde, halb zornige Lust war in sie gekommen. Sie lachte einmal auf, lauter als das schallende Tamburin; dann schwang sie sich wieder in unsinnig bacchantischem Ernst durch das Zimmer hin.

„Maria!" rief Wilfried endlich. Er blieb stehn, mit weit offenen Augen; sie gingen ihr ebenso nach, ebenso staunend, wie vorhin der Carmela. Sie tanzte fort. „Maria!" rief er immer wieder. „Das ist ja ein Wunder. Woher hast du das. Die reine Carmela. Du! Nein, nein! Wie ist's möglich!"

Sie sah sein hilflos verblüfftes, verzaubertes, verzücktes Gesicht; sie lächelte ihn an. Kann ich's auch? Bin ich doch auch was? fragten ihre glimmenden Augen. Kommt dein Flatterherz zu mir zurück? — Auf einmal ging es ihr rätselhaft, unerwartet. Die Freude erstarb in ihrer Brust. Wie aus einem vergessenen Traum kam ihr die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung wieder. Wozu dies Tanzen? Wozu ihr Lächeln? Wozu Wilfrieds Staunen? Sie wuchsen doch nie mehr zusammen. Sie hatte sich doch verirrt. Es war aus!

Das Herz in ihr stand still; einen Augenblick. Sie sah Wilfried mitten im Zimmer, mit den großen Augen, die ihren Bewegungen folgten. Es schien ihr, als müsse sie weitertanzen. Sie tanzte weiter.

Sie schwenkte auch die Arme, wie in wilder, unsinniger Lust. Sie lächelte ihm auch wieder zu. Während ihr zu Mut war, als wenn sie sterben, nur noch sterben möchte, drehte sich jemand in ihr, drehte sie herum, und wie eine aufgezogene Wachsfigur, die immer lächelt und lächelt, schwebte sie um Wilfried her.

Endlich hielt er selbst sie auf. Er faßte sie an beiden Armen, nickte ihr zärtlich zu; dann sank er auf ein Knie und schüttelte vor Verwunderung den Kopf. „Bist du denn gar nicht auszulernen!" sagte er mit dem schmeichelnd weichen Tenor. „Maria tanzt wie Carmela! — Nein, nicht wie Carmela: wie eine Königin. Nein, wie eine Germanin, eine schöne, mächtige, in der eine anmutvolle Seele tanzt. — Ich hab' mich beinah ein wenig in Carmela verliebt; was sagst du dazu? Jetzt knie' ich hier wie ein dummer Junge. Hat denn die 'ne Seele? — Das war meine Überraschung zu Weihnachten. — Wie komm' ich zu einem Weib wie du!"

Er hatte ihre Kniee umfaßt. Sie schob seine Hände sanft zurück; in ihr lag ein Mühlstein.

„Hab' ich dich nun ganz wieder?" sagte sie mit einem toten Lächeln, um etwas zu sagen.

„O Gott, mehr als je! — Seele meiner Seele!"

Er küßte ihre Hände; dann stand er auf. Maria nickte ihm zu. Sie atmete noch schwer und tief, nach der wilden Jagd. Als wär' nun alles gut, nickte sie noch einmal und ging langsam in die Kammer nebenan, ihr Schlafgemach. Dort warf sie sich im

Dunkeln aufs Bett, um leise, aber unaufhaltsam zu weinen; ihre Tränen überflossen sie.

* * *

Wilfried hatte seine nordischen Phantasien fürs Klavier beendet; er wandte sich wieder mehr dem „Lichte" zu, wie er's selber nannte, Motiven und Stimmungen, die besser zu Capri paßten und wohl auch besser zu seinem eigenen Ich. Es lähmte ihn nur mehr und mehr, daß er Maria nicht glücklich sah; daß er ihren zunehmenden Unfrieden mit sich selbst, den halbverborgenen Kampf in ihrer Seele, ihre tiefe Reizbarkeit fühlte. Seine Liebe zu ihr hatte nichts verloren; im Gegenteil, diese Monate des Zusammenlebens hatten ihn nur fester an sie angeschmiedet, er wußte nicht mehr, wie er ohne sie leben könnte. Das Jähe, Gewaltsame, Plötzliche in ihr, das ihn früher oft befremdet hatte, war ihm zu einem Urelement ihres Ich geworden, das sie ihm nur größer machte; er gab sich neidlos und kampflos ihrer Übermacht hin, in der auch so viel L i e b e s macht lag. Für sie zu leben, erschien ihm als sein reinstes Glück; er konnte sich gern ihren Sklaven nennen, wenn sie in süßen Stunden eine zärtliche „Herrin" war. Aber diese süßen Stunden kamen immer seltner, flogen immer rascher davon ... Es ward im Hause so schwül wie draußen, wo der Sirocco wieder die Herrschaft hatte, stürmischer und nervenreizender als je, und alle Welt, auch die Eingeborenen, unfrisch oder ungebärdig machte. Nach dem Heiligabend, an dem

Wilfried ihr ein Fichtenbäumchen mit Rosen, Myrten und Orangen geschmückt hatte, brach ein Aufruhr der Elemente herein, wie ihn der Norden im Winter nicht kennt; in der nächsten Nacht gewitterte es vom Abend bis zum Morgen, mit ruhelosem Blitzen und Donnern. Ebenso rastlose Stürme folgten. Ungeheure Regenwolken entluden sich. Es war, wie wenn dieses Unwetter an Maria zehrte; sie floh in alle Winkel, ihre schöne Fülle schwand, ihre Haut ward durchsichtig. Ihre Augen sahen täglich größer und ernster in die Welt hinein. Zuweilen warf sie sich plötzlich an Wilfrieds Brust, wie wenn sie sich an ihm aufrechthalten, oder nicht von ihm lassen wollte. Dann entwich sie ihm wieder Stunden, halbe Tage lang, und die sonst immer Tätige saß in einem dumpfen Brüten da, das seine Seele beklemmte.

Als ein erster besserer Morgen kam — es war der vorletzte Tag des Jahres —, raffte sie sich selber auf und trat in sein Zimmer: „Bist du grade tief im Schaffen? Sonst komm! Der Himmel ist einmal wieder gnädig. Ich halt's nicht aus, so im Loch zu sitzen. Steigen wir ein bißchen bergan!" — Wilfried war sogleich bereit; sie gingen hinaus, dem Städtchen Capri zu. Durch den Ort hindurch stiegen sie an dem Berg hinan, auf dem die Überreste eines alten Kastells, des Castiglione, stehn, und zur sogenannten Malerplatte, die seitwärts unter dem Gipfel liegt. Hier endet ein Fußpfad an einem kleinen ebenen Platz, den eine steinerne Brüstung abschließt; das Auge hat schöne Blicke über die Insel hin, auf das

unendliche Meer und zu den umbrandeten Klippen und Felsblöcken hinab, die sich zur „kleinen Marine" ziehn. Marie setzte sich auf die Brüstung, sah aufs Meer hinunter. Die Wolken waren vom Himmel geweht, er blaute wieder, es war aber ein seltsames, übertriebenes, unheimliches Blau, das noch nichts Gutes verhieß. Der Wind, der so viel in Blut und Nerven gewühlt hatte, schwieg zuweilen ganz; dann fegte er in einzelnen Stößen daher. Die beiden saßen nebeneinander und schwiegen. Wilfried sah die Blässe auf Marias breiten, schöngeformten Wangen, die halben Ringe unter ihren Augen. Er fühlte das Seufzende, das dann und wann ihr Atem hatte. Es steckte ihn an. Er seufzte laut.

„Was hast du?" fragte sie, als der unwillkürliche, schnell wieder erstickte Ton sie aus ihrem Träumen geweckt hatte. „Was ist?"

„Nichts ist," antwortete er.

„Fehlt dir was?"

„O nein. — Es war wohl noch eine unbewußte Siroccozuckung; ein Agitato, aber smorzando. — Gott sei Dank, es scheint, der Südwind liegt im Sterben. Doktor Stein war vorhin fünf Minuten bei mir; der erzählte mir in seiner malerischen Weise, durch die Spalte unter seiner Tür im Hotel Pagano hab' der Sturm heute nacht Säuglinge hineingeweht. Wenigstens Platz dafür sei dagewesen. Sechs Wörterbücher würden schon genügen, meint er, die Spalte zu verstopfen; er hab' nur versäumt, dergleichen mit auf die Reise zu nehmen."

„Ja, die undichten Türen hier!“ murmelte Maria. Sie lächelte aber nicht; ihr sonst so leicht erheitertes Gesicht blieb ernst.

„Wilfried!“ sagte sie dann plötzlich. „Das Hotel Pagano. Hast immer nicht hingehn mögen; die Deutschen in Masse gefallen dir nicht. Mein Gott, mir sonst auch nicht; aber —“

Sie stockte. Sie sah wieder am Fels hinunter auf das umbrandete Ufer.

Wilfried lächelte. Es war viel unterdrückter Schmerz darin. „Dir wird's zu einsam bei uns,“ murmelte er nach einer Stille.

„Ist's nicht etwas Eigensinn, Wilfried?“ fragte sie, um nicht zu antworten. „Die Deutschen bei Pagano — das Weihnachtsfest haben sie doch wunderhübsch gefeiert. Derselbe Doktor Stein hat mir viel davon erzählt; du warst nicht dabei; oder doch? Die Maler und die Damen hatten die Halle so schön geschmückt; und die lebenden Bilder, der Gesang von oben ... Morgen ist die Sylvesternacht. Die wollen sie beim ‚Hiddigeigei‘ feiern; die italienischen Künstler mit. Da wird's gewiß bunt und lustig, denk' ich. Wollen wir uns da wieder verkriechen, Wilfried?“

„Verkriechen?“ entgegnete er etwas gereizt; es war aber nur ein Augenblick. „Liebes, gutes Herz,“ fuhr er desto sanfter fort. „Ich bin nur einfach zurückgeblieben: bin noch wie in den ersten Zeiten, wo dir — jeder dritte Mensch zu viel war. Na, so konnt's ja nicht bleiben. Das wär' unnatür-

lich. — Die Sylvesternacht! Die mocht' ich nie gern mit der Masse feiern; da wird es eine greulich triviale Geschichte, eine ganz sinnlose Hurralustigkeit. Aber — wenn du willst? Wenn dir so zu Mut ist?"

Wenn mir so zu Mut ist? dachte Maria, der nach dieser Frage das Herz erbebte. Wie ist mir denn zu Mut? — Da unten in dem blauen Wasser oder in dem weißen Schaum zu liegen und nichts mehr zu wissen. Danach ist mir zu Mut!

Sie mochte nicht sprechen, sie gab keine Antwort. Auf dem Fußweg, der zur Malerplatte führte, wenige Schritte von ihnen, waren zwei männliche Gestalten aufgetaucht, ein älterer und ein junger Mann; der junge fiel ihr in die Augen, er erinnerte sie an jemand. An wen? Und warum so lebhaft, daß es sie bewegte? — Sie sah ihn verwundert und aufmerksam an, indem sie wie aus einem schweren Traum erwachte. Es war eine hohe, breitschulterige Gestalt auf langen Beinen, mit etwas kleinem blondhaarigem Kopf. Das Gesicht war schön gebräunt, regelmäßig nordisch hübsch. Jetzt flog ein Blick der blauen Augen herüber; da wußte sie, wem dieser Jüngling ähnlich war. Adolar von Gräbnitz! fuhr ihr durch den Kopf.

„Was hast du?" fragte Wilfried, da sie sich auf ihrem Steinsitz plötzlich bewegte. „Du sagst mir nicht — — Was siehst du da?"

„Mir fiel etwas auf," erwiderte sie leise; es war ihr recht, von was andrem zu reden als von Sylvesternacht und Einsamkeit. „Bitte, sieh den jungen

Mann da an. Erinnert er dich nicht auch an — an irgend wen?“

„An einen bronzenen Herkules,“ erwiderte Wilfried ebenso leise, „den ich einmal im Inselgarten am Schweriner Schloß gesehn hab'; er bändigt da einen Stier. Weiter wüßt' ich nicht —!“

„O ja, so einen Stierbändiger mein' ich auch,“ sprach Maria in die Luft hinein; „aber einen lebendigen. — Schau! Was will er jetzt?“

Der Alte und der Junge hatten zu der Höhe über ihnen hinaufgeblickt, auf der die alten Burgreste standen; von hier sah man sie nicht, man sah nur, über stark ansteigendes Gelände und Geröll hinweg, niedrige Mauern eines Gehöftes, das sich um das Kastell gelegt hatte. „In drei Minuten hin und zurück!“ sagte der junge Mann, im Ton eines Wettenden. „Sieh nach deiner Uhr!“

„Ganz bis zum Kastell? Bis zum Gipfel?“ fragte der Ältere.

„Ja, und zurück!“

Der Ältere schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sieh auf deine Uhr!“

Der junge Mann sprang auf das nächste Felsstück und lief nun bergan; er flog wie ein Pfeil davon. Der Ältere sah ihm verblüfft nach, dann auf seine Taschenuhr. Der „lebendige Herkules“ schien Springfedern in den langen Beinen zu haben; mit wunderbaren Sätzen, und als wenn er nur auf den Zehen liefe, sprang er dem Gipfel zu, oft von Fels zu Fels. Als er an die Mauer kam, schwang er sich

hinüber. Darauf sah man nur noch seinen grauen Hut, endlich gar nichts mehr. Man hörte aber einen Ruf; nun hatte er offenbar den Gipfel erreicht. Nach einigen Sekunden erschien er wieder, noch hurtiger, als er verschwunden war. Er kam in so mächtigen Sprüngen über das Steingeröll herunter, daß Maria den Atem anhielt. Auf einmal war er auch schon unten, neben dem andern, und blickte mit einem fragenden Lächeln auf dessen Uhr und Gesicht.

Der schüttelte wieder den Kopf, aber anders als vorhin. „Genau drei Minuten!" sagte er dann. „Mensch! Das ist ein starkes Stück. Zwei hinauf, eine herunter. Wie hast du das gemacht?"

Der junge Mann lächelte nur. Er war blaß geworden; sein Atem ging schwer. Ein leises Zittern schien ihm durch die Glieder zu laufen. Doch eine schöne, stolze Heiterkeit leuchtete über sein Gesicht; ein echt jünglingshaftes Triumphieren, das zu sagen schien: ich kann, was ich will! Maria betrachtete ihn unverwandt. So mochte ein altspartanischer Jüngling dagestanden haben, der in den olympischen Spielen gesiegt hatte.

Der ältere Herr schlug ihm auf die Schulter. „Ein ganz toller Kerl! — Jetzt gehn wir langsam hinunter, und du stärkst dich mit einem guten Rum!"

Die beiden verschwanden bald um die Ecke. „O ja, ein toller Kerl," sagte Wilfried und sah ihm mit einer Art von Bewunderung nach. Jetzt weiß ich, an wen er dich erinnerte: an den ‚preußischen Herkules', den Herrn von Gräbnitz. Er sah auch wie so ein Rassenmensch aus."

„Wie ein Sieger!“ murmelte Maria.

Wilfried lächelte. „Hätt' es sich um Verse oder um Gelehrsamkeit gehandelt, dann hätt' er wohl nicht gesiegt.“

„Ach — was liegt daran!“

„Was daran liegt?“

„Ein M a n n!“ sagte sie und stand auf.

Eine Jagd von Gefühlen sauste ihr durch Kopf und Brust. Sie sah Adolar von Gräbnitz im Garten der Villa Maria vor ihr stehn, den eisernen Sessel in der Hand: „Wenn Sie sich einmal niedersetzen möchten?“ Sie sah seinen Siegerblick und haßte ihn. Sie war in ihrem Atelier, am Boden lag die zerschlagene Figur — ihr zerschlagenes Ich. Sie lag auch am Boden, daneben. Ihre Seele schrie; sie hoffte aber noch, auf Trost, auf Glück. Jetzt stand sie hier im „Paradies“ und mochte nicht mehr leben ...

Es ist aus! dachte sie. Ihr war, als hab' sie das schon den ganzen Morgen gedacht.

„Verpfuscht!“ sprach sie vor sich hin, ohne es zu wissen.

Wilfried fuhr zusammen. „W i e — —?“ fing er an. Weiter kam er nicht; er scheute, er fürchtete sich.

Mein Leben ist verpfuscht! lag ihr auf der Zunge; es schien ihr aber so überflüssig, es noch auszusprechen. Eine Phantasie schoß ihr durch den Kopf: sie lief und sprang mit dem blonden Jüngling vom Kastell herunter, in ebenso gewaltigen Sätzen wie er; dann sprangen sie gleich über die Brüstung

weiter und in die Tiefe, ins Meer hinab. Und zerschellt, erlöst — —

„Nein, ich will nicht mehr leben!“ sagte sie auf einmal laut. Es ward ihr wahnsinnig wohl zu Mut, daß sie bei diesem Entschluß angekommen war. Sie sprang auf die Brüstung. Sie hob beide Arme, um sich so hinabzustürzen.

„Heiliger Gott!“ schrie Wilfried in seinem Entsetzen auf. Es war nur ein Augenblick der Betäubung; dann hatte er schon die Hände ausgestreckt und ergriff ihr Kleid, hielt sie fest. Sie kämpfte mit allen Gliedern, um sich loszureißen. Er faßte sie aber am Arm und zog, gegen den Boden angestemmt. Ich entkomm' dir doch! dachte sie, sich nach vorne werfend; ihr war, als habe sie Flügel, als habe sie Riesenkräfte, als könne niemand sie halten. Sie zitterte vor Wut und Schmerz, als sie fühlte, daß seine Verzweiflung doch stärker war. Er zog sie unwiderstehlich zurück. Seine beiden Arme umfaßten sie. Endlich ließ sie sich wehrlos sinken; innerhalb der Brüstung kam sie auf den Boden, sitzend, den bebenden, gleichsam gebrochenen Rücken an die Brüstung gelehnt.

„Maria! Bist du wahnsinnig?“ hauchte Wilfried nun; sie fühlte seinen Atem an ihrem Gesicht.

„Wie stark du bist!“ antwortete sie nur, fast stimmlos. „Das hätt' ich nicht gedacht.“

„Warum willst du sterben? Kannst du nicht mehr mit mir leben, so geh!“

„Wohin?“ fragte sie. Ihre Augen starrten leer in die Luft.

„Wohin du willst. Um Gottes willen! Maria! Was hab' ich dir denn getan, was hab' ich dir getan, daß du mir so davongehn wolltest!"

Seine Stimme klang ihr zu hoch und zu weich; sie ging ihr aber doch so zu Herzen, daß ihr war, als ob sie weinen müßte. „Nichts," stieß sie heraus. „Du nichts. Ich hab' mir alles selbst getan. — Bist du sehr erschrocken? Wilfried?"

„O du!" stöhnte er und drückte ihre beiden Schultern, riß sie dann an seine Brust.

Sie wunderte sich, wie wohl ihr das tat; in schmerzvoller Lust, in bittersüßem Elend legte sie sich an sein Herz. „Bist du sehr erschrocken?" fragte sie noch einmal. „Ich dachte, ich kann nicht mehr leben, ich muß aus der Welt!"

„Maria! Wirst du das nun alle Tage denken?"

Ihr schauderte; sie schüttelte sich. Sie schüttelte den Kopf.

Er lag auf beiden Knieen neben ihr, seine Hände irrten an ihr herum. „Maria," sagte er mit zitternder Stimme. „Denkst du, daß ich leben kann ohne dich? Du hast meine Seele genommen — ich kann sie nicht wiedernehmen — ich weiß nicht, wie ich das machen soll. Wenn nun deine Seele mich — — wenn sie nichts mehr von mir wissen will —"

Sie schüttelte wieder den Kopf. Sie legte ihn, wie an ihren letzten Halt, an seine Schulter hin.

„Ach, dann hör mich noch einmal an! — Wie ist dein Gesicht nun gut. Deine blassen Lippen, wie süß. Hör mich an, Maria! Wenn du es noch einmal ver-

suchen wolltest ... Wenn du nicht wieder, wie eben —"

„Nie wieder!" unterbrach sie ihn. Ihre Augen waren zugedrückt. „Das — kam so. Das kommt nur einmal so. — Ich weiß nun, wie das ist. — Ich soll leben, ich will leben, Wilfried. Sag nur, was du sagen willst."

„Es noch einmal versuchen, Maria! — Ich leb' ja nur noch um dich, für dich. Wie in der Nordkap-Sonate, weißt du: die ganze Welt ist mir nichts als ein ödes Nordkap ohne den dritten Satz; ohne die Maria Merker, mein' ich. Wenn ich nun immer will, was du willst! Jeden deiner Wünsche! Morgen im ‚Hiddigeigei'. Mit den Deutschen bei Pagano leben. Alles, was du begehrst! Ich leg' mein Herz, mein Leben unter deine Füße. So wird's vielleicht doch noch gut!"

Ach, mein guter Wilfried, dachte sie, während er noch sprach. Wie ist das alles weich und lieb; und wie gut bist du. Wenn du lieber mehr Sturmwind wärst; wenn du donnern könntest! Wenn du mich so bezwingen könntest, wie vorhin, als ich hinunterspringen wollte; da warst du stark ...

Ja, da warst du stark, sagte sie sich noch einmal, um sich recht mit Dankbarkeit und Anerkennung zu füllen. Sie nahm seine Hand, die sie so fest gehalten hatte, streichelte und drückte sie. An alles andre nicht mehr denken! Sie stellte sich ihr Gehirn wie eine Tafel vor und löschte dort aus, alles aus.

„Ja, ich will noch leben!" sagte sie dann leise.

„Mit dir! Ja, führ du mich in die Welt zurück! Ich bin ja noch so jung. Die Welt ist so schön; da liegt sie. — Führ mich von dieser Platte weg! Hier will ich nie mehr, nie mehr —!"

Mit einem Blick voll Grauen sah sie auf die Brüstung, während sie sich an seinem Arm erhob. Ein jugendlich heftiger Wille zum Leben glühte in ihren Augen auf. Sie drückte ihm noch einmal die Hand; „ach, laß uns hinuntergehn!" sagte sie.

* * *

Richard Karnatz stand in der Villa Maria am Fenster, in Marias Salon, den er jetzt bewohnte, und sah auf den noch winterlichen Garten und die mit dünnem Eis bedeckte Bucht der Außenalster hinab. Schnee lag nicht mehr, der war weggetaut. Es schien aber, als drohte neuer in den kaltgrauen Wolken, die am Himmel standen. Karnatz genoß die Wärme des geheizten Zimmers, die schöne, „stilvolle" Behaglichkeit, die ihn hier umgab, und daß er in der Wohnung, der Luft seines liebsten Menschen wohnte. Er genoß sein Leben: die Einsamkeit, die ihn nicht drückte — nein, sie drückt mich nicht! dachte er, da ihm doch etwas beklommen ums Herz ward —, seine sorglose Freiheit nach getanem Tageswerk, die stolze Unabhängigkeit seiner Seele; wem war sie denn untertan? Junggesell und ledig sein; eine schöne Sache! Wozu Kinderlärm? Seine Musikschüler machten unharmonischen Skandal genug. Wozu eine Frau im Haus? Der „Verdruß" auf seinem Rücken genügte ihm. Ein

Pferd. Wann und wo haben Sie Frau Adele verlassen?"

„Wo ich sie verlassen hab'? — Eigentlich hat sie mich verlassen. Ich wollt' ja bei ihr bleiben, Karnatz, solang' es nur irgend ging; es ging aber nicht mehr! Dieser ‚Feldherr', diese Hermine von Linden, hat mich weggebissen! — Weggebissen — ach Gott, das ist nicht das Wort. Sie hat's so fein, so fein gemacht; immer Samtpfötchen; die Krallen hab' nur ich gespürt. Krall du nur, dacht' ich lange — monatelang — ich halt' was aus, ich bin zäh; meine arme Adele verlass' ich nicht! Na, und da steh' ich nun —"

„Da gehn Sie nun —"

„Hab' sie doch verlassen! — Adele wurde so — so ungeduldig. Wann ich wieder nach Hamburg will; ob ich in Hamburg wieder Stunden geben will; ob ich auch manchmal Heimweh habe. Das hatte die ihr alles so beigebracht, diese aristokratische Schmarotzerin — denn das ist sie, Karnatz! — diese hohe, stolze Dame, die schweifwedeln und falschreden kann wie ein Kammermädchen. Und ich sah immer wieder, die umgarnt sie ganz, da ist nichts zu machen! Sie redet ihr ein, was sie will: wenn nicht im Wachen, dann im Schlaf —"

„Durch Hypnotisieren —"

„Ja!"

„Sie schrieben davon; Sie glauben es —"

„Karnatz, ich weiß es gewiß!" — Luise blieb stehn; in ihre menschenfreundlichen Augen kam ein

fast unheimliches Feuer: „Karnatz, ich bin vielleicht ein zu weicher, schlappschwänziger Mensch, kann vielleicht zu wenig hassen; aber dieses Weib hasse ich! Ich hab' sie studiert! Sie will Adele beerben; — ja, schütteln Sie nur Ihren klugen Kopf. Die ist klüger als Sie, so klug wie der Teufel! Hypnotisiert meine arme Adele, suggeriert ihr dann, macht sie allmählich willenlos, macht sie zu ihrem Geschöpf! Und sie regt ihren armen Kopf, der Ruhe braucht, durch Jenseitsunsinn und Spirits auf; beruft Geister — ich weiß es; Adele hat mir's einmal gebeichtet —, spielt das Medium, schreibt nieder, was ihr die Spirits diktieren oder in die Hand zittern; und Adele kommt um ihre Gesundheit, statt gesund zu werden, sie verliert Appetit und Schlaf und alles, sie sieht schon so geistig, so interessant aus, daß es ein Jammer ist. Das mußt' ich mit ansehn, Karnatz! Und ich konnt' nicht helfen!"

Sie hob die Arme beinah wie eine Tragödin; sie, die schlichte mit den ruhigen Schultern. Es war ihr so unerhört, so unfaßbar, daß sie hier nichts hatte tun können, Luise Mangold, die Helferin.

„Hm!" brummte Karnatz, vor innerer Aufregung am Schnurrbart zerrend. „Sie schrieben aber doch im Anfang: sie hypnotisiert ihr den Schlaf an und das Kopfweh weg!"

„Ja, das war im Anfang. In Berchtesgaden ging's ja gut; und in Kufstein auch noch. Da fühlte sich die gute Adele so wohl, wir wohnten in der Post, am Wasser, lebten auf einer großen Terrasse über

dem rauschenden Inn; das war vielleicht die schönste Zeit. Aber als wir dann Ende September nach Südtirol kamen, nach Meran — vielleicht fing es auch schon früher an! Das Hypnotisieren half nicht mehr. Der Kopf ward wieder schlecht, ganz wie hier. Der Schlaf tat wieder, was er wollte, und gehorchte dem ‚Feldherrn' nicht. Gott weiß, was es ist! Entweder steckt es doch zu tief — oder das unsinnige, verwünschte Geistern hat Adele krank gemacht — oder sie hat doch noch heimliche Sehnsucht —"

„Nach was?"

„Nach was? — Davon reden wir ein andermal. — Oder Frau von Linden lügt, sie hypnotisiert gar nicht mehr, oder nicht zum Guten; sie zerreibt das arme Geschöpf, will es langsam umbringen —"

„Fräulein Luise!"

„Ich kann mich ja täuschen, Karnatz. Es kann aber auch so sein. Das ist keine gewöhnliche Intrigantin; bilden Sie sich das nicht ein. In der steckt ein Mephisto — oder ein Napoleon — oder sonst was Diabolisches. Kurz, sie ist des Teufels Großmutter, oder seine Tante, oder seine Schwester — ich weiß nicht!"

Karnatz, dem grimmig ernsthaft zu Mut war, lachte nun doch auf. „Fräulein Luise, Sie sind doch auch ein rechtes, echtes Frauenzimmer. Auf diese Mitschwester gehn Sie kräftig los!"

„Schwester! Pfui Teufel!" Luise warf die Schwesterschaft mit einer empörten Handbewegung in die Ecke. — „Ja, nun hat sie einstweilen gesiegt. Ich

konnt' doch nicht länger Adelens Gast sein, wenn die mir nicht mehr sagte: ich bitt' dich, bleib hier! — Aber aus ist's darum doch noch nicht! Am Boden lieg' ich noch nicht!"

„Was wollen Sie denn noch?"

„Was ich will? Meinen Plan zu Ende führen —"

„Was haben Sie denn für 'nen Plan?"

„Das sag' ich Ihnen ein andermal. — Oder auch nicht. — — Ach, hätten wir nur erst die andre hier! Karnatz, der geht's auch nicht gut!"

Karnatz horchte hoch auf. „Wen meinen Sie? Maria? — Sie nicken so. — Was ist mit der? Sie schreibt gar nicht mehr. Haben Sie 'nen Brief von ihr?"

Luise blieb wieder stehn. „Aber wieso 'nen Brief? Ich war ja dort. Hab' sie ja gesehn!"

„Was haben Sie?" — Karnatz fuhr von seinem Sitz in die Höhe. „In Capri waren Sie?"

„Mein Gott, ja. Warum denn nicht?" sagte das Mädchen in seiner sachlichen Ruhe. „Ich dachte: so geht's doch nicht! Ich muß doch Maria selber schildern, wie's mit ihrer Schwester steht; und muß mit eigenen Augen sehn, was Maria treibt. In der Ordnung ist das ja alles nicht! — Sie wundern sich; wie komisch. Was Besonderes zu tun hatt' ich ja nicht; und in Südtirol war ich schon —"

„Von Südtirol noch nach Capri!"

„Ich hatt' Zeit und auch Geld. All die Monate hatt' ich ja nichts von meinem eigenen Geld verbraucht! Also wie ich von Meran nach Bozen kam, auf nach Capri! dacht' ich —"

„Und das sagen Sie mir nicht gleich! Das sagen Sie mir nicht gleich!“ rief Karnatz. Er war vor sie hingetreten und schrie ihr fast ins Gesicht „Wenn mir doch alles, was Maria betrifft — — Also wie geht's ihr? Wie war sie? Wie sieht sie aus? Wie lebt sie? Warum kommt sie nicht wieder? Heraus damit!“

„Das werden Sie ja hören, wenn Sie nur gefälligst den Mund halten,“ entgegnete Luise ruhig. „Also ich fuhr von Bozen Nacht und Tag bis Neapel, fuhr den andern Tag nach Capri hinüber, fiel ihnen unangemeldet ins Haus. Ich dachte: so seh' ich schärfer, klarer, wie's steht! — Ach, Karnatz — nun ja, sie leben noch zusammen. Um Neujahr herum, was vorhergegangen ist, weiß ich nicht, da haben sie noch einmal angefangen, aber diesmal anders: sie haben sich unter die Menschen gestürzt. Maria hat's gewollt. Sie sind seitdem jeden Tag bei den Deutschen im Pagano, Mittags oder Abends; sie heißen dort Herr und Frau Lembke, dafür gelten sie. Man ist sehr scharmant mit ihnen, man ‚feiert‘ sie, ihn als interessanten Komponisten, sie als schöne Frau. Es sind auch Verliebungen vorgekommen, das haben mir die Damen im Pagano erzählt; da war in den ersten Neujahrswochen ein junger norddeutscher Kraftmensch — nach den Beschreibungen so 'ne Art von Gräbnitz — der hat einen der Felsen im Meer bestiegen, die sie Faraglioni nennen; Karnatz, wenn man diese Felsen sieht! Gräßlicher Gedanke! Und zweitens hat er sich in Maria verliebt; so erzählten sie. Und Maria

— nun werden Sie sich ärgern — die hätte tüchtig mit ihm kokettiert —"

Karnatz zog sich zusammen, daß sein armer Buckel sich krümmte. Er stieß einen bösen Laut der Empörung aus.

„Ich weiß," fuhr sie fort, „das ist eine Infamie! Kokettieren tut Maria Merker nicht! — Aber sie studiert die Menschen; das ist ganz was andres. Sie will sie kennen lernen, da geht sie ihnen entgegen; das ist doch natürlich. Und wer liebenswürdig ist, der kann doch nicht zugleich das Gegenteil sein; in welcher Logik steht das?"

„Luise!" sagte Karnatz gerührt und nahm ihre Schultern zwischen seine Hände. „Ich halt' sonst nicht so besonders viel von den Frauenzimmern; aber Sie sind ein — — alle Achtung! Sie sind ein ganz famoser — — ‚Kerl', sagt man ja natürlich zu Ihnen nicht!"

„O ja, meinetwegen. — Aber sprechen Sie nur nicht so herablassend von den Frauenzimmern; die sind im ganzen besser als ihr! — Also der hat Maria angegirrt; und sie hat den Bengel auch ein bißchen gern gehabt, wie es scheint; dann ist er aber hoffnungslos abgereist. Da ist nämlich inzwischen ein andrer gekommen, ein Mann in den besten Jahren; den hab' ich noch selber gesehn. Karnatz, ein sehr feiner Mann! So etwas — wie soll ich sagen — so 'ne Mischung von Wilfried Lembke und Adolar von Gräbnitz; verstehn Sie, was ich meine? Halb Künstler, halb Schlagadodro; was Zartes und auch was Mächtiges.

Kurz, 'ne Harmonie von allerlei! Der hat auch bei Pagano gewohnt. Dem ist Maria gleich aufgefallen; das ist ja natürlich. Und er hat angefangen, ihr ein wenig den Hof zu machen; und Maria — an ihrem Wilfried hängt sie nicht mehr, das redet mir niemand ein — Maria, wohl in ihrem Hunger nach neuen Menschen, oder neuer Liebe —"

„Na, also heraus damit!" fuhr Karnatz sie an. Seine grünlichen Augen erhitzten sich, seine Wangen auch. „Was reden Sie so lange herum. Was hat diese Maria getan?"

Gleich darauf schämte er sich, kroch gleichsam in sich zurück. Er guckte seitwärts den Boden an. Ach, was bin ich für ein erbärmlicher Kerl, dachte er, sich mit einer schnöden Inbrunst verachtend. Was geht's die Null an, mit wem die Eins geht, mit der Zwei oder mit der Drei!

„Getan?" antwortete Luise. „Sie hat nichts Böses getan! Was ihr immer gleich denkt! Aber der Mann hat ihr zu schaffen gemacht, er ist ihr zu Herzen gegangen; nicht bloß weil die andern davon tuschelten: ich hab's selbst gesehn. Sie zeigte ihm, auf ihre stolze, aufrichtige, vornehme Weise, daß er ihr ganz besonders gefiel. Der Herr aber, ein schöner Mann — Professor an einer süddeutschen Universität; noch ganz unverheiratet — zuerst ging er gleichsam gradeswegs auf sie zu; dann — ging er nach und nach beiseite. Sein Feuer wurde kalt. Es schien, als wär' sie ihm unheimlich geworden; als sagten seine grauen, edel harmonischen Augen: nein, lieber nicht! Kurz, er

nahm einen höflichen Abschied, einen Grad über Null, und zugleich mit mir fuhr er ab."

„Natürlich!" brummte Karnatz. „Er hielt sie ja für Lembkes Frau."

„Nein, das glaub' ich nicht. Er wußte offenbar, ich weiß nicht woher, wie es stand. Und im Anfang — — er war verliebt. Er hat ans Heiraten gedacht; daran glaub' ich wie an meine Hand!"

Karnatz sah Luise finster an. Er sah sie eigentlich nicht: vor oder hinter ihr sah er in seinem aufgeregten Mitleid Maria, die „Verschmähte", die „Verlassene". „Na?" stieß er nach einer Weile heraus. „Und sie? Wie gefiel ihr das? Wie nahm sie das auf?"

„Ist sie denn kein Weib?" war Luisens Antwort. „O, sie war mager und blaß geworden. Sie hielt sich so königlich aufrecht, daß ich immer dachte: inwendig windet sie sich! — Karnatz, wenn sie den zum Mann bekommen, wenn sie sich an dem wieder aufgerichtet hätte! — Für meine Meraner Geschichten hatte sie keinen Sinn. ‚Lassen Sie sie doch! Adele ist glücklich! Sie ist begeistert für ihren ‚Feldherrn', sie nennt ihn einen ‚großen Menschen'. Nun, da wird er doch so schlecht nicht sein. Sie übertreiben, Sie irren sich. Ich beneid' Adele!'"

„Sie beneidet sie," murmelte Karnatz. „Dahin ist's mit Maria gekommen. — Blaß und mager, sagen Sie. — O ständ' sie nur wieder in diesem Zimmer! Wär' sie wenigstens hier!"

„Schaffen Sie sie her!" sagte Luise mit ihrer

schlichten Bestimmtheit, die dem Musiker wie ein Bachscher Akkord über die Haut ging. „Schreiben Sie ihr; so was, das zu Herzen geht. Sie braucht vielleicht nichts als das. Sie hängt ja doch an Capri nicht. An Ihnen hängt sie noch, Karnatz!"

„Ach du lieber Gott! An mir!"

Karnatz fing eine Art von Lachen an. Es sollte so recht selbstvernichtend sein, recht dämonisch klingen. Aber eine jähe Freude störte ihn; er griff vor Wonne in seinen Schnurrbart, und das Lachen starb. „Hat sie so was gesagt?" fragte er, über die Achsel weg.

„Zwei-, dreimal, Karnatz. Sie wären doch noch ein Mensch, ein Freund! Und sie möcht' Ihnen für all Ihre ‚verrückte Liebe' — so sagte sie — auch mal was Rechtes zuliebe tun. — Nun muß ich aber gehn. Ich hab' doch allerlei zu tun."

„Na, dann gehn Sie, Fräulein Luise!" Karnatz richtete sich so auf, als wollt' er bis an die Decke reichen. „Dann will ich dieser Dame schreiben — — nu, ich werd's schon finden. Da wird mir auch schon die Lampe gebracht. Ich werd' mir das Herz aus dem Leibe schreiben. Guten Abend, Fräulein!" — —

Luise war noch keine Minute fort, so saß er schon bei der Lampe am Tisch, die schwarzen Brauen heruntergezogen, und schrieb. „Liebe, Vergötterte!" fing er an. „Ohne jeden Grund und ohne jede Absicht schick' ich Ihnen hier eine Photographie von Ihrer Villa Maria, am ersten milden Februartag vom Garten aus aufgenommen. Ich hab' sie neulich selber gemacht ..."

An demselben Abend schrieb Luise auch; in der Vorstadt Sankt Georg, in ihrem Zimmer. Sie hatte an Adele zu schreiben; von einer Begegnung, über die sie zu Karnatz nicht gesprochen hatte; wozu? Warum so zu einem Mann davon reden? Das war für Adele allein. Ihr Brief begann: „Ich bitte Dich, tu mir eine Liebe: wenn Du dies zu lesen angefangen hast, so geh damit in Dein Kämmerlein, lies es still für Dich. Zeig es Herminen von Linden nicht! Es gibt so zarte Sachen, weißt Du. Es sind alte Kamillen ...“

* * *

Wilfried und Maria saßen vier Tage später am Eingang des Städtchens Anacapri im Freien, vor dem deutschen Kaffeehaus Bitter, und schauten hoch über den Golf von Neapel hin, der sich wohl von keinem Punkt der Insel schöner zeigt als von hier. Die große, aufsteigende Stadt, über das blaue Meer herüberleuchtend, der braune Vesuv, die Halbinseln rechts und links ziehn das Auge weit hinaus, führen es dann zur seligen Insel Capri zurück. Die beiden waren am Nachmittag zu den Trümmern des Castello di Barbarossa hinaufgestiegen — seit Wochen zum ersten Mal allein — und erfrischten sich mit spätem Kaffee, eh sie wieder heimgingen. Sie sprachen aber kaum ein Wort. Wilfried war nicht frohgemut: ein Musikstück, das er zu schreiben vorhatte, neckte ihn schon den ganzen Tag, er konnte es nicht fangen, nicht formen; sein von so viel inneren Leiden er-

schöpftes Hirn wollte, wollte und konnte nicht. Maria kämpfte mit Erinnerungen; aus dem blauen Meer da unten stiegen Gestalten auf, die sie in diesem neuen Jahr viel beschäftigt hatten: der junge Felsspringer von der Malerplatte, sein Gegenbild oder Urbild: Gräbnitz — und dieses schöne Meteor, der Professor mit den feurig edlen Augen, die ihr anfangs zu winken schienen: wart auf mich, ich komme! Dann wandten sie sich aber ab, und — fort! — Was hab' ich ihm getan? dachte sie. Hätt' ich ihm denn noch stärker zeigen dürfen, daß ich von diesem armen Wilfried frei war, daß ich neu belebt war, daß ich für ihn fühlte? Wodurch hab' ich ihn so fortgejagt?

Es stieg in ihr eine Ahnung auf: So wird's dir nun immer gehn! Männer wie der, die in sich eine Welt sind und darin eroberten Frieden haben, die bleiben nicht bei deinem wilden, stürmischen Ich. Für dich gibt's nur noch die Weißen oder die Schwarzen: die vor dir knieen oder die auf dich treten!

Sie sah auf den Mann da neben sich, der vor ihr gekniet hatte; der auch jetzt noch kniete, wenn sie nur wollte; sie fühlte, wie er an ihr hing. Ach, wie hab' ich den zugerichtet, ging ihr durch die mitleidige Seele, da sie ihn so abgezehrt und schwermütig vergeistigt sah; wie viel Glück und Frieden bin ich dem noch schuldig! Sie sann in ihrer eigenen Schwermut nach, was sie ihm noch Liebes tun könnte, wie ihn weniger elend machen; — ihr fiel aber immer der Brief wieder ein, den sie in der Tasche hatte, den ihr

Richard Karnatz geschrieben: komm heim! komm nach Haus! — Endlich zog sie ihn hervor, da Wilfried aus seinen Gedanken aufsah. „Du!“ sagte sie. „Lies doch, was mir dein Meister Karnatz schreibt. Es kam heute morgen. Und guck dir dieses Bild von der Villa Maria an. Liegt sie nicht reizend zwischen ihren großen, kahlen, wunderschönen Bäumen? Das ist auch ein echter Karnatz: um mir Bilder von Hause zu schicken, hat er photographieren gelernt!“

Wilfried betrachtete das Bild, nahm und las den Brief. In allerlei Wendungen, immer neuen, heiteren und ernsten, variierte er das eine Thema: komm doch wieder nach Haus!

„Ja, ein hübsches Bild,“ sprach Wilfried zwischen den Zähnen; seine überwachten, leicht entzündeten Augen forschten in Marias Gesicht. „Warum gabst du mir den Brief? Was dir Karnatz schreibt, zeigst du mir sonst doch nie.“

„Ich will's dir ja ehrlich sagen, Wilfried. Ich hab' Heimweh! — Nein, das hat nicht erst dieser Brief geweckt. Seit Luise Mangold hier war, hab' ich's schon in mir herumgetragen: wieder in die Heimat gehn! — Ich hab' das Paradiesleben satt; die Deutschen im Pagano auch. Ach, du hast ja recht: auf die Dauer verträgt man die Masse nicht! — Und dann ekelt mir manchmal plötzlich vor dem langen Nichtstun. Ich hab' ja nicht unwürdig faul gelebt, ich hab' viel gelesen, studiert, gelernt; und wie viel von dir gelernt; und von der Natur, von der Welt. Aber das rechte Gefühl: ich tu' was! das fehlt! —

Lach mich jetzt nicht aus: ich will wieder in meine Werkstatt. Ich will wieder bosseln!"

Wilfried bohrte seine Augen in die ihren; dies überraschte ihn ganz. „Wieder bildhauern?"

„Ja, sozusagen. Ich halt's nicht mehr aus! — Denk nicht, ich wär' verrückt geworden; eine neue Auflage von Größenwahn, die hab' ich nicht. Mit Begas zu konkurrieren hab' ich aufgegeben. Aber irgend was muß ich tun! Sonst schlägt mich der Ekel tot! — O, ich hab' Phantasien genug; kann ich sie nicht so auskneten, wie sie mir vorschweben, danach r i n g e n kann ich doch, mich damit h e r u m s c h l a g e n. Das ist ja schon Seligkeit!"

„Seligkeit?" erwiderte Wilfried, der grade heut so unselig mit seiner Unzulänglichkeit kämpfte; er lächelte elegisch. „Aber — ich versteh', wie dir ist."

„Du verstehst ja so rasch, so gut! — Ich will auch nicht immer für m i c h s e l b e r leben; auch das widert mich an! Wenn ich so stark für die Befreiung der Frauen fühle, warum r e d' ich nur davon, warum t u' ich nichts? Ich will auch dafür arbeiten, Wilfried; so oder so; so gut ich kann."

„D u?" — Dieser Entschluß überraschte ihn noch mehr. — „Daran hatt'st du doch nie gedacht?"

„Das war eben das — ‚wilde Ich'! Die Gärende — und die Künstlerin — und nach der die — —"

Sie brach ab. Sie strich unwillkürlich mit der Hand über den Tisch. — „Kurz, nun denk' ich dran! — Und das kann ich nur zu Hause tun; da sind all die Aufgaben, und die guten Beispiele, und die Mit-

arbeiter. Darum gab mir der Brief vom Karnatz heut nur den letzten Stoß. Wilfried! Die Villa Maria! Nach Hamburg!"

Ein kaum sichtbares, nervöses Zittern ging über Wilfried hin. Er sah von ihr weg, zum rauchenden Vesuv hinüber. „Und was wird dabei aus mir?" fragte er.

Ihr Gesicht verzog sich; es ging vieles auf einmal darüber hin: Schmerz um das verlorene Glück, innig weiches Mitfühlen mit dem bleichen Mann — und etwas Dunkles, Weiblichstes, Tiefstes: den verlassen, dem man alles hingegeben? — „Wir trennen uns ja nicht, Wilfried!" sagte sie, noch einmal ganz von der Zärtlichkeit des Mitleids übermannt. „Du gehst mit. Du bleibst ja mein liebster Mensch!"

Eine Freudenröte färbte sein Gesicht. Doch er seufzte dann. — „Und wo wohn' ich?" fragte er nach einer kurzen Stille.

„In der Villa Maria nicht; das ist doch unmöglich. Aber nicht so weit weg wie früher, sondern nah — so nah, wie es geht! Und jeder teilt des andern Leben mit ihm, seine Gedanken, Gefühle, sein Schaffen. — Lieber, guter Wilfried!"

„Ja, ja," warf er tonlos hin. Seine Augen irrten auf dem Golf umher. Er fühlte eine Weile nur das eine, das den ganzen Golf zu einem gefärbten Glasstück, dann zu einem feuchten Nebel machte: hinaus aus dem Paradies!

Langsam, allmählich drehte er sich dann wieder zu ihr herum, mit weich nachgebenden Schultern.

Es war, wie wenn seine lichtbraunen Augen Maria verzehren wollten; sie brannten aber schwermütig still. Sie schienen in das neue Schicksal hineinzuschauen und sich zu ergeben. Wilfried war keiner von den Heroischen, die sagen: alles oder nichts! Wie er ein Glück in langer Vorfreude umkreisen konnte, so konnte er es in stückweisen Entsagungen verlassen.

„Also fort von hier," murmelte er.

„Nach Hause zurück!"

„Was heißt da: nach Hause? — Aber eh du ohne mich gehst, geh' ich mit dir. Ohne dich leben — ich kann's noch nicht!"

„Du sollst ja auch nicht, Wilfried. — Ich bitt' dich, sieh's recht freundlich an. — Wir verlassen einander ja nicht!"

„Wir verlassen einander nicht," sprach er ihr nach. — „Hamburg! — Mir deucht, das ist hunderttausend Meilen weit. — Man wird aber hinkommen — — und immer weiter. Und immer weiter ..."

Mit einer plötzlichen Bewegung ergriff er ihre beiden Hände. „Ach, bleib mir, bleib mir, solang' du kannst! — Ich geh' mit, Maria. Denn ohne dich — das weiß ich nicht — —"

Er sprach nur durch eine Gebärde zu Ende. Er griff nach seinem Hut; den hatte er abgelegt. — „Haben wir schon gezahlt? — Ja, ja. — Hier mag ich nicht mehr sitzen. Gehn! Bitte, laß uns gehn!"

Maria nickte ihm weich, mit ermutigendem Lächeln zu. Sie nahm seinen Arm — das tat sie selten — und ging.

Auf der schönen Bergstraße, die nach Capri zurückführt, waren sie noch nicht weit gekommen, als ihnen im Abendlicht, reizend angeleuchtet, zwei Inselmädchen entgegenschritten, die jede einen mit Wäsche gefüllten Korb auf dem Kopf trugen, wie man dort alles trägt. Eine von ihnen war groß, wundervoll gebaut, und ihr Gesicht war überraschend schön. Sie trat übermütig heiter auf Wilfried zu; „Sie sollen hundert Jahre leben, Herr Fremder, lauter Jahre voll Glück und Seligkeit!" sagte sie auf italienisch. Die beiden erschraken aber über ihre Stimme: dieses Prachtgeschöpf hatte einen heiseren Baß.

Wilfrieds Musikantenohr fühlte sich beleidigt, so daß er nicht gleich, wie sonst, Gegenworte fand. Während er noch stand und sich wunderte, fingen die Mädchen — es war zum Lachen — Tarantella zu tanzen an, die Körbe auf dem Kopf. Nach wenigen Augenblicken lachte er dann auch; Maria desgleichen; zuletzt auch die Mädchen. Sie tanzten aber weiter, gegeneinander und auf der Straße hin und her, so gut es mit der Kopflast ging.

Ja, es sollte Tarantella sein ... Guter Gott! dachte Wilfried, da ihm Carmela einfiel, was für ein wahnsinniger Unterschied! Die große Person war schöner als Carmela, ein Prunkstück der Natur. Sie drehte sich aber nur so herum. Ihr Tanzen war wie ihre Stimme. Wilfried fühlte zuletzt einen Stich in der Brust: so war alles anders geworden; die Tarantella, sein Glück, sein Leben.

Er winkte den Mädchen, aufzuhören, gab ihnen

ein paar Silberstücke und ging. Maria schritt neben ihm her. Er pfiff eine Tanzmelodie vor sich hin; sie schwiegen eine Weile. „Tragikomisch!“ sagte Maria endlich. „Die Schönheit und der Baß und das Springen!“

Wilfried blieb stehn und nickte: „Ja, ja, tragikomisch; das ist das Wort! Übrigens, so 'ne tragikomische Musik möcht' ich machen; fällt mir eben ein. Klavierstück: Die Tarantella. Drei Teile, oder drei Themata. Zuerst kindlich heiter, naiv — wie damals die kleinen Mädel. Dann so ideal schön wie möglich: Carmela! Zuletzt — ja, zuletzt . . .“

Er stockte. Er suchte ein Wort, oder kämpfte mit einem Gefühl.

„Zuletzt melancholisch,“ sagte er nach einer Weile.

„Warum melancholisch?“ fragte Maria.

Er antwortete nicht.

Er ging langsam weiter, in ein musikalisches Träumen versinkend, in dem sich seine Stimmung ergoß. Er sah dabei die Gestalten, die in ihm zu einem Spiel von Tönen wurden, wie hinter Schleiern bewegten sie sich: die Kinder, Carmela, die Wäscherinnen. Leiser, süßer ward seine Schwermut: sie ging neben ihm her, aber wie ein dunkles, traumhaftes Wesen, aus dem es wie Glocken klang.

Maria war ebenso still. Ihr kamen die Phantasien wieder, in denen sie sich gestern und heut ihr Schicksal zu Bildwerken geformt, verklärt, verkörpert hatte. Es war besonders eine weibliche Marmorgestalt, die auf einem Grab saß, den Kopf auf eine Hand

gestützt, den trauernden, aber festen Blick auf das Grab gerichtet; erschüttert, gebeugt, aber nicht gebrochen. Es sollte ihr eigenes Sinnbild oder Abbild sein, so dachte sie's; auf dem Grab ihres jungen Glücks ...

So gingen sie langsam, schweigend auf der hohen Felsenstraße zurück, der Stadt Capri zu.

* * *

An demselben Abend saß Frau Adele in Obermais bei Meran, in ihrem Schlafzimmer, in das sie sich heimlich geflüchtet hatte, und las einen Brief. Der letzte, absterbende Tagesschimmer fiel durchs Fenster herein; die Berge, die das Etschtal bis Bozen begleiten, warfen ihre bläulichen Schatten über das breite Tal. Am Himmel stand die schon goldig gewordene Mondsichel; Adele hatte aber im Wohnzimmer ihre Lampe angezündet und hereingetragen, ohne deren mildes Licht konnte sie die Schrift nicht mehr sehn. Der Brief war schon gestern morgen gekommen, sie las ihn nicht zum ersten Mal. Aber einige Stellen las sie immer wieder; besonders diese:

„... Denn das sagte ich Dir ja schon in Meran: ich seh' nicht ein, warum ich nicht in alter freundschaftlicher Weise wieder mit ihm anknüpfen soll; wir hatten uns ja nie entzweit; mir hatte er nicht die Ehe gebrochen; und schon vor eurer Ehe hatt' ich ihn gekannt. Also ich schrieb ihm; nach Köln. Das war noch in Meran. Ich schrieb ihm auch, daß ich bald nach Hause reisen würde, daß ich an dem

und dem Tag über Frankfurt-Hannover wieder nach Hamburg käme; denn den Tag hatt' ich mir ausgerechnet, und Du weißt, an so was halt' ich fest! — Er antwortete mir, sehr hübsch und lieb. Nach Bozen. Ganz der alte Karl Weber, wie ich ihn gekannt! Er fühle für mich so freundschaftlich und so warm wie je; er denke oft an die alten Zeiten; — na, und was man so schreibt. Ein Wiedersehn würd' ihn herzlich freuen; denn es gehe ihm zwar in Köln sehr gut, viel Arbeit, viel Erwerb, angenehme Menschen, aber wie es in Hamburg war, das komme nicht wieder. Und was man auch aus gewissen Gründen von ihm denken möge, er sei eine treue Natur. Das war unterstrichen.

„Gut acht Tage später fahr' ich also nach Hamburg zurück. Wie ich in Hannover aussteige, um ein paar Minuten auf dem Bahnsteig hin und her zu gehn — wer steht da? Karl Weber! Sich noch zum Erschrecken ähnlich — ich erschrak nämlich wirklich — nur interessanter, bedeutender geworden; na, er ist ja nun auch sechsunddreißig alt. Er freute sich auf mich; es war rührend! Ich war doch unterwegs, sagte er, da hab' ich versucht, ob Sie Wort halten; Sie waren ja immer die Pünktliche. Wenn's Ihnen recht ist, so fahr' ich bis Hamburg mit; meine Fahrkarte hab' ich schon. Von Hamburg rutsch' ich morgen nach Köln zurück!

„Na, mir war's recht. Da haben wir dann, da der D-Zug recht leer war, in unserm Coupé ganz allein gesessen; und Hamburg, Deutschland, Europa,

die Welt — alles, was Menschen besprechen können, haben wir besprochen. Und noch was, eine mittelgroße, schlanke, leider jetzt viel zu magere Frau, die sich Adele Weber nennt; von der sprachen wir ‚wunders viel‘. Er fing selber an! ich nicht. Er sprach von Dir so warm, so gut, daß mir einmal heimlich die Tränen kamen; ich tat, wie wenn ich etwas Schnupfen hätte, und hab' sie so weggewischt. Er hab' sich ganz unbegreiflich versündigt! Er sei ein ganz anderer Mensch geworden, aber leider zu spät. Sein Leben sei recht still. Ein paar gute Freunde. Vor den Frauen hab' er förmlich Scheu, seit der Katastrophe; er geh' ihnen aus dem Weg. So eine fänd' er doch nie ... Lieber Schatz, er meinte Dich. Er war dabei immer hübscher geworden; so ein recht männlich guter Kopf. — Er hat mir versprochen, wenn er wieder nach Hamburg kommt, wird er mich besuchen.

„Zuletzt schenkte er mir noch sein Bild! Ich erinnerte ihn im Scherz, daß er mir eigentlich noch eins schuldig wäre; da zog er sogleich eine Photographie heraus: ‚ein Großkaufmann zahlt seine Schuld!‘ Sie ist im vorigen Jahr in Köln gemacht. Etwas dumm retuschiert, aber sonst sehr ähnlich. Ach, was red' ich viel; ich leg' sie Dir lieber bei. Es interessiert Dich doch, wie er nun aussieht. Du schickst sie mir wieder!

„So, nun erzähl' ich Dir noch von Capri, mein Herz ..."

Adele legte den Brief auf den Tisch. Das von

Capri, das hatte sie gestern genug gelesen. Lieber noch einen Blick auf das Bild! — Sie zog es aus seinem Versteck, ihrer Seitentasche; die hatte sie in jedem Rock, die Rückentaschen haßte sie. Ja, das war noch Karl Weber, einst ihr Karl; ja, noch ganz und gar! Die klugen Züge um den feinen Mund; auch die treuherzigen, warmen Augen. Die kleinen blonden Locken an den Schläfen, mit denen sie früher so oft gespielt und getändelt hatte ... Eine Art von Lächeln — nicht heiter, mit einem tiefen Atemzug — schlich über ihr abgemagertes Gesicht.

Auf einmal fuhr sie zusammen: die Tür zu ihrem Wohnzimmer ging auf und Hermine von Linden, die große Gestalt, erschien darin. Adele ward rot; wie ein ertapptes Schulmädchen griff sie nach dem Tisch und fuhr mit Brief und Bild in die Tasche. Es war das einzige Geheimnis, das sie vor ihrem „Feldherrn" hatte. Sie hatte es nicht haben wollen; schon in Kufstein, auf der romantischen Terrasse über dem Inn, an einem Mondscheinabend, hatte sie endlich einmal ausführlich von ihrem Mann gesprochen, ihr weiches Witwenherz und dessen neue Anfälle von „Heimweh" enthüllt. Sie hatte auch die Verse zitiert, die sie von Zeit zu Zeit immer wieder rührten:

> Hektor, siehe, du bist mir Vater jetzo und Mutter,
> Und mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!

Aber das war nicht gut ausgegangen. Der gestrenge Feldherr, sonst so muttergut, diesmal hatte er sie arg heruntergemacht: O du schwaches, sentimentales Ding

(sie waren schon eine Weile beim du), wie kann man sich auch nur eine Viertelsekunde wieder in die Schmach, in die Knechtschaft wünschen! — Seitdem sprachen sie von Karl Weber nicht mehr. Adele fürchtete sich, sie tat, wie wenn sie ihn spurlos vergessen hätte ...

„O weh!" sagte Hermine mit einem Lächeln, vor dem Adele ganz klein wurde, „Geheimnisse vor mir? doch noch?" Sie hatte die Flucht in die Tasche gesehn. Den Hut auf dem Kopf, denn sie kam von einem Gang nach Meran hinein, stand sie mit frisch geröteten Wangen, urgesund und in ihrer ganzen aristokratischen Hoheit da.

„Ach nein," erwiderte Adele so heiter wie möglich. „So mußt du's nicht ansehn, mein Herz. Nur ein kleiner Rückhalt, weißt du. Und was ganz Unbedeutendes!"

Das kam von dieser Spionin, der Luise Mangold! dachte Hermine. Es lag ihr auf der Zunge, zu fragen: Wo ist denn die Mangold jetzt? Sie unterdrückte es aber. Man muß nie zu klug sein; das ist den andern nicht angenehm.

„Aber, Schatz, was denkst du?" sagte sie gemütlich, langsam nähertretend. „Als neugieriges Weibsbild kennst du mich wohl nicht! Jedem das Seine, jeder in absoluter Freiheit; sonst möcht' ich nicht leben! — Du, hier rührt sich schon der erste Frühling; ich hab' dir ein rührendes Blümchen mitgebracht; da ist es. Meran will sich von Capri nicht lumpen lassen. Hast du übrigens neue Nachricht von dort?"

Adele schüttelte den Kopf. Direkt ja nicht! dachte sie, um ihr Gewissen zu beruhigen.

„Ich dachte," sprach Hermine weiter. — „Wenn ich dich so was frage, Liebling, so frag' ich ja immer nur, weil ich dir irgendwie beistehn, raten, helfen möchte; das ist nun einmal meine Leidenschaft!" Sie lächelte aufs herzlichste: „Ich bin ja von Gott dazu eingesetzt, dir beizustehn —"

„Ja, das bist du, Hermine —"

„Und dich wie 'ne Spinne mit meiner helfenden Liebe zu umgarnen! — — Du hast nämlich irgend was Geheimes, das in dir herumkriecht; das seh' ich schon diese ganze Woche. Seit die Mangold fort ist, oder nicht viel später, fing's an. Nicht? — Na, dann täusch' ich mich. Aber etwas hast du. Ich fühl's förmlich in den Nerven; denn die spüren gleich alles, was in dir spukt. Du — du möcht'st weiter; nicht?"

„Wieso weiter?" fragte Adele; sie ward wieder einen Augenblick rot.

„Na, fort von hier; hast Meran satt. Bist mit mir zu einsam. Möcht'st irgendwohin ... Soll ich dir sagen, wohin?"

Sie sah Adele forschend an, mit ihrem festen, scharfen Blick; sie hoffte so zu erraten, was die „Kleine" wollte.

Es war nicht nötig; Adele, der sich das arme Herz auf die Lippen drängte, stand auf und schmiegte sich an die Große hin. „Ach Gott, ja," fing sie mit zögernd schleppender Stimme an: „da du davon

sprichst — du kluger, furchtbar kluger Mensch — es geht mir wohl was im Kopf herum. Weißt du — wenn man schon so lange reist! Die Hotelküche. Man mag nicht mehr. Du hast keine Ahnung, wie gut man in der Villa Maria ißt! — Ja, nun lächelst du. Also ja, etwas — Heimweh hab' ich. Möcht' dir meine Villa zeigen; sie durch deine große Person schmücken, mit dir prunken, mit dir da furchtbar glücklich sein. Nun kommt auch wohl bald meine Schwester nach Haus. Der muß ich dich doch endlich zeigen! Und — und überhaupt!"

„Wieso überhaupt?"

„Nein, nein, nicht überhaupt! Das sagt' ich so aus Dummheit. Nun sag du deine Meinung, Feldherr. Ich mag ja nur gern tun, was du willst!"

Also Hamburg! dachte Hermine. Sie hatte es kommen sehn. Einmal mußt' es kommen. Nun, warum dann auch nicht? Sie sah das zierliche, magere, zart bleiche Adelchen an; in der war nicht viel eigener Wille mehr; die hatte sie zu ihrem Geschöpf gemacht. Die andern? Maria? Karnatz? Wilfried Lembke? Sie fürchtete sie alle nicht. Sie fühlte ihre Macht. Warum sich dort nicht so gut behaupten, wie hier?

„Zuerst nur ein Wort, Adele," fing sie rasch entschlossen an und drückte sie an den Oberarmen, drohte ihr dann, als möchte sie sie prügeln. „Sag nie wieder so was wie eben: ‚ich mag nur gern tun, was du willst!' Das kann ich nicht hören, das ohrfeigt mich. Du sollst nur immer tun, was dir gut ist; und weh dir, wenn du je was andres tust! Ich

sinne ja Tag und Nacht, was dir gut ist — du mein armes Schattenbild — ja, du machst mir Kummer, du gehst auf unbegreifliche Weise rückwärts. Du gedeihst mir nicht. Also in der Villa Maria ißt man so gut! Well, so gehn wir hin! Du nährst dich schlecht; vielleicht kommt alles davon. Gib mir 'nen Stock, ich will mich prügeln, daß ich das nicht früher eingesehn hab'. Die gute Hamburger Küche! Vorwärts marsch, zur Außenalster!"

Adelens Gesicht erglänzte von Freude. — „Aber du? Magst du auch? Hast du Lust dazu?"

„Da spricht das Kind schon wieder von mir! — Ich mag, was Adele Weber mag. Wenn du mich wirklich noch mitnehmen willst —"

Adele legte ihr eine ihrer kleinen Hände auf den Mund; „pfui!" sagte sie. „Sprich nicht so! Das ist tief unter dir und mir!"

„Dann will ich dir was andres sagen," versetzte Hermine; führte sie zum Sofa, wo sie sie in die Ecke hineindrückte — das hatte Adele gern —, und setzte sich neben sie. „Es ist mir nämlich wunderbar gegangen, Kind; hab' dir's noch nicht erzählt. Gestern abend, nachdem du zu Bett gegangen warst — — du bist manchmal noch so ungläubig, wenn ich dir von Einwirkungen der Geister erzähle; willst es immer ‚rationell' erklären — so recht ein Kind dieser Zeit! Gestern abend aber — das wird dich doch überraschen, denk' ich — da blieb ich noch auf. Mir war so eigen zu Mut, als wär' einer meiner Spirits bei mir, als wollt' er mich als Medium. Ich setz' mich

an meinen Schreibtisch, mit Papier und Feder. Die Hand beginnt auch, sich zu bewegen, kaum daß ich die Feder zwischen den Fingern habe. Was er wohl schreiben will? denk' ich. Die Feder läuft über das Papier. ‚Villa Maria!‘ schreibt sie. Ich seh' hin und versteh' es nicht. Warum Villa Maria? denk' ich. Das ist doch nur ein Name, das hat keinen Sinn. Mir fährt's wieder in die Finger; ah! denk' ich, nun kommt's, nun wird sich's erklären! — Aber nein. Es bleibt dabei. Noch zwei-, dreimal schreibt die Feder weiter nichts, gar nichts, als ‚Villa Maria!‘"

Adele zog sich leise zusammen, ein Schauer lief über ihre nervös empfindliche Haut. Sie starrte auf das große, kluge, gesunde Gesicht Herminens, mit den klaren Augen, und schwieg.

„Was sagst du nun, du Kind der Zeit? — Ich ging gestern kopfschüttelnd zu Bett, ich verstand es nicht. Heut abend ist's so hell wie der Tag! Der Geist hat mir sagen wollen: deine Freundin, dein Alles will nach der Villa Maria zurück; und dahin sollt ihr auch gehn!"

„Glaubst du n u n?" fragte Hermine nach einer Weile, da Adele noch immer schwieg.

Adele zog sie zu sich heran; „ach," sagte sie schmeichelnd, streichelnd, „werd' nicht bös und nicht ungeduldig: zuerst hat's mich furchtbar verblüfft — nun bin ich schon wieder ‚rationell‘. Ich glaub' doch, dir ging so was im Kopf herum, ohne daß du's wußtest. Deine Vermutungen, deine Ahnungen — — du denkst eben immer an mich; dachtest wohl eben

in deinem ‚Unterbewußtsein‘: was will und was wünscht sich wohl Adele? und was wär' ihr gut? Und so kam dir, gleichsam aus dem Unterbewußtsein herauf, ‚Villa Maria‘ in die Feder! — Lächelst du? Ach, das tut nichts. Mir wirst du ja nur noch lieber und größer, wenn ich's so erkläre. Deine ahnungsvolle Liebe für mich ... Gib mir einen Kuß. Hermine, du bist eine himmlische Frau! — Nein, für dich paßt besser: ein Götterweib!“

„Na, und so schmeichelt sie mir wieder meinen Spirit weg! — Aber da sag' ich wie du: ‚was soll man machen?‘ — Wenn du mir nur gut bist! — — Also Villa Maria, mein Herz. Heute abend, heute nacht pack' ich unsre Koffer, morgen fahren wir ab!“

„So im Sturm?“

„Immer fix! Entweder, oder! — Du willst mitpacken? Kein Gedanke. Du bist so zart, du rührst mir nichts an. Gehst beizeiten zu Bett, und ich packe alles!“

„Despotin!“ sagte Adele lächelnd.

Hermine lächelte auch: „Alles für das Volk! Aber nichts durch das Volk! — Du weißt, ich packe famos. — Aber ach, mein armes Kind ...“

„Was hast du?“ fragte Adele, da Hermine ernst wurde und schwieg und das „arme Kind“ wie in tiefem, mitleidigem Nachdenken betrachtete. „Du machst wieder dein bedeutendes Gesicht. Wo fehlt's?“

„Wo? An deinem Schlaf. Die weite Reise. Wenn du nun morgen unfrisch bist — vielleicht wieder den bösen Kopfschmerz hast. Da muß was geschehn!“

„Was denn?“

„Ja — du glaubst nicht mehr recht daran. Es hat leider nicht mehr so geholfen, wie es sollte —“

„Das Hypnotisieren und Suggerieren?“

„Ja. — Ich sagte dir damals gleich, am Königssee, erinnere dich: das wird sich abstumpfen, das bleibt nicht so! — Nun hab' ich dich aber schon 'ne ganze Weile nicht mehr eingeschläfert. Wenn du dich jetzt recht, recht gläubig in die Ecke schmiegtest, und deine armen, überwachten Augen recht fest auf meine Blauaugen heftetest — ich könnt's wieder machen, denk' ich. Es wär' für die Reise so gut. Willst du, meine geliebte Seele?“

Adele sah schon andächtig in die blauen Sterne: „Wenn ich deine geliebte Seele bin, dann will ich natürlich, was du willst.“

Hermine stand vor ihr. Sie starrte fest auf die großen, grauen, etwas geröteten Augen; darüber wurden allmählich auch diese starr. An diese Art der Einschläferung hatten sie sich gewöhnt. Lange dauerte es nicht, so war Adelens Gesicht schlafstill geworden. Sie lag in die Sofaecke zurückgelehnt.

Hermine bewegte die Hand von der Stirne her über Adelens Antlitz, ohne es zu berühren; die grauen Augen schlossen sich. „Meine geliebte Seele schläft,“ sagte sie dann langsam, mit etwas gedämpfter Stimme. „Sie hört aber, was ich zu ihr sage; jedes Wort.“

Adele nickte.

„Meine geliebte Seele wird heut früh zu Bett gehn, während Hermine packen wird; und wird nach

fünf Minuten einschlafen, und fortschlafen, bis der Morgen graut. — Das hat sie gehört?"

Adele bewegte wieder den Kopf.

Hermine beugte sich und legte leise ihre Hand auf Adelens Tasche; dann zog sie mit einem behutsamen Griff Bild und Brief heraus. Sie schaute auf die Photographie; ah! der Mann! dachte sie, beim ersten Blick überrascht. Sie hatte einmal bei Luise Mangold, in einem Album, eine ähnliche Photographie gesehn und gefragt, wer das sei. — Richtig! Der Brief Luise Mangolds Schrift!

Sie begann ihn mit raschen Augen zu durchfliegen; von Zeit zu Zeit warf sie aber einen schrägen Blick auf die hypnotisierte Schläferin. Die lag unbeweglich still. „Meine geliebte Seele," sprach sie nach einer Weile weiter, „wird morgen so recht gestärkt erwachen, und ihrer Hermine dadurch das Herz erfreuen; und sie wird kein Kopfweh haben, auch nicht auf der Reise. Und das wird wieder Hermine freuen."

Adele bewegte ein wenig die Lippen, als fühle sie das mit, und als werd' es so sein.

Hermine las fliegend weiter. Ein hartes, hassendes Lächeln stand eine Zeitlang um ihren Mund; sie sah, was für ein „schlaues Ding" die „Spionin", die Mangold war. Wieder anbandeln mit dem Geschiedenen! Sentimentales Wiederzusammenkriechen!

Und wo bleib' ich dann? dachte sie. — Aber Luischen, ich bin auch noch da!

Sie unterbrach ihr Lesen wieder; sie gab ihrer

Stimme den weich gedämpften, etwas feierlich schwärmerischen Ton, den sie für große Momente zur Verfügung hatte. „Und so wird meine geliebte Seele nach Hamburg kommen," fing sie wieder an. „Und da wird sie mit ihrer Hermine leben, und sie werden ein Herz und eine Seele sein. Und die süße Adele wird sich jeden Morgen einmal sagen: Hermine ist glücklich! und ich bin glücklich! Denn sie kann ohne mich nicht mehr leben, und ich nicht mehr ohne sie!"

Ein sanftes, beinahe kindliches Lächeln ging über Adelens abgezehrte Züge.

„Sie hört alles, was ich sage."

Adele nickte.

Hermine blickte nochmals in den Brief; sie überflog ihn bis zu Ende. Ihre Brauen verzogen sich; ja, ja, in Gefahren begeb' ich mich! ging ihr durch den Kopf. — Ach was! Ich steh' meinen Mann!

Sie versenkte leise Bild und Brief, so wie sie sie genommen hatte, in Adelens Tasche zurück. Dann beugte sie sich ein wenig vor: „Meine geliebte Seele wird in Hamburg gute Tage haben; sie wird in der Villa Maria recht, recht glücklich sein. Denn sie wird mit ihrer Hermine leben, der sie alles ist — und die ihr alles ist! Sie wird mit ihrer Hermine leben, ihrem guten Geist, ihrem Feldherrn; zu dem sie neulich die Verse gesagt hat:

Feldherr, siehe, du bist mir Vater jetzo und Mutter,
Und mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!

Ja, der Feldherr ist ihr alles; und wird's immer sein. Mutter und Schwester, Bruder und Gatte. Mit

ihrem Feldherrn ist Adele vermählt; Gott hat sie vermählt. Und so geben sie sich den Vermählungskuß!"

Hermine legte ihre Lippen fest auf die ihrer Schläferin. Sie drückte, nicht heiß, nicht ungestüm, sondern feierlich. Sie fühlte bald die Erwiderung. Adele seufzte, ganz leise, wie in tiefem Ernst und Glück. Darauf gab sie einen langen Gegenkuß.

Eine Weile lag sie dann noch so da; Hermine hatte sich wieder aufgerichtet, ließ sie liegen, betrachtete sie. Es war ein triumphierender Herrscherblick.

Endlich machte sie mit der rechten Hand die Gebärde, die aus diesem Halbschlaf erweckte. Adele schlug die Augen auf. Hermine lächelte sie mütterlich an.

„Hast schön und tief geschlafen, mein Schatz!" sagte sie, auf sie niederblickend. „Ich hoffe, es half und es tut dir gut! — Nun müssen wir uns aber wohl bereit machen, eben seh' ich es auf der Uhr: sie werden uns bald zum Nachtmahl rufen."

Drittes Buch

Maria stand in ihrem Salon, noch im Reisemantel; Richard Karnatz stand vor ihr. Sie hatte es nicht wie Luise Mangold gemacht, die um einen Tag verfrüht angekommen war, damit sich niemand zur Bahn bemühe; sie hatte einfach telegraphiert: „Abholen ist absolut verboten!“ Denn sie liebte das öffentliche Wiedersehen auf dem Bahnhof nicht. „Sehn Sie, so ist's recht,“ sagte sie, dem gehorsamen Karnatz beide Hände drückend. „Da kann man sich doch ungestört in die alten dummen Augen schauen. — Nein, 's ist noch nicht recht!“

Sie umschlang ihn und küßte ihn. „Du mein lieber, guter Meister und Freund!“

„Freund jedenfalls,“ sagte Karnatz, mit bedenklich unsicherer Stimme. Sie war also wieder da, die Maria; sein Brief hatte sie mit herangezaubert; ihm dehnte sich etwas in der Brust vor Stolz und vor Seligkeit. Aber wie sie aussieht! dachte er. In all ihrer strahlenden Schönheit war sie fortgegangen, so von Freude blühend, daß er nicht gewußt hatte, was tun, lachen oder weinen? Jetzt kam ihm das edle, kühne Gesicht so zart, so ermüdet, sonderbar bleich überschleiert vor. Oder täuschte ihn das Abendlicht?

Die Lippen hatten ihre Fülle verloren. Die Augen lagen tiefer. Auch die schöne Altstimme klang nicht so voll, so klar wie sonst ...

So kam Maria Merker wieder. — Ach, und doch, was für ein Gefühl, ihre umfangenden Arme, ihr Mund!

„Freund jedenfalls," sagte er noch einmal, da ihm gar nichts Besseres einfiel. — „Also nun seid ihr beide da. Frau Adele kam schon vorgestern abend. — Die haben Sie aber wohl schon unten auf dem Flur gesehn!"

„Ja; vorläufig einen Augenblick. — Ich bin ja aber erschrocken, Karnatz. Was ist mit der geschehn? Luise Mangold sagte mir in Capri: sie sieht elend aus; ich dachte aber, die übertreibt, 's ist wohl nicht so schlimm. Nun kommt mir da so was Farbloses, Schattenhaftes entgegen; und ein paar magere Arme umhalsen mich. Dann kriegte sie wohl rote Backen, vor Freude; aber meine Adele war's doch nicht!"

Na, und du? dachte Karnatz, der an seiner Maria Merker auf und nieder sah. Kommst denn du wie das reine Glück ins Haus? — „Ihr ist vielleicht heut nicht gut," entgegnete er, seinen Schnurrbart streichend, um seine Gefühle wegzutäuschen. „Nach der Reise kam sie hier gar nicht übel an, hatte kein Kopfweh unterwegs gehabt, auch nicht schlecht geschlafen. — — Ja, und — und Wilfried Lembke also! Wo haben Sie den gelassen? Wo steckt er?"

„Wo ich den gelassen hab'?" — Marias schwarze

Augen sahen den Meister so verwundert, so besonders an, daß er in sich zusammensank. „Denken Sie, der ist in Capri geblieben? oder ins Mittelländische Meer gefallen? — Hier in Hamburg ist er. Eben mit mir angekommen."

„Ah! — Davon telegraphierten Sie nämlich nichts. In der Depesche stand nur: ich komme dann und dann! — Da wußt' ich also nicht — da dachten wir —"

„Ich käm' ohne ihn? — Nun ja, in die Villa Maria komm' ich ohne ihn. Darum telegraphiert' ich nur von mir: ‚ich komme'. Denn in der Villa kann er doch nicht wohnen; das brauch' ich nicht erst auf Ihrem Gesicht zu lesen — es guckt mich eben gar so ausdrucksvoll an — das hab' ich mir schon selbst gesagt. Wenn unten meine Schwester, meine Tante wohnen — — und überhaupt! Wilfried Lembke ist in ein Hotel gefahren. Morgen wird er sich eine Wohnung in der Nähe suchen. Die guten Hamburger werden sich wundern, wie gut Hamburgisch das alles zugehn wird. Und nun machen Sie nur ruhig wieder Ihr gewöhnliches, einfältiges, fröhliches Gesicht!"

„Ist mir nicht bewußt," brummte Karnatz, „daß ich weniger einfältig als sonst ausgesehen hätte. — Also Wilfried Lembke ist in ein Hotel gefahren. Das wird nun auch Richard Karnatz tun! Denn da ich meine alte Wohnung aufgegeben hatte — und eine neue noch nicht genommen: Sie meldeten sich so plötzlich an —"

„Was?" fiel ihm Maria ins Wort. „Eine neue Wohnung? Sie bleiben ja doch hier, bei mir!"

„Ich bei Ihnen?"

„Gewiß!" — Maria nahm wieder seine beiden Hände. „Darauf freu' ich mich ja die ganze Zeit. Für meinen guten Meister ist Platz genug; das wissen Sie ja. Hab' zwei Fremdenzimmer —"

„Aber Maria!" — Karnatz ward fahl und blaß im Gesicht; er zog ihr langsam die Hände weg. „Haben Sie vielleicht unterwegs irgendwo Ihren Verstand gelassen? Sie sagen: Wilfried Lembke kann doch nicht hier wohnen; und ich soll — meine Wenigkeit —"

„Das ist doch auch was andres, Karnatz. Sie sind da und Sie bleiben da. Mein guter Meister Karnatz. Wer denkt dabei was?"

Der Unglückliche ward jetzt feuerrot; dann ging ihm wieder die Farbe weg. Seine Stimme bekam ein Zittern, das ihn wütend machte: „Ich muß Ihnen da doch bemerken, Fräulein Merker" — in seiner Verstörtheit und Erbitterung wiederholte er die beiden Worte —, „Ihnen ist die Logik abhanden gekommen. Wer denkt dabei was? sagen Sie. Bin ich denn kein Mann? Oder wanke ich schon dem Grabe zu? Ich bin einundvierzig Jahre alt. Ich bin — — Sind das Greisenarme?"

Er bewegte seinen rechten Arm in der Luft, drehte dessen Muskeln und spannte sie; vor Aufregung wußte er nicht, was er tat. „Das ist Stahl, Stahl; wenn Sie's gefälligst fühlen wollen. Das ist lauter Kraft.

Wer denkt dabei was? sagen Sie. Verzeihn Sie, das ist zum Lachen! zum Lachen!"

Er lachte mit zitternder Kehle auf.

„Karnatz!" rief Maria jetzt. Sie war allmählich vor Schreck und Verwirrung so blaß geworden wie er. Mein Gott, fuhr ihr durch den Kopf und durch alle Glieder, was hab' ich da für 'ne Dummheit gemacht. Wie mach' ich die wieder gut!

Sie sah den armen buckligen „Einundvierziger" voll Mitleid an, obwohl er ihr auch etwas lächerlich war; sie hätt' ihn gern in die Arme genommen. Nur Aufrichtigkeit! dachte sie. Ihm nur gleich mein Herz aufschließen!

„Richard Karnatz," begann sie langsam mit demütig weicher Stimme. „Gehn Sie nicht gar so streng mit mir ins Gericht! Ich bin — nicht besonders glücklich, Karnatz. Weiß nicht recht, wie ich leben soll. Da standen Sie nun da, wie ein Trost. Sie waren mir wie von Gott geschickt. Ich hatt' nur das Gefühl: den geb' ich nicht wieder her! Und so hab' ich wohl was ganz Dummes gedacht —"

„Ja, das haben Sie!" fiel er ihr ins Wort. Die Haut über seiner Nase war noch tief gefurcht.

„Das ist wohl nicht das erste Mal, Karnatz —"

„Nein, das ist's wohl nicht!"

Ihre so ganz ungewohnte, mädchenhafte Demut entwaffnete ihn nun doch. Dazu ihre Blässe; und die tiefliegenden Augen ... „Wenn Sie meinen," sprach er zögernd weiter, „ich wär' Ihnen von Gott geschickt — — ich wollt' ja, ich wär's! Das wissen

Sie. Ich war Ihnen immer gut. Ich bin aber doch auch ein Mensch!"

„Karnatz! Wie können Sie —"

„Auch ein Mensch! Ein Mann! — Ich hab' natürlich gleich angefangen, meine Sachen zu packen, als Ihre Depesche kam. Ich wußte natürlich, daß ich hier nicht bleiben könnte, wenn Sie kämen. Gern zieh' ich nicht fort! Ich war hier — in aller Melancholie sehr glücklich. War Ihnen sehr dankbar. Kurz — ich dank' Ihnen sehr. Ich sag' Ihnen meinen besten Dank!"

Er bestätigte das mit der rechten Hand, die sich in der Luft bewegte.

„Ach, sag doch nicht immer Sie zu mir!" nahm sie nun das Wort. „Ich dachte, beim Wiedersehn werden wir mehr du zu einander sagen! — Vorhin haben Sie sogar ‚Fräulein Merker' — — das war niederträchtig. — Ich werd' doch nicht immer nur Gescheites denken. Das wußten Sie ja. Über so 'ne Dummheit mußten Sie lachen, Karnatz!"

„Ich hab' auch gelacht. Haben Sie das nicht gehört?"

„O Gott, ja. Aber wie! — Könnt'st du nur jetzt du zu mir sagen. Und könnt'st du mir wieder so gut sein, wie sich's zwischen Freunden schickt. Sag meinetwegen: ‚du warst 'ne Gans, Maria Merker'. Aber dann sei gut!"

Er lächelte sie an. Ja, diese Genugtuung brauchte er noch; in ihm zuckte noch das hinwegrollende Gewitter. „Du warst 'ne Gans, Maria Merker," wieder-

holte er mit einem Rest von Bosheit, doch heiter. „Und nun will ich dir auch sagen, daß du trotzdem ein himmlisches Wesen, ein Engel bist."

„Nein, das nicht; aber dir sehr gut. — Lieber, guter Meister, komm, gib mir noch einen Kuß!"

Sie umarmte und küßte ihn. Sie fühlte, etwas überrascht, wie feurig und mit welcher leise bebenden Erregung seine Lippen sich an die ihren drängten. Sie hatten sie noch nicht losgelassen, als Adele die Tür zum Vorplatz öffnete und lächelnd hereinsah.

„Ah, eine Wiedersehnsumarmung!"

„Eine Versöhnung," warf Maria hin. — Sie verließ den Meister, stellte sich vor die Schwester; beschaute das verkleinerte Gesicht und die schmalen Schultern und schüttelte den Kopf.

„Nein! — So war's doch nicht gemeint, Adele. Du reisest ein halbes Jahr herum und kommst so zurück! — Sehn Sie die Frau doch an, Karnatz. Sommer-, Herbst- und Winterfrische, sieht denn die so aus? — Sind das Schultern?"

Sie nahm Adelens Schultern in ihre Hände, wie wenn's nur ein paar Knochen wären.

„Ach, sei du nur still," versetzte Adele; „dein Aussehn ist auch nicht berühmt."

„Meins? Das tut nichts; ich bin ja urkerngesund. — Schwester! Kind! Geliebte! Was haben wir dir denn getan? Oder was haben wir versäumt? Ich hätt' dich nicht verlassen sollen! — Wie rührend sie nun lächelt. Das ist unausstehlich, dieses verzeihende Lächeln. Aber süß; Karnatz, nicht?

— Sag mir was, Adele. Ich will was für dich tun. Wo fehlt's? Wo müssen wir dich pflegen? Wie sollen wir dein armes Gestellchen wieder in die Höhe bringen?"

Die Tür ging eben von neuem auf. Hermine von Linden trat, nach einem überhörten Klopfen, ein. Adele wandte den Kopf dorthin: „Das wird d i e schon machen. Dazu hab' ich d i e! — Meine Hermine, Frau von Linden."

Maria stand, als hätte man ihr einen Schlag gegeben; die Worte waren von Adele gar zu unglücklich gewählt. Sie sah diese Frau, die sie zum ersten Mal erblickte, fast feindselig an. Nach einer leichten Verneigung stand sie still und rührte sich nicht.

„Ei, das machst du gut!" sagte Hermine, nachdem sie ein flüchtiges Erröten abgeschüttelt und sich in aller Eile gefaßt hatte. „Du stellst mich als dein Universalmittel vor; das beste Mittel, mich hier schön verhaßt zu machen. Nein, wenn sich's um deine Pflege und Besserung handelt, so kommt erst die Schwester — und dann ich noch lange nicht!"

Sie ging mit ein paar leichten Schritten, vornehm schlicht, auf Maria zu und gab ihr die Hand. „Das hab' ich mir lange gewünscht, die Schwester zu sehn, an der meine Adele so schwärmerisch hängt. Mir hat aber das Herz heut oft geklopft: wie wird sie mich finden? Und wird sie so gern nach Hause kommen wie sonst, wenn die Fremde da ist? — Ich glaub' aber, zwei Frauen können sich nicht fremd

bleiben, die dieselbe dritte von Herzen lieben. Und daß ich auch Sie schon liebe und verehre, kommt von Ihrer Schwester. Die hat mich's gelehrt!"

„Sie sind sehr gütig," erwiderte Maria; statt der kalten Verbeugung von vorhin grüßte sie nun herzlicher mit dem Kopf. „Sie kennen ja den Spruch: die Freunde unsrer — Schwestern sind auch unsre Freunde. Seien Sie mir willkommen!"

Sie führte die Frauen zum Sofa hin. Karnatz sah dem zu. Zusammenkunft zweier Fürstinnen! dachte er. Das ist ewig wahr, daß die Frauenzimmer geborene Diplomaten sind! — Ihm war aber, wie wenn er die Linden schon haßte; er hatte sie nun zwei Tage und oft gesehn. Sie stand und sie saß so stattlich, so blühend, so frech gesund neben dem Adelchen da, wie wenn sie es ausgesogen, seine Kraft und Jugend in sich hineingesogen hätte. Und auf der andern Seite Maria, die Blasse, aber edel Schöne; die wirklich Adelige, Fürstliche! — Die hatte ihn aber eben so grausam blutig gekränkt ...

Ihm ward wieder schlecht, er lief aus der Tür.

Er kam ins Atelier; hier war hinter den geschlossenen Vorhängen tiefe Dämmerung. Um sich loszuwerden, setzte er sich ans Harmonium; er schlug ein paar Akkorde an; darauf kam ihm ein schwermütiges, melodisches Gewoge, nichts Fremdes, seine Phantasie, sein Eigentum; er spielte in wildem Mut drauf los. Es ward eine Art von Trauermusik; ähnlich, wie er sie zuweilen auf langen, einsamen, abendlichen Spaziergängen improvisierte, wenn er draußen

bei Barmbeck, bei Winterhude umherstürmte, oder auf der Straße von Blankenese zurück. Dann begann er — das war seine Lieblingsverrücktheit — einen Karnatzschen Trauermarsch zu Karnatz' Begräbnis zu singen; er ging hinter seiner eigenen Leiche her, er war das Gefolge, er war die Musikkapelle, und war tief gerührt: denn Richard Karnatz war er auch. Neben ihm ging Maria ... Warum nicht? Damen folgen gewöhnlich nicht; aber Maria ist nicht wie die andern, sie geht ihren eigenen Weg. Wenn Richard Karnatz begraben wird — so unsinnig lieb hatte sie doch kein Mensch — dann geht sie wohl mit!

Er spielte mit einer grimmigen, herzbeklemmenden, klangseligen Trauerwonne. Die Melodienwellen strömten ihm zu.

„Was orgelten Sie da?" hörte er endlich in seinem Rücken sagen; die Stimme überlief ihn. Marias Besuch war fortgegangen; sie stand hinter ihm. „Wozu machten Sie diese Trauermusik?"

„Zur Feier unsres Wiedersehens!" erwiderte er und sprang auf.

Er schritt einmal durch das Zimmer hin und her; darauf blieb er vor Maria stehn. „Übrigens, du wolltest heut du zu mir sagen. Also guten Abend, du, Maria Merker! Ich geh' nun in mein Hotel. Ich wollte nur noch die Bemerkung machen: wenn du zu irgend was Hilfe brauchst —"

„Du bist mir nicht mehr böse, Meister?" unterbrach sie ihn.

„Nein. Nicht für 'nen Groschen! — Zu irgend was Hilfe brauchst — da du meintest, ich wär' dir wie von Gott geschickt —"

„Ich werd' auch wieder deine Schülerin, Karnatz. Harmonium und Klavier!"

„Sehr wohl!" schrie er sie an. „Warum einen nur die Frauenzimmer ewig unterbrechen! — Also Hilfe brauchst — so ruf nur diesen dummen Kerl. Dann kommt er. Und hab' Dank, Dank für den Kuß! — O du weißt nicht, Mädel — —"

Er sah sie mit halb zusammengekniffenen Augen an und lief aus der Tür.

* * *

Es waren Wochen, vielleicht ein Monat vergangen. Vorfrühlings-Märzlüfte wehten. Karnatz kam aus seiner neuen Wohnung in Sankt Georg, wie fast jeden Tag, nach Uhlenhorst hinaus und ging wie gewöhnlich die Treppe in der Villa Maria hinauf. Als er in den Salon trat — nun nicht mehr sein Reich, aber seine eigentliche Heimat doch immer noch — sah er Wilfried Lembke mit Maria mitten im Zimmer stehn; es schien, daß sie gestritten hatten, Wilfried wandte sich eben etwas gereizt von ihr ab.

„Helfen Sie mir, Meister Karnatz," sagte er, sich zusammennehmend. „Maria ist — schrecklich eigensinnig. Seit Wochen arbeitet sie wieder in ihrer Werkstatt; ich darf nie hinein. Ich zeig' ihr all meine neuen Kompositionen, spiel' ihr vor, was sie will; aber was *sie* macht, soll ich nicht sehn!"

„Ich auch nicht," versetzte Karnatz. „Übrigens, mein guter Junge, wie kann meine Winzigkeit Ihnen helfen? Was irgend einer von Maria erreichen kann, das erreichen doch S i e!"

Wilfried lächelte. „Da irren Sie! — Ja, das w a r vielleicht einmal. Jetzt stehn Sie ihr 'ne Meile näher als ich!"

„Du bist ungerecht," erwiderte Maria; ihre rechte Wange verzog sich und zitterte ein wenig. „Mir steht niemand näher. Ich will nur auch meine Freiheit haben. Ich will nicht, was ich nicht will. Glaub mir doch, daß ich Gründe habe —"

„Was für Gründe?" warf Wilfried dazwischen.

„Es gibt ja doch Gründe, die man nicht sagt. Wenn ihr Musiker nur nicht so nervös, so gereizt sein wolltet. Ja, Sie, Karnatz, auch! Alle miteinander!"

Das macht sie fein, dachte Karnatz: damit es dem Wilfried nicht so weh tut, prügelt sie mich mit. O Weiber! — Er sah sich den andern Musiker an, der mit bald hastigen, bald langsamen Schritten umherging. Wilfried hatte in Hamburg wieder mehr Farbe, Leben, Kraft bekommen; er war aber unruhig, jäh geworden, im Leben wie im Schaffen: denn er komponierte mehr als je. Immer tätig, immer fruchtbar sein! Er stürmte so durch den Tag. Ähnlich stürmte er auch oft durch die Zimmer hin. Und an der Ateliertür sollte er umkehren, sollte nie hinein!

Er kehrte auch jetzt wieder um, fuhr sich durch die braunen Locken — Tenoristenlocken nannte Kar-

natz sie — und murmelte unverständlich in seinen Schnurrbart hinein.

„Nervöse Leute stören," sagte er endlich. Er strich sich über den Hals, wie immer, wenn er sich zu fassen suchte, und blieb stehn. „Na ja, ich bin nervös. — Ich fühl's. — Es ist auch kein Wunder. Ich geh' zu frech mit meinen Kräften um. Ich leb' unvernünftig!"

„Warum lebst du unvernünftig?" sagte Maria, heimlich traurig.

Er sah ihr eine Weile stumm ins Gesicht. — „Warum fieberst du? fragte jener den Mann, der im Bett lag. — Es ist ja das einzig Vernünftige, daß ich unvernünftig lebe. — Nimm mir's auch nicht übel, Maria, daß ich — — daß ich so bin, wie ich bin. Ich werd' auch wohl anders. Ich will wieder schaffen gehn. Ehrgeiz, Ehrgeiz, Ehrgeiz! Der ist doch das beste Fieber, wenn man nicht gesund ist. Auf Wiedersehn morgen, Liebste! Beste!"

Er drückte ihr hastig die Hand und ging fort.

Es war Nachmittag. Am Abend kam er jetzt oft nicht mehr. — Maria sah ihm nach, tief ernst. Karnatz fuhr durch seine buschigen Brauen und schwieg.

„Nun will ich's Ihnen zeigen, was ich in der Werkstatt mache," sagte sie plötzlich und wandte sich zu Karnatz. „Dann sollen Sie sehn, warum ich's Wilfried nicht zeigen mag!" Sie nahm seinen Arm und ging mit ihm der Werkstatt zu.

Unterwegs blieb sie stehn: „Eigentlich sind Sie's nicht wert; denn über die Frau da unten, die Her-

mine Linden, haben Sie schändlich gelästert, Karnatz! Sie und die Mangold, ihr hattet sie mir ordentlich mit schwarzen Pinseln auf die Wand gemalt! — Jetzt weiß ich, sie hat auch andre Farben. Einen ganzen Regenbogen; — o ja; bestreiten Sie das nicht. Ich war alles mögliche, mißtrauisch, eifersüchtig, gehässig, hochmütig; ihr hattet mich schön toll gemacht. Aber sie — vom ersten Augenblick an, und bis zu diesem Augenblick — nie anders zu mir, als lieb und gut!"

„O ja, sie ist fein, sehr fein," entgegnete Karnatz.

„Das ist auch wieder so ein Wort! — Fein find' ich sie nicht; eher kräftig, schneidig, ein bißchen männlich. Aber das gefällt mir! — Und immer gleichmäßig gegen mich, herzlich, aufmerksam —"

„Eine Schmarotzerin von großem Talent!"

„Ach, Sie — böser Kerl."

„Sie zu edle Seele! Darum sehn Sie nicht, wie schlecht sie ist."

„Schmarotzerin!" rief Maria. „Was will sie denn von mir?"

„Sie sind doch die Schwester."

„Schmarotzerin! Weil sie jetzt von Adele lebt! — Aber für das bißchen Geld, was hat nicht alles Adele von ihr? Alles, was man von einer Freundin haben kann; und das ist schon was. Eine rührende Pflegerin — ich seh's ja mit an — eine famose Vorleserin — ich hab' sie neulich gehört — eine schneidige —"

„Gebieterin," ergänzte Karnatz.

„Ach, Sie Lästermäulchen. Gebieterin! Das sind

einfach Naturgesetze: die eine ist zum Herrschen geboren, und die andre zum Beherrschtwerden. Adele hat an ihr, was sie braucht! Das wollt' ich nur im Anfang nicht glauben — aus Eifersucht. Jetzt weiß ich's. Jetzt setzen Sie sich mit der Mangold zusammen, wenn Sie über die Linden richten wollen; bei mir ist die Gerichtsstube geschlossen!"

„Werde nicht ermangeln," erwiderte Karnatz mit trockenem Eigensinn; seine Überzeugungen saßen so fest wie sein „Verdruß". „Nun erlauben Sie mir aber die Bemerkung: Sie wollten die Güte haben, mir etwas zu zeigen."

„Ja. Also böser Kerl, so komm!"

Sie zog ihn weiter; sie nahm einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Ateliertür auf; dann traten sie ein. Nicht weit vom Fenster stand auf einem Holzgestell eine mit nassen Tüchern bedeckte Gestalt. Maria enthüllte sie. Es war eine weibliche Figur in Lebensgröße, aus Ton geknetet, die auf einer abgebrochenen Säule saß. Zu ihren Füßen lag eine Grabplatte, mit halb zerstörter Inschrift. Das junge Weib oder Mädchen, mit einem langen hemdartigen Gewand bekleidet, das nur erst angedeutet war, hatte das Kinn in die Hand gestützt. Es sah in die Luft. Die Ähnlichkeit mit Maria war groß.

Karnatz blickte unwillkürlich von der Figur auf Maria; dann wieder auf die Gestalt. Er nickte stumm.

Er sagte lange nichts. Maria verlor zuletzt die Geduld. „Nun, wie kommt Ihnen das vor?" fragte sie.

„Daß Sie wohl recht haben: nichts für Wil-

fried. — Dann, daß es schöner ist, als was Sie sonst machten; wenigstens meine Musikantenaugen — — aber Sie sagen ja, ich versteh' nichts von der Bildhauerkunst. — Es freut mich so, daß Sie wieder angefangen haben. — Und dann — dann freut's mich auch nicht."

„Warum nicht?"

„Weil — — Jesus Maria und Joseph! Was ist das für ein melancholisches, trostloses Gesicht!"

„Sie trauert ja," murmelte Maria.

„Aber so! — Zu was allem Sie Ihr edles Gesicht mißbrauchen, Kind. Verzeihen Sie — ich mag das nicht lange sehn. Es dreht einem ja das Herz im Leibe um."

„Sind Sie so ein Schwachmatikus? — Ist denn das ‚mißbrauchen', wenn man ein Gesicht traurig macht? Traurigkeit ist ja mit das Beste auf Erden. Oder doch das Natürlichste; das Häufigste."

„Gott im Himmel, ich will aber, daß Sie — — Maria! Haben Sie nur das von Ihrer Kunst?"

Sie lächelte einen Augenblick. „Meine Kunst soll mich ja nicht glücklich machen; dazu reicht's Talent nicht. Sie soll mich nur — beschäftigen. Und das tut sie ja."

„Nu, dann sollten Sie sie vielleicht lieber nicht zeigen. Mir auch nicht: denn sie verrät, wie's in Ihnen aussieht, sie deckt einem ja den ganzen Abgrund auf! Jesus —"

„Maria und Joseph!" setzte Maria hinzu.

„Das Kind will noch spotten. — Ja, den ganzen

Abgrund! — Aber ich weiß ja, wovon das alles kommt. Ihre unglückseligen, modernen Gedanken, die Gleichheitstheorie! Mann und Weib ganz, ganz gleich! Damit gingen Sie in dieses ‚neue Leben‘ hinein; nun sitzen Sie wie die da, auf der abgebrochenen Grabsäule. Und so werden Sie immer sitzen! immer wieder sitzen! Das ist Ihr Schicksal, das seh' ich kommen; — und darum härm' ich mich tot!"

Maria war hinter die Tonfigur getreten; an dem gekneteten Mariagesicht sah das lebendige melancholisch verwundert vorbei, mit einem tiefen Frageblick. „Warum sehn Sie das kommen, Karnatz? Alter böser Rabe?"

„Weil Sie die Maria Merker sind! Das richtige, echte Weib, das Vollweib! Wenn Sie diese Gleichheitsgedanken doch den andern lassen wollten, die die Natur als Neutra geschaffen hat — die keinen Mann brauchen, und auch keinen kriegen — nehmen Sie die Mangold, zum Beispiel. Die geht ihren Weg zwischen Mann und Frau; lebt für Ideale — sehr schön — für Emanzipation und Frauenrechte — hab' nichts dagegen — und überhaupt für andre — alle Achtung. Die ist frei vom Mann. Das wird Maria Merker nie! Und da fehlt eben die Gleichheit, von der Sie träumen! Der Mann kann ohne das Weib bestehn; das heißt — bitte, nicht falsch verstehn — sie füllt seine Seele nicht aus, will ich damit sagen. Sie lebt in ihm nur so mit; er hat seinen Beruf, seinen Ehrgeiz, seine Pflichten,

Punktum. So wird's Ihnen nie! Ihre Seele lebt vom Mann! Sie suchen den Mann. Sie werden immer, immer suchen. Aber den idealen, den ‚gleichen', den Sie suchen, werden Sie nicht finden; sondern die einen rechts davon und die andern links. Und darum werden Sie immer wieder auf abgebrochenen Grabsäulen sitzen. Und darum lügt Ihre Theorie. Und ich — der ich dafür sterben möcht', daß Sie glücklich würden — — Hol' mich der Teufel! Es ist ein Elend!"

Nun wird sie losbrechen! dachte Karnatz. Er war auf einen Sturm gefaßt; er hatte sich aber entladen wollen, einmal ordentlich; den Sturm wollte er wohl bestehn. — Zu seiner Verwunderung blieb Maria still. Sie stand noch immer hinter der Figur und sah vor sich nieder. Während Karnatz so wetterte, war ihr die Stunde eingefallen, wo sie auf Capri, bei der Punta Tragara, allein mit dem Professor saß — sie kannten sich noch nicht lange; seine durchgeisteten Augen ruhten aber so gern auf ihr — und er von Wilfried als von ihrem Mann sprach, und ein übermächtiges Gefühl sie zwang, ihm mit errötendem Gesicht zu sagen: Sie irren, er ist nicht mein Mann! — Nun? dachte sie. War das und all mein Fühlen damals was andres, als was Karnatz sagt? Meine Seele war eben von Wilfried los und strebte schon wieder zu dem andern hin. Ja, sie ‚suchte den Mann'. Mein Gott, hat er recht? Was bin ich dann? Was wird dann aus mir?

Sie ging von ihrem Abbild weg und durchs Zim-

mer hin. Es ward ihr kalt und schlecht ums Herz. Sie mochte nicht reden; aber auch das Schweigen, die Stille tat ihr weh. Es war ihr einen Augenblick, als sei sie eine Verbrecherin und stehe vor Gericht.

Das ist aber doch zu dumm! sagte sie dann zu sich. Die Arme kreuzend über der Brust, und mit einer Art von Wildheit lächelnd, fing sie endlich an: „So 'ne lange und schöne Rede haben Sie wohl noch nie gesprochen, Meister Karnatz. Sie sehn, ich hab' andächtig zugehört. — Also meine Theorie lügt! Und ich werd' immer, immer wieder — — Bis an meinen Tod?"

„Nein, Donnerwetter, das hoff' ich nicht! Es werden doch auch für Sie die Jahre kommen, wo Sie sich wirklich emanzipieren — vom Mann. Wo Ihnen der Spaß langweilig wird. Wo Sie wirklich und richtig in der Freiheit leben."

„Wann? Mit sechzig, siebzig?"

„Hoffentlich schon früher, Kind. Bist ja so gescheit. Wenn die grauen Haare kommen —"

„Die grauen Haare!" — Sie schüttelte sich. Die ganze Welt schien ihr auf einmal grau; alles grau in grau.

„Nein!" sagte sie dann und trat vor ihn hin. „Da käm' die ‚Freiheit' zu spät. So lang' leb' ich nicht!"

„So lang' leben Sie nicht?"

„Nein, Gott schütz' mich, Karnatz! Alt werden — sich überleben — schrecklich. Lieber will ich so irren und dumm sein und unreifen Unsinn machen bis an meinen frühen Tod!"

„Sprechen Sie nicht von Ihrem frühen Tod; das kann ich nicht hören.“

„Bis an meinen frühen Tod!“ wiederholte sie. Darauf ging sie hinaus.

* * *

Zu ebener Erde in der Villa Maria, in einem der Zimmer, die auf den Garten und die Alsterbucht gingen, stand Hermine an ihrem Fenster; neben ihr Adolar von Gräbnitz, der Vetter, der sich an dem jungen Grün der Büsche und Bäume freute: denn es war später April, der Mai im Anzug. So zufrieden und stolz hatte sie noch nie an diesem Fenster gestanden; es tat ihr ordentlich körperlich wohl. Hinter ihr war ein Durcheinander im Zimmer, eine Unordnung, die man schon fast Verwahrlosung nennen konnte; das kümmerte sie nicht, daran hatte sie sich „genial“ gewöhnt. Das kümmerte auch ihre Hausfrau Adele nicht, die sonst einen so reinlichen Ordnungssinn hatte. Ich begreif' dich doch nicht, hatte ihr Maria einmal gesagt, daß du diese schmuddelige Wirtschaft bei Hermine mit ansehn kannst. Ach, laß nur! war Adelens Antwort. Was soll man da machen. Das hat ja doch nichts mit dem Innern zu tun. Sie ist ein großer Mensch!

„Nicht wahr, mein Junge, das ist heut anders,“ sagte Hermine vergnügt. „Du erinnerst dich, wie wir in dem Hotel am Jungfernstieg am Fenster standen. Ich war nichts und hatt' nichts. Ich sah das Leben ziemlich schwarz, und wollt' dich um tau-

send Mark anpumpen. Du konnt'st mir aber nur hundert geben ... Apropos! Du guter Junge. Die geb' ich dir heut wieder; hab' sie schon bereit gelegt! — Ja, ja; nicht so lächeln. Du denkst wohl: das ist das erste Mal, daß sie mir was wiedergibt. Aber nicht das letzte Mal! Wart nur noch ein bißchen, dann zahl' ich dir mehr zurück!"

„Ich bin starr," erwiderte Adolar, wieder lächelnd. „Wie kommst du zu dem Geld?"

„Aber, Kind, das ist ja doch sehr einfach: ich spar' meine kleine Rente, ich geb' gar nichts aus. Adele Weber läßt mich nicht einen Pfennig für irgendwas bezahlen; es ist rührend, lächerlich. Überhaupt! Unser Verhältnis ist lächerlich rührend! So was hast du noch nicht erlebt!"

„Ja, es scheint so," sprach Adolar gegen das Fenster. Es ging ihm allerlei durch den Kopf. Ihm war vorhin schon eingefallen, daß er damals, in dem Hotel am Jungfernstieg, Herminen eine Photographie von dieser Adele Weber gezeigt hatte; und daß er ihr erzählt hatte, wie und wohin die reisen wollte. Darauf hatten sich die beiden Frauen unterwegs getroffen ... Zufällig? Wirklich ganz zufällig? — Cousine Hermine liebte das „Schicksal machen", für andre und für sich. Ob sie das in diesem Fall nicht auch —?

Na, was geht's mich an? dachte er in seinem leichten Sinn und warf diese Frage weg. „Also es geht dir jetzt so haarsträubend gut," sprach er nach einem kurzen Stillschweigen weiter.

„Ja, mein Junge; wie noch nie!"

„Freut mich. — Mir kommt's schon so vor, wie wenn du mich so dringend nach Hamburg eingeladen hättest, damit ich hier Zeuge deiner Triumphe werde; nachdem ich dich so oft im Chausseegraben gesehn habe."

„Pfui, was ist das für ein Wort! Alter Kavallerist. Aber ja, das leugn' ich gar nicht: ich wollt' mich dir doch mal in meinem ‚Glanz' zeigen, und — — Es ist so drollig, daß jetzt i ch in der Villa Maria zu Hause bin. Daß ich dir sagen kann: na, mein guter Adolar? Willst du diese lieben, reizenden Damen sehn, recht oft sehn? Das kannst du durch mich, so viel du willst! Die Villa bin i ch!"

Sie lächelte; Adolar lachte auf. „La maison, c'est moi! — Du bist ja mächtig stolz geworden. — Aber deine Adele wohnt doch nur hier unten."

„Oben ist's a u ch nicht viel anders! — Ja, ja. Maria Merker, die ist auch bald wie 'ne Schwester zu mir; da fehlt nur noch das Du, weiter nichts. Wir lassen Sie nicht wieder fort, sagte sie mir neulich; Adele v e r g i n g e ja ohne Sie!"

„Und du — du meinst, so bleibt es immer?"

„Immer?" — Hermine zuckte die Achseln; sie sah aber mit ihrem stolzen, festen Blick in das frische Grün hinaus. „Es gibt ja kein Immer. Die Sachen werden besser oder schlechter. Sie können auch noch b e s s e r werden! — Jetzt bin ich zehn Wochen hier, und freu' mich, wie man mich hier liebt. Und ich, mein lieber Adolar, als Weib und als Christin tu' ich hier meine Pflicht!"

„Das weiß ich, das weiß ich!" — Er legte ihr seine große Hand auf die feste Schulter.

„Es ist jetzt himmlischer Frieden im Haus: die Luise Mangold, die mir innig abgeneigt ist, hat sich in ihrer Menschenbeglückungsmanie, da sie sich hier so überflüssig fühlte, an den Rhein begeben: da kränkelt eine sogenannte Jugendfreundin von ihr, und es kracht auch in ihrer Ehe; Luischen will wohl das Gewölbe stützen. Ich hab' ihr herzlich lebewohl gesagt! — Auch Wilfried Lembke, der ‚Freund', mit dem die Merker reiste, ist schon einige Zeit aus dem Tor. Er will jetzt aus dépit berühmt werden; er soll in Berlin Konzerte geben. 's ist zwar schon Ende April, saison morte; aber sie hoffen ja doch, er macht's. Maria, die ihn nun ganz ‚abgeklärt' und ruhig lieb hat, hofft's auch! — — Ja, mein Lieber, da wär' nun Platz. Wenn du dich in dieses interessante Frauenzimmer doch noch mal verlieben möchtest — da oben wohnt sie, eine Treppe hoch!"

Adolar warf den Kopf mit einem unwilligen Ruck auf die Seite. „Wenn du lieber das Kuppeln lassen möchtest."

„Kuppeln! — Adolar!"

„Na ja. — Verzeih. — Beinah ist's doch so. — Maria Merker will nichts von mir, und ich nichts von ihr. Laß nur alles so, wie es ist!"

Es klopfte. Hermine rief „Herein!" und zu Adolars Überraschung, fast Verblüffung erschien die, von der sie eben sprachen, Maria. Sie schien aus dem Garten zu kommen: sie hatte ein schwarzes Schleiertuch um

den Kopf gebunden, was ihr sehr italienisch und sehr schön zu Gesichte stand, und hielt in der Hand ein Sträußchen von Frühlingsblumen. Als sie Adolar sah, blieb sie verwundert stehn und erwiderte dessen Gruß.

„Schon hier?" sagte sie. „Ihre Cousine erwartete Sie erst morgen. — Willkommen in unserm Haus!"

Sie ging ihm entgegen und gab ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen," erwiderte er. „Ich saß auf meinem Gut und fühlte mich angeödet; da dacht' ich: lieber heut als morgen! — So denk' ich eigentlich überhaupt!" setzte er heiter hinzu.

„Ich auch!" rief Hermine.

„Ich auch," sagte Maria. — „Liebe Freundin, ich kam nur, um Ihnen diese Blümchen zu bringen, aus unserm Garten. Sie haben gern so was um sich, weiß ich. Lauter Frühling. Gott sei Dank, es geht los!"

Hermine nahm das Sträußchen; sie sah sehr gerührt aus. „Nein, Sie übertreiben es. Sie verziehen mich; wie komm' ich dazu? Tausend, tausend Dank!"

Sie drückte Marias Hand. Ein kurzer Blick flog zu ihrem Vetter hinüber; es lag darin: na, hab' ich dir zu viel gesagt?

Adolar bemerkte es kaum; er sah Maria an, nicht ohne Staunen. Sie war in dieser Hamburger Zeit wieder aufgeblüht; es war aber doch von so vielen Seelenleiden hier und da eine feine Spur geblieben, eine Vergeistigung der Züge, die sie gereift und verschönt hatte. Man konnte es auch eine schwermütige

Verklärung nennen; obwohl sich das alles weiblich keusch versteckte. Selbst Adolars robuste, frisch-fröhliche Seele fühlte sich ergriffen.

„Gnädiges Fräulein," nahm er das Wort, „ich möchte auch, gleichsam im Namen unsrer Sippschaft, ein Dankeswörtchen sprechen. Meine Cousine fühlt sich in diesem liebevollen Haus sehr glücklich. Sie sagte vorhin: es geht mir hier so gut wie noch nie!"

„Das hört die Villa Maria gern," versetzte Maria und lächelte. — „Und wie geht es Ihnen?"

„Wie einem, der in der Mauserung ist; das ist jedenfalls ein angenehm hoffnungsvoller Zustand. Ich bekomm' ein neues Federkleid; und wie ich mir einbild', ein schöneres."

„Wie meinen Sie das?" fragte Maria.

„Gnädiges Fräulein, ich war Soldat; aber zu Pferd, also nur zu Lande. Jetzt — ist mir so amphibisch zu Mut geworden; ich möcht's auch auf dem Wasser versuchen; als Seeoffizier. Ich will zur Marine."

„Denken Sie!" rief Hermine dazwischen. „Jetzt noch! so spät!"

„Nu was denn? Achtundzwanzig Jahre. Sie nehmen mich wohl noch an!"

Maria wunderte sich: „Ich verstehe nicht. Sie sind doch Landwirt; Gutsbesitzer. Sie sagten uns, als ich Sie zum erstenmal sah, da draußen im Garten: Sie hätten sich ‚zum Veteran erklärt und auf Ihre Güter zurückgezogen' —"

Adolar lachte. „Das wissen Sie noch? — Ja,

ich hab' ein Gut. Aber, wissen Sie — wir lieben uns nicht. Ich lieb' das Gut nicht, weil es mir zu klein ist; und das Gut liebt mich nicht, weil ich das Wirtschaften nicht verstehe. Da hab' ich mir dann gesagt — — Nein, aber mich schlechter machen, als ich bin, das will ich doch auch nicht! — Bitte, sehn Sie mich einen Augenblick an. 'ne absolut gesunde Maschine; alle Organe tadellos; und ein Kraftgefühl zum Baumausreißen. Soll ich damit auf der Scholle sitzen? Gehör' ich nicht in die Front? fürs Vaterland? Mich hat das Flottenfieber gepackt. Die deutsche Zukunft liegt auf dem Wasser! Also da will ich hin!"

„Wenn du dich aber als ‚Veteran' —"

Adolar fiel seiner Cousine ins Wort: „Das war eben die Schlappheit! ‚Mein Leben genießen' — mit dieser öden Bonbondevise zog ich mich aus der Front zurück. Das konnt' ich zwanzig Jahr' später tun! Wie jener deutsche Rittersmann — — Es gibt ein Gedicht von Goethe — na, Sie werden's kennen. Wie der Rittersmann als Geist, auf seiner Burgruine —

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist —"

Hermine schlug die Hände zusammen. „Er weiß Verse auswendig!"

„Ja, dieses Gedicht hab' ich mal gelernt; war so ganz nach meinem Herzen. Sind auch nur zwölf Verse.

Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.
Sieh, diese Senne war so stark —

soll wohl Sehne heißen —

Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt ..."

Adolar hielt inne. „Weiter weiß er's nicht!" rief Hermine.

„Doch! — Nur 'ne kleine Gedächtnispause. Mir gefiel auch das ‚Rittermark' so. Jetzt kommt aber erst die Hauptsache:

‚Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh;
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr' immer immer zu!'

Sehn Sie, gnädiges Fräulein, das meint' ich. ‚Mein halbes Leben stürmt' ich fort'; so gehört sich's für 'nen Kerl wie mich. Mein Gut wird verpachtet. Jn's Seebataillon! Seeforts erobern! Kolonien machen! Alte Seemächte niederschlagen! ‚Jn Ruhe verdehnen', das kommt später — wenn dann noch was Verdehnbares über der Erde ist!"

Maria betrachtete den jungen „Rittersmann" aufmerksam; ja mehr als das. Jetzt gefiel er ihr. Er stand so strahlend heiter da; nicht verwöhnt selbstbewußt wie damals, sondern wie ein ganz natürlicher junger Held, der gar nichts andres sein kann, und der seine Heldenpflicht fühlt. Es ging gleichsam ein

Sonnenschein der Kraft von ihm aus, in dem sie sich sonnte.

„Ah, das gefällt mir," sagte sie unwillkürlich.

„Goethe?" fragte er.

„Ja, der auch. Und Ihr Entschluß. — Ich bin nämlich eine glühende Patriotin, muß ich Ihnen sagen. — Übrigens, in diesem Augenblick erinnern Sie mich sehr an einen andern jungen Deutschen, der mich auf Capri an Sie erinnerte."

„Das tat einer? An mich? — Ah! Das freut mich sehr. — Er war doch hoffentlich keine — zarte Pflanze?"

„O nein! Er lief in drei Minuten einen Berg auf und ab. Und er bestieg einen Fels im Meer, von dem ich jetzt schon herunterstürze, wenn ich nur an ihn denke."

Adolar begehrte komisch auf: „Ah, so ein Kerl! Unsre Ähnlichkeit so zu mißbrauchen — mir das vorweg zu nehmen! — Sind noch mehr solche Felsen da? — — Nein, die werden jetzt nicht genommen. Herr von Gräbnitz macht keine Allotria mehr. Er wird ein ernsthafter Mensch und tut seine Schuldigkeit!"

Maria nickte ihm fast unmerklich, in einer gewissen inneren Bewegung, zu. Dem hab' ich also auch unrecht getan! ging ihr durch den Kopf. Konnt' ihn einfach nicht leiden. Wie dumm! — Sie hätte ihm gern die Hand gegeben, wie um ihm das abzubitten.

Um doch etwas zu tun, sah sie ihn an und dann durchs Fenster hinaus: „Wir stehn aber noch immer

im Zimmer, und draußen ist jetzt der Frühling so schön. — Waren Sie auch schon im Garten?"

Er schüttelte den Kopf. „Vor 'ner kleinen Stunde kam ich aus meinem Hotel."

„Soll ich Ihnen die Honneurs unsres Gartens machen? Sie erzählen uns dann mehr von Ihrem Plan: wie und wann und wo? Hermine, Sie kommen mit!" — Über Marias Gesicht ging eine halbverhaltene Heiterkeit: „Ich zeig' Ihnen dann auch die Stelle, wo wir uns damals kennen lernten und wo Sie mich mit dem Gartensessel im steifen Arm emporheben wollten; ich wollt' aber nicht."

„Damals konnten Sie mich nicht leiden."

„Meinen Sie?"

„Ich weiß es!"

Maria lachte herzlich aufrichtig; aber nur einen Augenblick. In dem Lachen lag: das ist denn wohl nicht mehr so!

Sie gingen. Hermine schien zu folgen; „ich komme nach!" rief sie durch die offene Tür. Sie sah ihnen aber einstweilen nur nach und blieb stehn. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen; so, wie sie lächelte, wenn sie die angenehme Einbildung hatte, daß sie „Schicksal machte".

* * *

Es schien, daß Hermine nicht unrecht hatte; zwischen ihrem Vetter und Maria begann ein freundlicher, herzlicher Verkehr, den man wohl bald Freundschaft nennen konnte; — und was aus solchen

Freundschaften wird, hatte sie schon oft gesehn. Es fiel ihr auf — sie schwieg aber —, daß Adolar, der nur auf einige Tage gekommen war, sich in seinem Hotel immer wohler fühlte; daß er nicht nur täglich in die Villa kam — das war selbstverständlich —, sondern länger und länger blieb. Er brachte oben und unten zusammen, so oft es anging; führte die drei Damen in seine Zukunftswelt, an den Hafen, nach Blankenese, ja zum Nordostseekanal und nach Cuxhaven. Er war in einem beständig wechselnden Lernen und Lehren, das Hermine nicht an ihm gekannt, das ihn fast kindlich glücklich machte. Es freute offenbar auch Maria, seine eigentliche „Schülerin". Sie hatte sich schnell an ihn gewöhnt; sie war zutraulich, heiter; es schien, als verjüngte sie sich. Sie war zu jedem Unternehmen bereit. Tat auch ihr Herz sich auf für den „Rittersmann"? — Hermine, die es wissen wollte, schon aus Eitelkeit, als geborene Gräbnitz, als Schicksalsgöttin, sie strengte ihre Augen, ihre Sinne und Kräfte an, um es auszuspüren. Sie sah aber nichts. Es blieb Heiterkeit, es blieb Freundschaft. Auch von ihren scharfen Frauenaugen ließ sich nichts entdecken.

Nein, nein, nein! dachte Maria, wenn sie auch einmal vor dieser Frage stand; das geschieht mir nicht mehr; mich hat mein guter Karnatz gefeit! Einmal hab' ich „den Mann gesucht" — o Gott — auf Capri; nie mehr! nie mehr! So, wie er mir's prophezeit hat, so will ich nicht enden! — Sie fühlte, wie gut ihr diese Einsicht, dieser Widerwille, dieses

innere Entsetzen tat; es war, wie wenn sie nun um ihr Herz einen Panzer hätte. Sie wandelte in einer geistigen und seelischen Freiheit, die ihr ein herrliches Gefühl der Sicherheit gab. Ja, sich vor nichts fürchten, nichts aus dem Wege gehn; ohne Vorurteile, wie es die kleinen schwächlichen Menschen haben, jede Art von Mann in ihrem Wert verstehn; aber „die Seele vom Manne leben" — nie mehr!

So war ihr denn fröhlich ruhig wohl, wenn sie mit Adolar und den andern herumzog, mit seinen Augen aufs Wasser, auf die Schiffe sah, sich an dem kernfrischen, lebenausstrahlenden Kraftmenschen erbaute. Es mißfiel ihr wohl dann und wann, wenn er gar so sehr den Soldaten machte, die „angefaulte, sentimentale Zivilisation" mit dem großen Säbel zusammenhieb, die zarteren, feineren Gefühle niederlachte. Dann staunte sie aber wieder, wie gesund und stark sein Ehrgeiz, seine Tatenlust war; wie ernsthaft er sich vorbereitete, so sehr auch das ungewohnte „Studieren" ihn anstrengte. Er spottete über sich und diese „Strapazen", lustig wie ein Junge. Der Manneswille, das Mannesherz l a c h t e in ihm. Ja, dachte sie zuweilen, in seinen Knochen ist Rittermark, sein Herz „fest und wild"!

So kamen sie tief in den Mai hinein; Adolar saß noch immer da. Die Trennung von der Villa Maria ward ihm offenbar schwer; es waren aber auch sachliche Schwierigkeiten zu überwinden, mit Zähigkeit und Geduld. Während er sich noch mit ihnen herumschlug, kehrte Wilfried zurück; nicht als überreizter,

sorgenvoller Emporstreber, wie er fortgegangen war, sondern „mit der Lorbeerkrone", wie Karnatz sagte, als „Sieger über die Jahreszeit und die Neider", als „gemachter Mann"! Karnatz kam an eben diesem Nachmittag zu Maria ins Zimmer gestürzt; er, Wilfrieds ehemaliger Lehrer, strahlte; den „Neider" in seiner eignen Brust, der sich wohl auch zuweilen rührte, hatte er erwürgt, erstickt. Er stand vor der sitzenden Maria, vor Aufregung mit den Knieen schaukelnd, und zählte ihr alle Erfolge seines Schülers auf, die sie alle kannte. Drei Konzerte in Berlin, mit immer mehr Menschen und Hervorrufen und zerklatschten Handschuhen; dann sechs in den „Provinzen", alle ausverkauft. Berliner Kritiker hatten ihn als Klavierspieler mit Bülow und Rubinstein, als Komponisten mit Chopin verglichen. „Noch nicht erreicht" — natürlich! Kritiker! — aber „auf dem Weg dazu". Und der Schluß überall: Wiederkommen!

„Maria Merker, das wird gefeiert!" sagte Karnatz endlich. „Gleich heut abend, bei mir; Wilfried Lembke weiß schon; hat natürlich angenommen. Nur ganz unter uns, dafür aber auch so recht aus der Brust. Keine Querköpfe, keine Notabilitäten, nur Menschen. Du vor allen! selbstverständlich. Deine Schwester auch; hab' sie schon geladen. Luise Mangold — leider noch nicht wieder hier. Adolar von Gräbnitz — auch mein ehemaliger Schüler — hat's freilich nicht so weit gebracht wie Wilfried; hat nur Klaviere zusammengehauen. Aber der alte Mitschüler, und ein guter Kerl. Also der kommt auch! Und

Maibowle! Champagner! Und Blumen für euch Frauenzimmer; und Lorbeergemüse für den Unterwegs-Chopin. Mach kein Gesicht! Sag ja!"

Maria saß noch still; Wilfried und Gräbnitz! dachte sie. Die hatte sie noch nicht wieder beisammen gesehn. Es war ihr wunderlich; fast peinlich. Warum? Was für ein unlogisches, unvernünftiges Gefühl? — Sie strich es sich gleichsam von der Brust. — „Also nur A d e l e?" sagte sie, als hätte ihr das zu schaffen gemacht. „Und die Linden nicht?"

Karnatz zog die Brauen herunter: „Diese Weiberfragen! — Entschuldigen Sie! — Die beiden sind doch nicht Mann und Frau. Adele ist meine alte Freundin; die Linden — n i c h t. Die Linden wär' wie Rattengift in unsrer Bowle. Ich bin übrigens Hamburger Bürger und kann einladen, wen ich will!"

Maria zuckte die Achseln, über den haßmütigen Karnatz lächelnd. Sie sagte ihr Ja; er stürmte wieder davon; er hatte als Gastgeber noch viel zu tun. Sie warf sich in ihr schönstes Gewand, um den Tag zu feiern. Es war ihr in diesen Wochen so seltsam gewesen: ihr „Wasserleben" hier, die glückfrohen Berichte von dort, aus der aufgeregten Welt der Kunst. Sie hatte sich herzhaft mitgefreut, recht als Kamerad; aber diese nervöse Ruhmjagd, diese aufjauchzende, dann wieder überfein empfindliche Musikantenseele war ihr oft so fremd gewesen ...

Der Abend kam; bei Karnatz war es schimmernd hell. In dem nicht großen, mit allerlei Kram gefüllten Zimmer blühte alles, was der Mai gebracht

hatte, in mächtigen Büschen, in allen Ecken; dazu war die Tafel mit einem Blumenaufsatz geschmückt, die Gläser bekränzt. Vor den Plätzen der Damen lagen feine Sträuße. Es war nur — wie Maria gefürchtet hatte — der eine dieser Plätze leer. Statt Adelens war ein Brieschen gekommen: sie müsse sich's leider versagen; ihr Kopfweh sei zu stark. „Ihr Kopfweh?" murrte Karnatz leise, als Maria das Brieschen gelesen hatte, und er bei ihr stand. „Heut nachmittag sagte sie nichts von Kopfweh. Es war jetzt wohl 'ne andre zu stark!"

Maria zuckte wieder die Achseln; konnt'st du dir das nicht vorhersagen? dachte sie. Vor ihr standen sie jetzt, die beiden: der „preußische Herkules", wie er einst geheißen hatte, und der griechische Sänger aus dem Villa-Maria-Garten. Neben dem Großen war der andre klein; aber beide strahlten. Karnatz hatte seinem Wilfried schon, obwohl der nicht wollte, einen Lorbeerkranz auf den Kopf gedrückt; er saß und stand ihm gut, erinnerte an jenen Homersängerabend, verschönerte sein freudeverklärtes Gesicht. Maria, nach einem sekundenlangen Zögern, fiel ihm um den Hals. Sie hatte ihn schon am Nachmittag bei sich, aber in Eile und nicht lange, gesehn. „Nochmals tausend, tausend Glückwünsche!" sagte sie nach einem herzhaft innigen Kuß. „So hat mich lange, lange kein Abend gefreut!"

Ja, es war auch so; sie fühlte, daß sie nicht übertrieb. Nichts als Festfreude war in ihr; ein reines, süßes Kameradengefühl. Es blieb auch den

ganzen Abend so; ihre Furcht vor der schwächenden, ernüchternden Macht der Stunden hatte sie umsonst bedrückt. Karnatz war wie ein mit Freude geheizter Kachelofen, wie er selbst sich nannte, seine Wärme hielt vor; Adolar zeigte, welch eine gute Haut er war: er hatte sich mit wilden Seemannsschwüren vorgenommen, den „Nebenbuhler" neidlos zu feiern, und er hielt bis zum letzten Becher Wort. Wilfried selbst hatte vielleicht seinen schönsten Tag. Das Glück stand ihm so gut zu Gesicht, wie der Lorbeerkranz; es hatte seine überreizten Nerven beruhigt, wenigstens für heute, und ihn schlicht, jugendfrisch, dankbar gemacht. Ihn entzückte alles; er nickte zu jedem herzlichen Wort, lachte über jedes lustige. Wenn er von seinen Triumphen erzählte, sprach er überstürzt, um nicht zu langweilen, nicht aufzuhalten. „Wozu diese Selbstberäucherungen?" rief er dann; „wir wollen ja nur glücklich sein!"

Dann stieß wieder Karnatz mit ihm an; und die andern folgten. Es ward eine übermütige, sich überbietende Festfröhlichkeit, wie sie wohl nur die Jugend kennt. Karnatz war wieder jung. Sie waren nur vier, sie sprachen und lachten für acht. Durch die offenen Fenster kam die milde Maiennacht herein, die bald heißen Köpfe erfrischend. Endlich mußte Wilfried ans Klavier und die Stücke spielen, die ihm am meisten Ehre gemacht, am entschiedensten entzückt und gefallen hatten. Von den nordischen Sonaten war es die mittlere, die er „Das Nordkap" nannte, und in ihr der dritte Satz, die Mariamusik; von den

späteren Kompositionen die „Tarantellasonate", wie sie unter den Vertrauten hieß. „Ihr Leute, ich kann nicht mehr spielen," sagte Wilfried, als er schon vor deu Tasten saß; „hab' zu viel Glück und zu viel Bowle getrunken!" Karnatz hielt ihn aber auf dem Sessel fest; Marias Augen glänzten ihn bittend an. Er lächelte, wie aus allgemeiner Dankbarkeit, und stürzte sich in das Gewoge der Töne hinein. Die Capri-Erinnerungen in seiner Seele spielten mit, leise, melancholisch; der Rausch des Lebens aber überströmte sie. Capri — Maria — Berlin — diese Maiennacht ... Es zitterte das alles weich, wie von einer versöhnenden Hand ineinandergemischt, durch ihn hin. Er hatte vielleicht da draußen, vor den vielen, nie so schön gespielt.

Maria saß wie in einem Traum. Ihr war, als hätte sie ihn wieder recht von Herzen lieb; als wär' er doch das schönste Bild in ihrer Seele — und der andre nur ein „Rittersmann". Noch wie im Traum stand sie endlich auf; es war spät geworden. Die nächste Turmuhr hatte schon unsinnig oft geschlagen. Sie sah auf ihre Taschenuhr. „O weh!" sagte sie. „Es wird bald wieder Tag werden. Ich muß fort!"

„Tag? So schlimm ist's noch nicht!" erwiderte Karnatz, den Bowlenlöffel in der Hand. „Wir trinkeu eben erst Brüderschaft, Wilfried und ich. Sie müssen noch 'ne Weile hören, wie wir du zueinander sagen. Bleiben Sie noch hier!"

Sie schüttelte den Kopf. „Jetzt war's am schönsten;

lassen Sie mich nur gehn. So was Goldenes darf nicht Silber werden. Es meldet sich auch schon Schädelweh. Hab' Dank, Meister, und gute Nacht!"

„So gehn wir alle," sagte Wilfried; er war aufgestanden. Adolar nickte und griff nach seinem Hut.

„Wilfried auch? — Nein, du nicht!" rief Karnatz. Er trat vor ihn hin, mit rotem, stirnrunzelndem, lächerlich gerührtem Gesicht, und faßte ihn an beiden Aufschlägen seines Rocks: „Bruder, tu mir das nicht an! Hast mir endlich das Jawort gegeben — nein, das Bruderwort — ich mein' das Du. Laß die andern gehn, wenn sie wollen; Maria hat ja noch 'nen Beistand, nicht viel unter zwei Meter hoch. Bruder, du bleib noch hier! Ich hab' deine Händchen über die Tasten geführt! Du kannst jetzt hundertmal mehr als ich; das gönn' ich dir neidlos; ist das Größe, Bruder? Du bist auch besser gewachsen als ich; hast dem Mädel da — — aber immer neidlos. Das ist Größe, Bruder! — Siehst du, die Bowle lacht uns noch an. Die Sternennacht. Die Nachtigall. Bei Gott, eine Nachtigall! Drüben in dem großen Garten. Sie ‚schluchzt', wie es bei den Dichtern heißt. Unsinn! — Aber ich liebe dich. Wir sollten hier noch den Morgen erwarten. Laß die andern gehn; aber du und ich!"

Wilfried sah Adolar und Maria an; er lächelte, liebenswürdig hilflos; seine lichten, mattleuchtenden, dankbaren Augen sagten: ich ergebe mich! — Es begann noch das Abschiednehmen; Karnatz machte dem nach einer Weile ein Ende, indem er Adolar den

Hausschlüssel hinwarf: „Schicken Sie ihn mir morgen wieder; Wilfried Lembke bleibt bei mir, er schläft am Morgen in meinem Bett, ich auf dem Sofa dort. Bruder! Abgemacht?"

Wilfried lächelte wie vorhin. Karnatz zog ihn in seine Arme. Maria, nach einem letzten herzlichen Nicken, ging mit Adolar, der eine kleine brennende Kerze trug, hinaus.

Sie kamen in die weiche, matt von Sternen durchleuchtete Nacht; es war aber doch kühl geworden, Maria hüllte sich gern in ihr Mäntelchen, mit dem sie das am Hals und an den Armen offene Feierkleid bedeckte. Adolar, der harte, ging so, wie er im Zimmer gesessen hatte. Sie schritten an der Alster hin, deren weite Fläche schwarz, öd' und still war; zu fahren hatte Maria abgelehnt, sie sehnte sich nach Bewegung und freier Luft. Sie sprachen lange nur von Wilfried; sprang Adolar einmal ab, so kam sie auf ihn zurück. Sie suchte in dem Traumgefühl zu bleiben, das sie vorhin so schön, so beruhigend umfangen hatte. Zuweilen glaubte sie auch noch Wilfrieds Musik, sein stürmisch träumerisch klagendes Spiel zu hören; und wie in dem Goetheschen Mondgedicht „wandelte sie zwischen Freud' und Schmerz" ...

So kamen sie durch Hohenfelde nach Uhlenhorst; sie waren nicht mehr weit von der Villa Maria, bogen in eine Straße zwischen Gärten ein. In der grauen Dämmerung schlenderten ihnen vier Gestalten entgegen, junge Bursche, Arbeiter, wie es schien. Sie schienen auch ein wenig bezecht zu sein. Der eine,

der Maria am nächsten ging, sagte ein paar unverschämte Worte zu ihr und faßte sie am Arm. Über diese Frechheit entrüstet, riß sie sich los und stieß ihn zurück.

Der Bursch taumelte. „Was war das?" rief Adolar, sogleich in seinem Ritterzorn unter die jungen Leute tretend. „Wer hat die Dame angerührt? — Ich hab's gesehn. Wer war's?"

Der Übeltäter trat zurück; die andern stellten sich vor ihn hin. „Wollt ihr anständige Menschen sein?" sprach Adolar weiter. „Weg da von dem frechen Kerl!"

Sie blieben stehn; Adolar warf jetzt zwei von ihnen rechts und links zurück. Maria hatte versucht, ihn fortzuziehn; es war schon zu spät. Einen Augenblick später sprang der dritte vor, er hatte sein Messer gezogen, es blinkte; damit stieß er nach Adolars Brust.

Maria entfuhr ein kurzer Schrei; zugleich warf sie sich aber zwischen diesen Burschen und Adolar, in blind raschem Mut. Das Messer traf ihren vorgestreckten linken Arm; sie fühlte einen scharfen Schmerz. Sie fühlte aber auch, zu ihrer Freude: in seine Brust ging's nicht! — Dies währte nur sekundenlang. Ein dumpfer Ton aus Adolars Kehle fuhr ihr dazwischen, dann sah sie, wie er den Burschen packte, ihm mit einem gewaltigen Ruck das Messer fortriß und zur Erde warf. Er hob ihn und schleuderte ihn einem zweiten entgegen — es war wohl der erste Übeltäter — der eben gegen Adolar heranstürmte. Einer prallte

gegen den andern und riß ihn mit zu Boden. Sie stießen grimmige Schmerzensrufe aus.

Maria ward neblig vor den Augen, sie wußte nicht mehr recht, was sie sah. Helfen! dachte sie. Eh sie aber helfen konnte, eh sie wieder zu sich kam, war schon alles geschehn. Die zu Boden Geschmetterten waren weggekrochen. Ein dritter floh, der Alster zu. Der vierte riß sich eben von Adolar los, nachdem er, wie es schien, gestoßen hatte; er lief davon, aber Adolar ihm nach. Ein mächtiger Stoß in seinen Rücken — und mit einem Krachen, das Maria durch alle Glieder ging, schlug der Bursch auf die Erde hin.

„Lassen Sie ihn! — Nicht töten! Nicht töten!" rief Maria aus.

Adolar kam langsam, zögernd zu ihr zurück. Er hatte ein Messer in der Hand, das er eben von der Straße aufgenommen hatte; er hob nun auch das andre auf, das vor Marias Füßen lag. „Die werf' ich nachher beide in die Alster," sagte er in kalter Ruhe. „Nur die Messer mein' ich," setzte er mit einem Lächeln hinzu, das Maria überlief. „Ich hätt' sie alle erschlagen, fürcht' ich, wenn Sie mich nicht anriefen. Man kommt in so 'ne Berserkerwut!"

Er sah nach den jungen Männern zurück. Die beiden Kriechenden hatten sich erhoben und trugen nun den Niedergekrachten fort, der sich, wie es schien, nicht rühren konnte. Keiner wagte einen herausfordernden Laut. Adolar blickte ihnen auch mit einem Ausdruck nach, daß Maria plötzlich an den „grimmen

Hagen" dachte. Jetzt bemerkte sie erst, daß Blut von seiner Hand tropfte.

„O! Sie sind verwundet?" sagte sie.

„Der letzte da!" antwortete Adolar; „den sie tragen müssen. Na, er hat sein Teil!"

„Er stieß mit dem Messer nach Ihnen?"

„Ja, mit diesem da. Als er so hinschlug, fiel's ihm aus der Hand. — Ach, sehn Sie mich nur nicht so rührend bang und mitleidig an: er hat ja nur vorbeigetroffen. Sehn Sie, es tropft schon nicht mehr. — Aber, Teufel — Sie! Da läuft ja das Blut aus Ihrem Arm!"

Maria hatte ihre Wunde ganz vergessen. Jetzt erwachte auch erst wieder leiser Schmerz darin. „Ja so!" sagte sie. In demselben geringschätzigen Ton wie er setzte sie hinzu: „Ach, das ist der Rede nicht wert!"

„Maria!" rief er unwillkürlich. „Der erste Stoß? den Sie auffingen?" — Er hob den Mantel von ihrem Arm. Auf dem nackten Teil ihres Unterarms, der im ersten Frühlicht leuchtete, war's wie eine rote Blume, von der ein roter Stengel abwärts ging. Es war aber nur noch schwache, langsam fließende Bewegung drin.

Adolar beugte sich dennoch wie erschrocken nieder; er drückte seinen Mund auf die Wunde und sog, als söge er alles Blut heraus.

„Was machen Sie?" sagte Maria verwundert, dann unwillig. Sie zog ihm den Arm weg.

„Fräulein Maria! Verzeihen Sie! — Es schien mir — — Ich weiß nicht, wie. Mich übermannte

es so — das Blut, das Sie für mich — — Da hab' ich wohl dummes Zeug gedacht!"

„Es ist ja doch kein Schlangengift," erwiderte sie milder, sanfter. — „Es kommt auch kein Blut mehr, sehn Sie, so wenig wie bei Ihnen. Ich hatte ja den Mantel über dem Arm."

„Ja, zum Glück! Der fing's auf! — Erlauben Sie aber: dieses ungebrauchte Tuch —"

Er zog ein Taschentuch hervor, das noch zusammengefaltet lag, und band es ihr um den Arm, über die Wunde, so zart er konnte. Maria hielt ruhig still. Es war ihr wie ein Märchen, daß sie beide so in der Morgendämmerung auf der Straße standen und er sie mit leise zitternden Fingern verband. Von den „Feinden" war nichts mehr zu sehn.

„Fräulein Maria!" begann er nach einem befangenen Schweigen. „Und ich hab' Ihnen noch nicht gedankt, noch mit keiner Silbe."

„Mir?" fragte sie. „Wofür?"

„Woher haben Sie denn das Blut, den Stich? Sie haben ihn für mich aufgefangen. — Es ist eigentlich ein Schimpf, daß ich Ihnen danken muß. Aber auch 'ne Wonne. — Fräulein Maria! Wie waren Sie tapfer!"

„Ich?"

All ihre Bewunderung für ihn lag in diesem „Ich?" — Ihr zitterte plötzlich das Herz in der Brust; ein schaurig süßes Gefühl.

„Ja, Sie. Wie viele junge Damen hätten das getan?"

Sie bewegte den verwundeten Arm: „Bitte, schweigen Sie. — Ich schäme mich so. Was ist ein Mann — und was ist ein Weib!"

„O, Sie! Das sagen S i e? — So ein — Götterweib. — Sie sind doch gewiß nicht noch sonst verletzt?"

„Nein. Wie sollt' ich? Sie jagten ja alle vier in die Flucht!"

Sie sah etwas brennen in seinen Augen — Zärtlichkeit, Verlangen — das sich noch nie darin verraten hatte. Es tat ihr weh und wohl. Sie blickte weg, in die Büsche der Gärten, auf das Laub der Bäume. „Götterweib!" dachte sie. Wenn das K a r n a tz gesagt hätte. Aber aus s e i n e m Mund ein zu dreistes Wort!

Auf einmal ging sie, und rasch und rascher, als flöhe sie vor jemand, bis sie vor der Tür ihrer Villa stand. „Haben Sie besten Dank!" sagte sie tonlos und gab ihm die Hand. „Gute Nacht!" Sie zog geschwind den Hausschlüssel hervor, den sie für diese Festnacht mitgenommen hatte, schloß auf und verschwand ins Haus.

* * *

Adele saß an einem der nächsten Tage im Garten der Villa, allein. Hermine war von der nächsten Haltestelle in der Bucht auf einem Alsterdampfer zur Stadt gefahren; von ihrer Bank am Ufer hatte Adele ihr nachgesehn, bis der Dampfer links um die Ecke verschwand, und sich in ein angenehmes Gedankenträumen versenkt. So elend und „erbärmlich" wie

in Meran war sie doch nicht mehr; das fühlte sie an Seel' und Leib. Hamburg hatte ihr doch genützt: die Freude, wieder daheim zu sein; und die gute Küche; und daß über ihr wieder Maria wohnte ... Aber in ihre Ecke zurückgelehnt, von Zeit zu Zeit die Augen schließend — so wachträumte sie am liebsten — wunderte sie sich. Wenn sie zurückdachte, zehn Monate — damals war sie, in ihrem Kummer um die davonziehende Maria, so gern mit Luise Mangold auf die Reise gegangen. Und sie hatte, eben damals, allerlei Phantasieen und Sehnsüchte gehabt ... Das war alles hin. Wie war das zugegangen? Dieses Untertauchen in ihrer Seele, wie war das gekommen? — Hermine! Ja. Aber es war doch gewiß, wie alles in der Welt, Schritt für Schritt gekommen ...

Sie schüttelte den Kopf, sie konnt's nicht mehr finden. Sie fühlte nur eine gewisse dunkle Macht über ihr, oder um sie her; wie wenn eine unsichtbare Riesenhand in der Luft schwebte, hinter oder vor ihr, und sie bald streichelte, bald festhielte — so daß sie nicht entkommen konnte. Darum fühlte sie sich wohl auch so willensschwach und so willenleer. Dann schien es ihr auch, als lebten zwei in ihr; aber wo und wie? Eine wußte von der andern nichts. Und es schien doch eine in die andre zu wirken ... „Unterbewußtsein," „Oberbewußtsein" — von diesen Worten hatte sie ja gelesen, gehört. Wer konnte ihr aber wirklich mehr davon sagen, als die beiden Worte? — Schrecklich! dachte sie. Was sind

wir doch für arme Geschöpfe: in uns gehn tausend Dinge vor, und wir können nichts dabei tun; wir können nicht einmal zuschaun, denn sie gehn wie im Dunkeln vor. Und es kann sein, daß ein andrer Mensch in uns hineinlebt — daß so im Dunkeln in uns sein Wille — —

Hier ward ihr doch sonderbar bang zu Mut; weiter auf diesem Weg mochte sie nicht denken. Das Gefühl „Hermine" tauchte in ihr auf. Sie fürchtete sich. Es ward ihr matt ums Herz; wie in Kinderzeiten, wenn sie im Begriff war, etwas Verbotenes zu tun. Ihre Augen hatten sich weit geöffnet, sie machte sie wieder zu.

Eine große, feste Hand lag auf ihrer Schulter. „Guten Tag, Adele!" sagte eine Stimme. Nervös erschrocken blickte sie auf. Luise Mangold stand neben ihr, in lichtgrauem Frühlingskleid, einen ihrer schlichten, „geräuschlosen" Hüte auf dem Kopf.

„Ah!" rief Adele, die sich plötzlich freute. „Bist du wieder da?"

Luise nickte: „Gestern abend gekommen. Heut nachmittag ist mein erster Gang zu dir! Dein Diener sagte mir, du wärst hier im Garten —"

„Und da er recht hat, so gib mir vor allem einen Kuß!"

Adele stand auf und umarmte sie; darauf zog sie sie zu sich auf die Bank. „Sag mir was, erzähl mir was. Am Rhein war das gute, helfende Mädchen; — siehst gut aus, famos —"

Luise lächelte: „Es geht mir auch gut: da, wo

ich war, bei meiner Freundin, haben wir so ziemlich alles wieder in Ordnung gebracht! — Dann fuhr ich noch den Rhein hinunter bis Köln; von da fuhr ich her ... Hermine von Linden ist nicht zu Hause, hör' ich ..."

„Nein. — Was hat aber Hermine mit Köln zu tun?"

Luise sah aufs Wasser, das leise am Ufer spielte; dann drückte sie einen Augenblick gegen Adelens Schulter. „Weißt du noch von Köln?"

„Köln?"

„Da lebt — mein alter Freund, Karl Weber. Der hatte mich hier im März besucht; und hatte mir allerlei gesagt, das ich dir erzählen wollte; damals — hörtest du aber nicht zu. Das heißt, du wolltest nicht. Es war irgendwas in dir vorgegangen. Du schütteltest nur immer den Kopf; du wurd'st blaß, wenn ich nur Karl Webers Namen nannte. Grad' so blaß — wie jetzt!"

Adele stand auf; ihre Arme fingen an zu zittern. „Ach, bitte, laß," murmelte sie. „Es hat ja — keinen Zweck. — Ich weiß nicht, was du willst."

„Ich weiß nicht, was du willst," entgegnete Luise. „Darum möcht' ich doch drei Worte reden — und dann von dir hören — — Bitte, mein Herz, laß jetzt mich!" Sie zog Adele sanft, aber mit ihrer ruhigen Festigkeit auf die Bank zurück. Die schlanke, zarte Gestalt war wie willenlos; sie gab mit einem kaum vernehmbaren Seufzer nach. Sie schüttelte nur noch wieder den Kopf.

„Also damals war es nichts!“ fuhr Luise fort. „Ich hab' aber Geduld, weißt du ... Und wie ich nun nach Köln kam — ich bin meinem Freund Karl Weber einen Gegenbesuch schuldig, sagt' ich mir; und als wohlerzogener Mensch ging ich hin. Er war auch zu Haus. Er sah noch ganz so aus wie sein Bild ... Ich hab' dir einmal sein Bild geschickt; du hast aber nachher nie mit mir davon sprechen wollen ...“

Adele schüttelte wieder den Kopf. Es flog aber eine erste, gleichsam ängstlich davonhuschende Röte über ihre Wangen.

„Also er sah noch so aus wie sein Bild! — Das heißt, doch nicht ganz; eine gewisse Melancholie — so 'ne männliche Melancholie, weißt du — die war über sein Gesicht gekommen, hatte sich darin eingenistet. Er wollt's nicht wahr haben, als ich davon sagte; er lachte mich aus, sprach dann über dies und das. Er erzählte, wie gut es in seinen Geschäften ginge, wie ihm jetzt eigentlich alles glückte; und daß er einen Neffen in sein Kontor aufgenommen hätte, und wie merkwürdig gut der Junge — — Weiter hab' ich dann nicht zugehört. Ich sah mir immer seine Augen an — die treuherzigen, warmen Augen, weißt du — und all das Schwermütige da herum! — Auf einmal nimmt er mich bei der Hand und fängt an —“

Sie nahm zugleich Adelens Hand, ohne es zu wissen. Adele zuckte und fuhr zusammen. Es schien, daß sie das traumhafte Gefühl hatte, es fasse sie

Karl Webers Hand. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Gleich darauf war es wieder weg.

Luise ließ Adelens Finger los, heimlich leise lächelnd. „Also er fängt an!" fuhr sie etwas ermutigt fort. „Luise, fängt er an, ich muß Ihnen was sagen: das hilft mir ja alles nichts, so halt' ich's nicht aus! Ja Sie hatten damals in Hamburg recht: mir ist nur zu helfen, wenn ich — wenn ich wieder bei Adele zu Ehren komme. Das haben Sie früher durchschaut als ich! — Nur zu Ehren kommen! Daß wir wieder einig werden, wieder Mann und Frau werden, daran denk' ich ja nicht, das tät' sie nicht. Es wär' das Einzige auf der Welt, das mich noch mal glücklich machen könnte —"

Adele zuckte wieder, und diesmal so stark, daß Luise innehielt. — „Hm!" machte sie dann, nur wie den Anfang eines leisen Seufzers. — „Luise!"

„Ja, das kam dann immer wieder: das Einzige, was ihn noch mal glücklich machen könnte. Aber sie tät's ja nicht, rief er, sie tät's ja nicht! Sie hat mir oberflächlich verziehen, weil sie gut und edel ist, aber den Abscheu überwindet sie nicht. Ich hab's ja gesehn, als ich bei Ihnen in Hamburg war. Nicht einmal von Ihnen wollte sie anhören, was ich Ihnen in meinem Elend gesagt hatte!"

„Bitte, nicht so laut," hauchte Adele; als schämte sie sich, daß die Luft diese Worte hörte. „Damals, weißt du, Luise — ich — — Ja, ich weiß es selber nicht. Es ging mir so wunderlich. Ich hatte das Gefühl: das ist nicht gut — das ist unnütz —

das soll ich nicht. Und so bat ich dich damals: ach, laß!"

Luise sah in heimlicher Rührung hin: wie die Arme, wieder Blasse, sich selbst ein Rätsel, eine Hand um die andre wand und aufs Wasser starrte. Sie ging aber fest ihres Weges weiter: „Damals, sagst du, mein Herz. So ist's heut nicht mehr?"

„Ganz so nicht, Luise. Es hat sich irgend was abgeschwächt ... Das heißt, verstehst du, das sag' ich nur, denk' ich nur. Ich erklär' mir's so. Was weiß man, was in einem ist! — Nun mußt aber du mir was erklären, Luise. ‚Wieder bei Adele zu Ehren kommen' — wie meint er das?"

„Es sind seine Worte. Von dir verstanden werden, wie er jetzt ist; und wieder geachtet werden; und kurz, daß ihr wieder wie Menschen miteinander seid ... Fahr nur nicht zusammen, Kind! Ja, er möcht' dich wiedersehn. Aber, weißt du, so: wenn du zum Beispiel damals, im März, ihn einmal bei mir getroffen hättest — als hättet ihr vorher nichts gewußt; und ihr hättet euch in aller Ruhe einmal ausgesprochen; du hätt'st von ihm selbst gehört, wie er lebt, wie er denkt, was aus ihm geworden ist. Und wenn dir das alles einigermaßen gefallen hätte — und du ihm hätt'st zeigen können: ja, ich hab' keinen Groll mehr, ich achte den neuen Menschen in dir — und wenn du dann versöhnt und freundlich und gut an ihn denken könntest — tät' das nicht dir selber gut?"

Adele sah nicht auf, sie nickte aber. — Erst nach

einer Weile hob sie die Augen, mit einem klug und doch kindlich bangen Blick: „Und wenn er mir dann nicht bloß einigermaßen gefällt, Luise? Was machen wir dann?"

Luise mußte lächeln. — „Ach, das wär' wohl nicht so schlimm. Davor würd' ich mich noch nicht fürchten, Kind. Ich glaub', daran hast du früher ganz tapfer gedacht!"

„Früher," murmelte Adele vor sich hin. — Sie seufzte. — Es kam dann aber ein eigenes, gleichsam verschämtes, allmählich freieres Feuer in die grauen Augen; das hatte Luise lange nicht drin gesehn. Es brannte still, zu Wort kam es nicht. — „Luise, sag mir was!" stieß sie endlich heraus.

„Was denn?"

„Du erzählst mir immer, was er dir sagt. Aber du — glaubst du dran?"

„Würd' ich dir's sonst wiedersagen? — Ach, Adele, ich denk' ja nur: sie hält mich für blind, für bestochen, wenn ich von ihm zu viel Gutes red'; sonst spräch' ich ganz anders! Sonst würd' ich dir sagen —"

Sie sprach nicht weiter. Sie machte eine kurze, abbrechende Bewegung mit der Hand; dann rieb sie sich die Kniee.

„Na, warum bist du still?" fragte Adele nach einiger Zeit, in ihrer langsamsten Weise. „Kannst es ruhig sagen. Ich — hör' gerne zu."

„Wirklich? — Na, dann hör auch zu. Eh' ich von ihm fortging — jetzt in Köln —, nahm er mich

noch einmal bei der Hand, sah mir in die Augen: Luise, wie ich hier lebe, haben Sie gesehn! Ich schwör' Ihnen bei allem, was mir heilig ist, bei dem Glück, das ich einst durch Adele hatte, bei der Liebe, mit der wir uns geliebt haben — denn wir hatten uns furchtbar lieb — ich schwör' Ihnen: so öde wie mein Haus heute war, ist es immer; kein Weib betritt es! Und ich geh' auch zu keinem Weib hinaus! Die eine Verzauberung, Verhexung damals hat mich so unsäglich unglücklich, und auch so wetterfest gemacht. Ich denk' nur noch an meine Frau. Will sie nicht wiederkommen, hab' ich sie für immer verloren, so nehm' ich das als meine Strafe hin. **Kann** sie wiederkommen — — aber nein, ich bild' mir nichts ein, ich hoffe nichts. Nur mit ihr versöhnt sein möcht' ich. Und darum leb' ich so, in allem und jedem, daß ich ihr jeden Tag sagen könnte: ja, versöhn dich nur ruhig mit mir, acht mich wieder, ich verdien's!"

Adele kämpfte mit einem Seufzer, einen langen Kampf. „Was soll ich denn tun?" sagte sie, als sie wieder reden konnte. Ihre schlanken, mageren Finger krümmten sich und griffen in ihr Kleid. „Ich — glaub' ja alles, was du sagst. — Was soll ich denn tun? Soll ich an ihn schreiben? Soll ich ihn sehn? bei dir? — Ach, ich weiß ja nicht. Ich bin so traurig; und so selig. Luise! Ich acht' ihn ja! Ich — —"

Sie fing an zu weinen.

* * *

Luise hörte nur das Weinen; sie vernahm nichts von leisen Schritten auf dem Kies und von fast unmerklichem Kleiderrauschen. Bei all ihrer Beherztheit erschrak sie, als Hermine jetzt vor ihr stand, hinter der Bank, auf der die weinende Adele saß. Hermine, mit Hut und Sonnenschirm, wie aus der Erde gewachsen, lächelte zwar, als wisse sie von nichts, und blickte zurück, als komme sie eben von der Villa her. „Guten Tag, Fräulein Luise," sagte sie mit der kalten Herzlichkeit, die sie für diese „Freundin" hatte; „endlich wieder hier? Was bringen Sie aber für böse Nachrichten, daß Adele weint?"

Adele war aufgesprungen. Sie zitterte ein wenig. Indem sie sich mit ihrem Taschentuch über die Augen fuhr, suchte sie zu lächeln. „Ach, es ist ja nichts," erwiderte sie. „Nur meine dummen Nerven. Ich hab' wohl heut das Weinerliche. Wie kommst du denn von da hinten her? Ich erwartete dich zu Schiff!"

„Als ich in der Stadt aus dem Laden kam, stand da eine Droschke; da sprang ich lieber gleich hinein. — Also du hast das Weinerliche ... Was ist das, Fräulein Luise? Sie wollen schon wieder fort?"

Hatte sie gehorcht? dachte Luise. Bei diesem Weib weiß man nie, wie's ist! — Sie schulterte ihren grauen Schirm und benahm sich auch, wie sich's hier gehörte: harmlos undurchdringlich. „Ach, ich bin schon lange hier," antwortete sie; „für Adele offenbar zu lange: hab' sie durch meine Geschichten sentimental gemacht. Ich tret' einen reuevollen Rück-

zug an. Na, das nächste Mal erzähl' ich dir nur lustige Geschichten. Auf Wiedersehn! — Leben Sie wohl!"

In ihrem „mannhaften Schritt", wie Hermine ihn nannte, ging sie zur Villa zurück, und an der vorbei auf die Straße hinaus.

Solange man sie gehn hörte, war Hermine still. Adele hatte sich wie ein geängstigter Vogel wieder in ihre Ecke auf der Bank gedrückt. Ganz unklar und ungewiß erwartete sie, was nun kommen werde. Zu ihrer Überraschung fühlte sie auf einmal den „Feldherrn" neben sich, und deren Hände in ihrem Haar und an ihren Wangen.

„Ach, wie tust du mir leid," sagte Hermine, „meine süße Seele! — Ich hab' ja gehört, was es ist. Ich horch' nie, das geht mir gegen die Natur; aber Luise sprach so kräftig, mit ihrer geschlechtslosen Stimme, ihr hörtet beide nicht, daß ich kam. Und da merkt' ich, aus all ihren Worten — ihre letzte, lange Rede hört' ich —, was für eine furchtbar ernste Sache das ist! Du sollst und willst zu deinem Karl zurück —"

Adele unterbrach sie, unter ihren zärtlichen Händen sich windend. „Nein, da hast du falsch gehört! So ist's nicht! So ist's nicht!"

„Nur mit dir ‚versöhnt' sein will er; ja, das weiß ich, Kind. Auf deine Seelengröße, deine himmlische Güte spekulieren sie alle! — Aber das tut ja auch nichts; gut sein ist ja gut. Und wenn es nach deinem Herzen ist — ach, es gibt ja keinen Menschen, das weißt du, der so deines Herzens Freude will

wie ich! Es ist nur — wenn man *Erfahrung* hat. Ich hatt' eine Freundin, die mir fast so nah stand wie du, *ganz* so ist's nicht möglich, du gehst über alles! Die war aber in demselben Fall wie du. Und ihr geschiedener Mann wünschte auch ‚Verständigung', ‚Versöhnung', oder wie er's nannte. Ich war damals noch dumm, redete ihr zu. Sie tat's. Dann wurde aber — der Mann machte es klug — dann wurde eine *neue Ehe* daraus. Und so hab' ich nun den Aberglauben und ich zittre: dir geht es dann ebenso!"

Adele schwieg; nicht lange. Mit einer von Herminens Händen spielend, erwiderte sie: „Aber, weißt du, geliebtes Herz — nimm mal an, es käme so. Wär' das gar so schlimm?"

„Wenn's dich glücklich machte? Warum wär's dann schlimm?"

„Na, siehst du. Das mein' ich auch! — Nur weil man grad davon spricht."

„Ach, wenn es dich glücklich machte — ich würd' ja Gott und alle Geister bitten: macht es so!"

„Hermine! Du Einzige!"

„Aber Hermine muß für ihre Geliebte doch auch *weiter* denken. Meine Freundin, die Pauline — ja, nun hatte sie ihn. Oder vielmehr, er hatte sie. Und nach einem halben Jahr fing das Elend von neuem an! Männlicher Überdruß, männliche Untreue! Meine Pauline — an die du mich so oft erinnerst — grämte sich zu nicht und starb. Und nun hatt' ich nichts — als sie zu beweinen!"

Adele summte Unverständliches vor sich hin. Endlich raffte sie sich zu einem Lächeln auf: „Sei nicht abergläubisch."

„Ach, Adele, ich wär's ja nicht. Aber die G e i s t e r — die S t i m m e n — im Traum und auch so. Es geht mir jetzt gar so schlimm mit dir; mocht' dir's nur nicht sagen. Immer seh' und hör' ich, aus all den Stimmen und Zeichen: Adele Weber ist in Gefahr! Bald seh' ich ein Kreuz neben deinem Namen — oder ich hör' die Worte ‚Karl' und ‚Adele', und eine Trauermusik dazu. Oder im Traum stehst du da mit 'nem Myrtenkranz, und aus dem wird vor meinen Augen ein Totenkranz. Wenn ich dir das sage — ich sag' dir aber nicht alles, ich kann's nicht — dann begreifst du wohl, daß ich Gott und all meine Geister bitte: führt sie nicht zu dem Mann zurück!"

Adele, die längst von Hermine losgelassen war, drückte sich in ihre Ecke hinein. Sie hörte nicht gern vom Sterben reden. „Ach, wenn dich doch die Geister in Ruhe ließen," seufzte sie. „Wie machen sie dir und mir das Leben schwer. — Bitte, sprich nicht mehr vom Tod!"

„Ich tu's ja nur in der Herzensangst. Ich will dich ja nicht verlieren, Adele! Was bin ich dann auf der Welt! — Ach, für m i c h s e l b e r fürcht' ich den Tod ja nicht. Seh' ihn ruhig kommen. Beschäftige mich manches Mal mit ihm. Neulich — jetzt muß ich dir's doch endlich sagen — neulich hab' ich mein Testament gemacht; mir schien auf einmal der Tod so nah. Da dacht' ich: lieber Gott, ich hab' nicht viel;

aber meine Sachen, meine Bücher und Bilder und Schmuck, die sollen doch in die rechten Hände kommen! Und ich hab' das alles dir vermacht."

„Mir?" — Adele warf einen gerührten Blick auf den Feldherrn. Gleich darauf zog sie aber ihre Arme an ihren Leib: „Ach, sprich nicht von solchen Sachen!"

„Es kam nur so: weil du mir so schwarze Gedanken machst. Sowie ich jetzt von Karl Weber höre, denk' ich an deinen Tod! Und dann auch an meinen. — Und so kam ich auf mein Testament ... Du hast noch nie ein Testament gemacht?"

Adele schüttelte beinahe heftig den Kopf. Sie sah sich in diesem Augenblick mit dem Myrtenkranz, aus dem ein Totenkranz wurde.

„Du willst auch keins machen? — Mir kam das immer so natürlich und so menschlich schön vor: seinen letzten Willen aufzusetzen, um die, die man lieb hat, darin zu bedenken. So kann man ihnen noch Liebe erweisen übers Grab hinaus, und —"

„Bitte, laß das Grab!" fiel Adele ihr in die Rede. „Sag nichts mehr vom Grab!"

„Gut, so lassen wir's!" sagte Hermine kurz und hart. — „Ja, meine Geliebte, lassen wir's!" setzte dann ihre weiche, gute, mitfühlende Stimme hinzu. „Lassen wir Karl Weber und den Tod und die Testamente!"

Sie stand auf. Ein stiller Entschluß versteinerte ihr Gesicht. Dann machen wir's heut abend im hypnotischen Schlaf! dachte sie. Ja, nun wird es Zeit!

Mit einem halb mütterlichen Lächeln zog sie Adele

sanft von der Bank empor. „Sollt'st du nun aber nicht etwas gehn, mein Herz? Hast solang' gesessen. Die Vernunft, die sich diesen Augenblick in die Gestalt der Frau von Linden begeben hat, weil sie einen großen Umfang brauchte, spricht zu deiner Seele! Wollen wir wenigstens einen Gang durch den Garten machen? Viermal rund herum?"

Adele nickte und nahm Herminens Arm. „Ja," sagte sie, „wenn man geht, dann weiß man gewiß: man lebt noch. Sprechen wir unterwegs von neugeborenen Kindern, und von Lebensklugheit, und von lauter solchen lebendigen Sachen!"

„Nicht mehr von Luise Mangold und —?"

„Ach nein, nein!"

Sie gingen am Ufer hin.

* * *

„... Kurz, es ist ein Modeerfolg. Wie wird man Mode? Wie ist Wilfried Lembke am Berliner Musikhimmel so rasch ein Stern erster oder doch zweiter Größe geworden? — Die Erklärung ist nicht leicht; die Tatsache steht fest. Ich erlaube mir aber schon heute zu sagen: was auch das leichtbewegliche Publikum an dieser lebhaften, interessanten, träumerisch elegischen, nervenerregenden Erscheinung entzückt haben mag, vieles von diesem jungen Ruhm ist nur Eintagsruhm. Ein zweiter Chopin wird Herr Wilfried Lembke niemals werden; auch ein zweiter Anton Rubinstein nicht. Dazu fehlt seiner Schöpferkraft die Vielseitigkeit, seinem Klavierspiel die gewaltige Männ-

lichkeit. Er wird vielleicht ein Anreger, ein Ferment zu neuer musikalischer Gärung werden; nun, auch das ist etwas. Glückauf, was auch werden mag!"

Maria saß in ihrem Atelier, im Schaukelstuhl, und las diesen späten, zusammenfassenden Bericht vom Berliner Musikleben in einer deutschen Monatsschrift. Das klang freilich anders als die ersten Trompetenstöße in den Zeitungen, und als Karnatz' begeisterte Reden neulich an dem Wilfried-Abend. Es war ihr wie der Katzenjammer nach dem Rausch; — ach, aber dieser Katzenjammermann hat wohl recht! dachte sie. Wenn sie ihr Innerstes fragte, wenn sie an ihre verborgensten Gefühle während dieser Wochen zurückdachte oder in die Schnee- und Eisregion des Verstandes kam: eigentlich hatte sie doch wie dieser kühle „Glückauf-"Rufer gedacht. Sie hatte sich nur gern mit fortreißen lassen, weil ihr melancholisch reuiges, weiches Herz — —

Aber heut war ihr Herz nicht so. Es war nicht weich und nicht schwer. Eine feurige Kühnheit, ein Kraftgefühl war ihr wieder hineingekommen, sie wußte nicht wie; eine unbestimmte Freudigkeit, der die Welt nichts anhaben konnte — auch diese Kritik über Wilfried nicht. Sie nahm sie hin wie „es ist halt so"; sie warf das Heft auf den Tisch. Da lagen auch andere Hefte, Flugschriften, Abhandlungen über Frauenfragen, neue gemeinnützige Unternehmungen, Hamburgische insbesondere; sie hatte sich endlich heute draußstürzen wollen, nach verzauberten Monaten; —

nein! heut ging sie das alles nichts an. Es war in ihr kein Platz dafür! Auch die Figur, die da seitwärts stand, in den nassen Tüchern — immer noch die „Trauernde", nach und nach und schmachvoll langsam bis zum letzten Ende gebracht — beinah ganz zum Ende: sie hatte sie dann auch zertrümmern wollen, weil sie sie nicht mehr leiden konnte; nur der Gedanke an Karnatz hatte ihre Hand noch festgehalten — — heut kümmerte sie auch deren Schicksal nicht. Was ist mir Hekuba? dachte sie. Ich kann nicht viel; das wußt' ich ja. Ach, es tut auch nichts ...

Eine süße Gleichgültigkeit gegen das alles kam aus ihrem Innern, lag wie eine laue Luft um sie. Es war ihr, als sei sie furchtbar jung; oder wie wenn sie den Frühling im Blut, in den Gliedern hätte. „Ja, es ist wohl der Mai," sprach sie laut vor sich hin, wie gegen einen, der etwas andres gesagt hatte. „Diese letzten, himmlischen Maientage!"

Die Nachtigall fiel ihr ein, von der Karnatz sprach. Die Maiennacht bei Karnatz ... Da war sie wieder bei dieser Nacht. Sie sah sich mit Adolar von Gräbnitz an der Alster wandern; — noch hatte sie ihn nicht wiedergesehn, er war für ein paar Tage verreist. Sie sah ihn die wilden Kerle niederschlagen. Halb unbewußt knöpfte sie ihren linken Ärmel auf und schob ihn zurück. Da war er noch, der Streif, den ihr vor drei, vier Tagen das Messer dieses Burschen gemacht hatte. Die kecken Lippen Adolars hatten die Blutstropfen davon weggesogen ... Sie drückte nun auch ihren Mund darauf.

Erschrocken hob sie den Kopf wieder. Gottes Sohn! dachte sie, bin ich schon so weit! — Sie gestand sich nun doch, was sie von sich wußte.

„Kann man hinein?" rief Karnatz draußen vor der verschlossenen Tür; er hatte eben geklopft. „Ich komm' nicht allein, Luise Mangold ist auch mit hier. Wichtige Sachen! Bitte, machen Sie auf!"

Maria erhob sich und ging zur Tür, um die trauernde Figur jetzt unbekümmert; es war ihr recht, daß man sie sich selbst entriß. Sie schloß auf, Karnatz trat mit Luise ein, aufgeregt, das buschige Haar noch mehr als sonst gesträubt. „Hören Sie, Maria, was die da sagt! Hören Sie es, bitte, mal ganz nüchtern, ohne Ihren ewigen Edelmut an!"

„Wie Sie wünschen," erwiderte Maria. „Was gibt's?"

„Luise hat nämlich gestern da unten am Wasser —"

„Bitte!" sagte Luise und trat in ihrer sanften Bestimmtheit vor. „Ich bin also vorgestern wiedergekommen — guten Tag, liebes Fräulein — und hatte gestern da unten mit Ihrer Schwester ein längeres — wichtiges — merkwürdiges Gespräch. Es ging alles gut; es glückte mir, sie zu Gedanken und beinah schon zu Entschlüssen zu bringen, die — — die ich Ihnen ein andermal erzähle."

Maria nickte; durch eine kurze Gebärde sagte sie: fahren Sie nur fort!

„Heut nachmittag, vor einer Stunde, komm' ich wieder zu ihr; sie saß in dem Gartenzimmer an der Terrasse, wo sie so gerne sitzt. Heut ist alles anders!

Wie ich nur anfange, ein Wort vom Gestrigen zu reden: ‚bitte, laß das! laß das!‘ sagt sie, ‚das ist, als sprächst du von meinem Tod!‘ Und da ich 'ne Weile starr bin, dann von was andrem rede, wird sie wieder ruhig; nimmt mich bei der Hand, führt mich auf die Terrasse hinaus, guckt mich mit unheimlich sonderbaren Träumeraugen an. ‚Mir geht so was Dummes im Kopf herum,‘ sagt sie in ihrer rührenden, halb humoristischen Art. ‚Wenn nun einer ein Testament machen will. Das sind ja aber so schwierige, juristische Sachen. Wie macht man das, Luise?‘"

„Hören Sie nur ruhig zu!" rief Karnatz, da Maria sich etwas ungeduldig verwunderte. „Es kommt schon, es kommt schon! — Mir hat sie's eben im Garten erzählt!"

„Ich frag' sie: willst du denn ein Testament machen?" fuhr Luise fort. „Da guckt sie mich wieder so an: ‚ich muß ja!‘ — Wieso mußt du? frag' ich. ‚Nein,‘ sagt sie etwas verwirrt, ‚das war wohl dumm; müssen muß ich nicht. Es geht aber so in mir herum. Es — läßt mir keine Ruhe. Ich hab' wohl auch so ein Gefühl, als — lebt' ich nicht mehr lange . . . Weißt du, nichts Bestimmtes! Nur so ein Gefühl!‘ — Dabei greift sie wieder nach meiner Hand, drückt sie, hält sie krampfhaft fest. Adele, sag' ich, das versteh' ich nicht. Du hast doch, soviel ich weiß, noch nie an ein Testament gedacht. Es war dir immer zuwider, an den Tod zu denken! — ‚Ja,‘ sagt sie, ‚das ist mir's auch. Darum will

ich auch nichts mehr von dem andern hören, von dem Gestrigen. Nein, nein, nein, ich hab' noch nie an ein Testament gedacht! — Aber es ist über mich gekommen, weißt du. Einmal kommt ja alles. Es ist wie im Traum über mich gekommen. Es ist wie — wie Gottes Wille. Bitte, sag mir darüber nichts. Sag mir nur, wie macht man's?'"

„Nun?" fragte Maria. „Und dann?"

„Aber verstehn Sie denn noch nicht?" rief Karnatz aus. „Die da unten! Hermine von Linden! Die ist gestern darüber zugekommen, als die beiden am Wasser sprachen. Die hat gehorcht; und sich dann ihren Vers gemacht. Und hat, um gegen zu wirken, Adele mit Tod und Sterben geängstigt; und hat ihr das mit dem Testament eingegeben —"

„Wozu denn das?" unterbrach ihn Maria. „Euer ewiger Popanz, die Linden. Was hätte sie davon?"

„Was sie davon hätte? Maria! Die Schmarotzerin! Die wird jetzt zur Erbschleicherin! Das geht ganz natürlich zu. Nimm doch einmal Vernunft an, Kind! Mal nicht deine Seele in ihre Seele hinein! — Sie will sie beerben; ja, ja, das will sie. Und will sie von allem losreißen, was sie dabei hindern kann. Und darum hat sie sie wieder hypnotisiert, gestern abend — und ihr eingegeben: Adele Weber wird ihr Testament machen —"

„Karnatz, Sie sind hypnotisiert! Ihr Testament, sagen Sie. Adele sagt zu Fräulein Mangold nur: es ist über mich gekommen, ein Testament zu machen; aber zu wessen Gunsten denn? Davon sagt sie nichts!"

„Erlauben Sie: das wird schon kommen," erwiderte Luise ruhig. Allmählich hob sich dann aber auch ihre Stimme, der heilige Eifer riß sie fort: „Liebes Fräulein, ich kenne sie! Ich hab' sie monatelang in Kufstein, in Meran beobachtet, und dann wieder hier! Sie spinnt langsam, aber doppelt, dreifach. Was sie Ihrer armen Schwester eingibt, gibt sie in Tropfen ein. Gestern abend offenbar nur: ‚du wirst ein Testament machen.' Heut oder morgen, was weiß ich: ‚du wirst deine geliebte Hermine dabei nicht vergessen.' Und dann vielleicht: ‚morgen wird's gemacht!'"

„Und warum glauben Sie, daß sie ihr das in der Hypnose sagt? Daß sie sie gestern abend eingeschläfert hat?"

„Weil ich ja doch auch Adele kenne, liebes, teures Fräulein! Ich hab' sie schon oft nach so einer Hypnose gesehn. Wie sie da blickt und träumt und spricht — und wie das herauskommt, was die ihr im Halbschlaf eingegeben hatte — ohne daß ihre arme wache Seele weiß, was mit ihr geschehn ist — das war immer so, wie's heute war. Das beteur' ich vor Gott, vor der ganzen Welt!"

„Hören Sie, Maria!" rief Karnatz. „Kommen Sie mal aus Ihrer Taubenseele heraus! Seien Sie mal schlangenklug!"

„Ach, ihr beide — —!"

Maria unterbrach sich selbst. Es hatte sie doch erschüttert, wie diese beiden ihre Sache führten, zumal wie Luise Mangold sprach. Sie ging in großer Un-

ruhe durch das Zimmer auf und ab; zwischen Luise und Karnatz blieb sie dann stehn. „Was soll ich denn tun?"

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete Karnatz. „Allein oder auch mit mir, und zwar eh's zu spät ist, also gleich heut abend, in die Höhle des Löwen hineinschleichen und horchen, was da geschieht!"

„Horchen?"

„Ja. Wenn Sie nicht horchen, hören Sie dann was? Gegen so ein Teufelsweib helfen nur Werke der Finsternis!"

„Was sagen Sie, Fräulein?"

Luise zuckte die Achseln: „Ich weiß auch nichts andres. — Wenn's notwendig ist! — Das hab' ich wohl bemerkt, oder erraten, daß, wenn Adele hypnotisiert wird — ob auf ihren Wunsch oder nicht — daß es immer am Abend geschieht; und gewöhnlich im Gartenzimmer, ihrem Lieblingszimmer. Da ließ' sich nun aber jetzt gut horchen, wenn man wollte; das wär' gar nicht schwer! Adele lüftet ja mit Leidenschaft. In diesen milden Tagen sind die Fenster dort immer offen, auch Abends. Darum bleiben auch die Vorhänge offen. Wer auf der Terrasse sitzt, natürlich versteckt, der kann sehn und hören, was im Gartenzimmer vorgeht; — ich glaub' aber, an diese Möglichkeit denkt die Linden nicht, weil Sie nie so spät in den Garten gehn."

„Maria!" sagte Karnatz. „Rechts und links von den Fenstern, da wär' Platz genug. Für zwei. Für Sie und, wenn Sie wollen, für mich!"

„Wann denn?" fragte Maria, in der es „blitzte" (um ein Wort von Karnatz zu brauchen). Meine arme Adele! sagte sie sich plötzlich. Bin ich wirklich blind gewesen? Hab' ich schon was versäumt? Hab' ich zu viel an mich selbst gedacht?

„Wann denn?" gab Karnatz zur Antwort, die aufgeregte Hand im Bart. „Gleich nach dem Abendessen. Sie behalten mich hier. Wir stehn oder sitzen dann auf der Terrasse, bis —"

„Und wenn da heut nichts geschieht?"

„Dann kommen wir morgen wieder."

„Und wenn morgen auch nichts geschieht?"

„Dann alle Tage bis zum Winter!"

„Sie sind doch manchmal wie ein Kind. — — Gut! Ich tu's!"

„Ah, ah! Bravo! — Sie sind doch manchmal ein großes Weib!"

* * *

Luise ging nach einer Weile heim; Karnatz blieb zum Nachtmahl. Es ward dunkel, aber nicht kalt; von Süden her zog weiches Gewölk langsam über die umschleierten Sterne hin. Als Maria und Karnatz vorsichtig schleichend auf die Terrasse kamen, sahen sie im Gartenzimmer die wohlbekannten zwei Lampen brennen, eine auf dem großen Tisch, die andre, grünbeschirmte neben der Chaiselongue, auf der die träg träumende Adele lag. Hermine war nicht zu sehn. Sie erschien aber bald, von ihrem eigenen Zimmer her. Die Arme auf der Brust verschränkt — eigent-

lich 'ne Fürstin, das verfluchte Frauenzimmer! dachte Karnatz — ging sie langsam hin und her, dann zum linken Fenster; dem erschreckenden Karnatz, der daneben kauerte, stand das Herz still. Sie blickte aber nicht hinaus; wenigstens streckte sie den Kopf nicht vor. Sie ging zur Chaiselongue zurück.

Maria schämte sich, so zu lauern und zu horchen; es drückte ihren Stolz. Doch gefiel ihr auch wieder das Gewagte, das Geheimnisvolle; unwillkürlich verschränkte sie auch die Arme; ihre Brauen zuckten. Nur sich nicht verraten! Wozu sich vorbeugen, um zu sehn? Hören war ja genug. Ihr feines Ohr hörte jeden Laut ...

„Na, ist dir gemütlich, Dele?" fragte Herminens Stimme, streichelnd, mütterlich; sie hatte aber auf einmal für Maria einen falschen Klang.

„O ja, süß gemütlich," antwortete die Schwesterstimme. „Ich war nur heut so — wunderlich aufgeregt, und bin danach jetzt so furchtbar faul."

„Darfst ja auch; du ‚hast es' ja. So wohlhabende Leute dürfen faul sein."

„O Gott, nein, sag das nicht! Wohlhabende Leute haben soziale Pflichten. Ich sollt' ganz anders leben, als ich die Zeit her tu'. Für die Mitmenschen, Hermine! — Ich hab's ja auch lang' getan; da genoß ich die allgemeine Achtung, weißt du. ‚Frau Adele Weber', das klang ordentlich nach was. Und jetzt lieg' ich da und tu' nichts!"

„Leb du nur jetzt für deine Gesundheit, mein Herz," tröstete Hermine. „Dann kommen auch

wieder die Mitmenschen dran! — Wenn du nur ein bißchen druseln könntest."

„Jetzt schon?"

„Warum nicht?"

Hermine schien Adele am Kopf zu krauen, was sie so gern hatte, denn Adele stieß ein paar sanft behagliche, wohlige Laute aus. „Was machst du?" fragte sie etwas später, offenbar verwundert, aber wie schon halb im Traum.

Maria beugte nun doch den Kopf wieder vor und spähte, ebenso wie Karnatz am andern Fenster. Es war auch zur rechten Zeit. Ein Ruck ging durch Marias Glieder: die große Gestalt der Hermine, das Gesicht von dem Lampenschirm grünlich angeleuchtet, stand jenseits der Chaiselongue über die ausgestreckte Adele gebeugt und strich langsam mit den großen weißen Händen von oben nach unten über deren Gesicht. Dabei war ihr Blick fest und starr auf Adelens Augen geheftet; ein kalter, ein Schlangenblick, wie es der schauernden Maria erschien. So hatte sie einmal eine zaubernde Medea gemalt gesehn. Ein verzehrender Raubtierblick ... Plötzlich war ihr letzter Glaube an Hermine weg. „Nein, nein," flüsterten ihre Lippen lautlos.

Adelens Augen hatten sich geschlossen; das Krauen, dann das Streichen, der Blick hatten sie offenbar, wie sie sollten, in Traumschlaf gelullt. Hermine begann ein wenig zu lächeln; es war, wie wenn sie sich nun vorbereitete, gut und hold zu sprechen. „Das ist meine süße Adele!" fing sie darauf an. „Meine Adele hat

nicht vergessen, was sie heute wollte. Sie wollte daran denken, daß doch alles einmal ein Ende nimmt und daß so ein armes Menschenherz gut tut, beizeiten sein Testament zu machen. Das hat sie nicht vergessen; o nein."

Die arme Träumende schüttelte langsam den Kopf. „O nein," antwortete sie nach einer Weile, wie wenn sie die Worte oder auch den Entschluß zum Reden gesucht hätte. „Aber —"

„Aber da sind Schwierigkeiten," sprach für sie Hermine fort. „Ach, die tun aber nichts. Meine Herzensadele wird zum Doktor Krämer gehn, den sie kennt; der wird ihr alles sagen, der wird ihr helfen, das Testament zu machen. Morgen wird sie zu ihm gehn. — Morgen, nicht wahr, wird sie zu ihm gehn."

Adele bewegte den Kopf, auch die beiden Hände.

„Und dann wird sie denken: meine Hermine hat mich in ihrem Testament zu ihrer Erbin eingesetzt! Ach, die hat nicht viel. Aber sie hat's doch getan! Ich hab' so viel mehr; ich will ihr nicht alles vermachen, das wär' viel zu viel. Aber weil sie meine Hermine ist, meine Treueste, meine Helferin, meine Allerbeste, so will ich ihr auch in meinem letzten Willen recht von Herzen zeigen, wie ich von ihr denke! — Und die süße Adele wird —"

„Was ist?" unterbrach sie sich. Ihre Stimme ward schreckhaft laut: „Wer steigt da herein?"

Maria, die sich nicht länger hielt, hatte sich mit ihrer Turnerkraft aufs Fensterbrett und dann ins Zimmer hineingeschwungen; mit ein paar Schritten

stand sie vor Hermine. „Ich bin's," sagte sie, zuerst kaum ihrer Stimme mächtig. „Adelens Schwester ist hereingestiegen. Das ist also Ihre Freundschaft, Ihre Liebe, Ihre Anbetung für meine Schwester. Ihr Geld wollen Sie! — Bitte, keine stolzen Grimassen mehr. Ich hab' da draußen alles gehört. Meine arme Adele, wach doch wieder auf! Wach doch auf, Adele!"

Sie warf sich fast über die Schläferin hin und rüttelte sie, da sie nicht erwachte.

Hermine sah, wie es stand; sie sah nun auch Karnatz hereinsteigen, ungeschickt und langsam. In der ersten Überraschung gab sie alles verloren; ein wilder Versuch, hohnzulächeln, verzerrte ihr erblaßtes Gesicht. „Das ist ja eine ganze Intrigue!" sagte sie, um doch nicht zu schweigen. „Kommt nicht auch die Mangold noch? Die hat doch offenbar diesen Überfall angestiftet. Nur herein, herein!"

Sie winkte mit der Hand zum Fenster hin. Dann irrte aber ihr Blick im Zimmer herum, als dächte sie: was nun tun?

„Es ist niemand mehr draußen," erwiderte Maria; „bitte, strengen Sie Ihre Stimme nicht an. Zwei Zeugen genügen ja auch, der und ich. Wir haben gehört, gesehn, was Sie sich erdreisten mit meiner armen Schwester zu treiben ... Gott sei Dank, das ist nun vorbei! Ihre Rolle in diesem Haus ist ausgespielt! Morgen um diese Zeit sind Sie fort!"

Morgen bin ich fort? fuhr durch Hermines Kopf. Sie hatte ein Gefühl von Ohnmacht, das sie nicht

ertrug; sie rieb sich mit den Fingernägeln beinahe die Handflächen blutig; dann ward ihr fliegender Blick an Adele fest. Die lag noch unbewußt da, mit unruhigen, aber doch wie gelähmten Gliedern. Die hab' ich noch! dachte sie wieder, gegen ihre gräßliche Betäubung kämpfend. Nein, noch ist nicht alles verloren. Nein, nein, so nicht gehn!

Eine verzweifelte Verwegenheit gab ihr die Kraft zu lächeln; nun aber auch hochmütig, hochmütig, dachte sie, ganz von oben herab! — „Ich muß Ihnen nur bemerken, Fräulein Maria," sagte sie so vornehm kalt, wie ihre zuerst noch unsichere Kehle es hergab, „daß Sie sich im Stockwerk irren. Sie wohnen eine Treppe höher. Hier wohnt Ihre Schwester. Zu kommandieren haben Sie hier nichts!"

„Ich hab' nichts —?"

Karnatz fiel der Maria empört in die Rede: „So wagen Sie zu Maria Merker zu sprechen?"

Hermine warf einen vernichtenden Blick auf ihn: „Bitte, wer sind Sie? — Fräulein Maria, mit andern Worten: ich bin nicht bei Ihnen, sondern bei Adele Weber zu Gast. Sobald die mich nicht mehr will, geh' ich fort. Solang' die mich will, und solang' ich will, solang' bleib' ich hier!"

Sie beugte sich wieder über Adele, streckte die Hand aus und erweckte sie. Als sie sah, Adelens Augen und Sinne waren wach geworden, lächelte sie sie schmerzlich an: „Hast du gehört, was mir geschieht? Diese beiden da haben aus Neugier auf der Terrasse gehorcht, haben mich von unsern Testa-

menten zu dir sprechen hören, und daß ich dir alles vermache, und daß du deiner Hermine wohl auch etwas vermachen wirst. Wie Freundinnen wie wir miteinander sprechen! Die brechen nun aber herein: ich ‚erbschleiche‘ hier —“

Maria, mit glühenden Wangen, fiel ihr ins Wort: „Bitte, erzählen Sie, wie es ist! Sie haben sie hypnotisiert! Sie haben ihr in diesem Zustand gesagt, daß sie in ihrem letzten Willen an Sie denken soll!“

„Hab' ich das nicht erzählt?“ entgegnete Hermine; sie hatte wieder ihr kaltes Blut. „Ich dächte doch, grade das hätte ich erzählt! — Aber lassen Sie nur, regen Sie sich nicht auf. Ich bleib' Ihnen nicht im Weg! Ich wollte nur Adelen sagen — — Übrigens, Adele verkennt mich nicht. Die weiß, wer ich bin! Wenn ich sie hypnotisiere, das weiß sie, tu' ich's nur ihr zuliebe und zu ihrem Besten; erbschleichen tut eine Gräbnitz nicht. Aber weg aus diesem Haus! Weg aus diesem Haus! Hier bleibt auch eine Gräbnitz nicht!“

„Um Gottes willen! Hermine!“ stammelte Adele. Sie begriff noch immer nicht recht, was geschehn war; wenn sie auch in ihrem Halbschlaf Stimmen und Worte gehört hatte. Sie starrte die Freundin, dann die Schwester an, beide Mal hilflos flehend.

„Nein, meine arme Adele, nein, hier bleib' ich nicht! Ein Haus, wo man so von mir denkt, und so zu mir spricht, da ertrüg' ich das Leben nicht! Du und ich, wir müssen uns ja darum doch nicht

ganz verlieren; die Welt ist ja groß genug. Aber seien Sie ruhig, Fräulein Maria. Morgen bin ich fort!"

„Hermine!" rief Adele.

„Bitte, laß, mein Herz. — Ich geb' Ihnen hiermit mein Wort, Fräulein Maria: morgen um diese Zeit bin ich fort! — Das wird Ihnen genügen, denk' ich. Am Pranger möcht' ich hier nun aber nicht mehr stehn. Und diese letzte Nacht möcht' ich Ruhe haben. Auch Ihre Schwester braucht Ruhe; sie sieht ja aus wie ein Geist. Also haben Sie die Gewogenheit und lassen Sie uns jetzt allein!"

Maria nickte kalt, ein kurzes Lächeln des Siegs unterdrückend. Sie wollte sprechen, Karnatz kam ihr aber zuvor. „Erlauben Sie!" sagte er aufgeregt, bedenklich. „Frau Adele sollte —"

„Sie haben hier nicht zu reden!" unterbrach ihn Hermine mit so erbarmungslosem Hochmut, daß in Karnatz' Gesicht kein Blutstropfen blieb. „Ich spreche nur mit dieser Dame, die weiß, was sich gegen Damen gebührt."

Maria, die für den armen Karnatz errötete, nahm sich mit aller Macht zusammen: „Gut! Ich nehm' Sie also beim Wort. Also auf Nichtwiedersehn! — Karnatz, kommen Sie!"

Sie zog ihn durch einen entschiedenen Blick mit fort und ging aus der Tür.

* * *

Am nächsten Morgen, gegen zwölf Uhr, trat

Adolar bei Herminen ein; sie stand über einen Koffer gebeugt, der schon fast gefüllt schien, in den sie noch einige Kleidungsstücke legte. „Was machst du da?“ fragte er verwundert. „Guten Morgen, da bin ich wieder. — Willst du denn verreisen?“

„Hat dir jemand gesagt,“ fragte sie vorsichtig zurück, „daß ich verreisen will?“

„Nein, kein Mensch. Ich komm' eben an. Ich dachte nur, weil du packst —“

„Also guten Tag, Adolar!“ Sie gab ihm die Hand. „Nein, ich packe nicht; ich hab' nur einmal Ordnung gemacht. Du weißt, bei mir liegt gewöhnlich so viel herum, daß es 'ne Schande ist. — Du bist also wieder da?“

Er setzte sich behaglich: „Ja, diese dummen Geschäfte sind abgemacht! Vorbereitungen für das neue Leben —“

„Bitte, nicht so laut; du hast eine so metallene Kraftstimme. Nebenan liegt Adele in den Kleidern auf ihrem Bett; sie hat ihr altes, böses Kopfweh. Wenn wir so summen, wie ich jetzt, das tut ihr nichts, das hört sie nicht.“

Adolar dämpfte seine Stimme: „Also summen wir! — Kopfweh! Ich weiß nicht, was das ist. Wohl eigens für euch Frauen erfunden. — Ja, mit den Vorbereitungen bin ich nun ziemlich fertig. In acht Tagen, denk' ich, geht's nach Kiel!“

„Zur Marine.“

„Ja. Ich fang' so ziemlich von vorne an. Das tut nichts. Ich will nun mal durch!“

„Das war ein gutes Gräbnitzsches Wort," versetzte Hermine, die den Koffer geschlossen hatte und einen Blick im Zimmer umherwarf, wie wenn sie sich der neuen Ordnung freute. „Weißt du, das hast du von deinem Vater, der sagte es so gern: ich will durch!"

Er nickte.

Hermine machte einen Schrank zu, der noch offen stand; dabei brauchte sie ihm ihr Gesicht nicht zu zeigen, auf dem ihre inneren, wütenden, racheglühenden Gefühle einen Ausweg suchten. Sie hatte in der Nacht nicht eine Stunde geschlafen; Haß und Vergeltungsdrang hatten sie hin und her gewälzt. Luise Mangold, die „Intrigantin" — — doch was war ihr die Mangold jetzt. Sie verachtete dieses Insekt, diese Motte. Aber Maria Merker! Die hochfahrende, stolze, so vernichtend mit den schwarzen Augen blitzende Person; die gewagt hatte, ihr ins Gesicht zu rufen: „Ihre Rolle in diesem Haus ist nun ausgespielt! Morgen um diese Zeit sind Sie fort!" — Hermine lächelte ingrimmig; fort, dachte sie, ja, aber anders als du denkst! — Aber ohne mich an dir zu rächen? Was? Kann ich dir nichts tun?

Sie hörte hinter sich Adolar, der sich räusperte. Ein guter Gedanke, wie es ihr schien, fuhr ihr durch den Kopf. Ihr war, als würd' ihr schon bei dem Gedanken ein wenig besser zu Mut. Das ließ sich versuchen! wenigstens versuchen! — Geschwind entschlossen, nach ihrer Art, drehte sie sich herum.

„Ja," setzte sie ihre Rede fort, wie wenn sie daran

weitergedacht hätte, „ich seh' deinen Vater, wie er sich einmal über eine Willensschwäche an dir geärgert hatte — du warst noch ein junger Bengel, wild genug, aber manchmal wohl zu flatterhaft — und wie er sich vor dich hinstellte und sagte: ‚Junge, merk dir das, gewöhn dir diesen Kernspruch an: ich will durch!' — Du hast doch viel von deinem Vater. — Also in acht Tagen fort?"

„Wahrscheinlich," antwortete Adolar.

„Du, das tut mir eigentlich furchtbar leid; es war so 'ne schöne Zeit mit dir. — Es tut wohl auch einer andern leid."

„Wem denn?"

„Na, das brauch' ich wohl nicht zu sagen. Sie wohnt nicht sehr weit von hier! — Etwas wundern muß ich mich doch. Wird dir's gar nicht schwer?"

Er war plötzlich ernst geworden und runzelte die Stirn. „Das sind — delikate Fragen, Hermine."

„Indiskrete?"

„Man kann auch sagen: indiskrete. — Hast schon einmal so angetippt, wegen derselben jungen Dame; in deinem Hotel damals am Jungfernstieg. Als du in deiner unverfrorenen Weise fragtest: also abgeblitzt?"

Hermine sah ihn gemütlich abbittend an: „Hab' ich dich damals geärgert? Es scheint so, da du das dumme Wort behalten hast. Nimm's mir nicht mehr übel, Vetter. Die Zunge sitzt mir wohl manchmal zu lose; aber das ‚schwarze Herz' ist gut."

„Das weiß ich ja. Wenn man dir nichts tut, dann sehr gut."

„Ach nein, eigentlich ganz überwiegend gut! — Ich weiß übrigens auch noch ein Wort, das du damals sagtest; das ist mir später, als ich dieses Mädchen kennen lernte, wieder eingefallen. ‚Die ist ein Kraftmensch,‘ sagtest du; ‚eigentlich ein ganz famoses Geschöpf. Die hätt' in mir einen Herrn gehabt, und den will sie nicht!‘“

„Warum erzählst du mir das?“ fragte er, die Ellbogen gegen die Lehnen seines Stuhls drückend. Er verlor die frischen Farben aus dem Gesicht.

„Warum? Wohl nur weil ich mir zu erklären suche, wie die Sache möglich ist! Nämlich daß Maria Merker — da wir nun doch schon von ihr sprechen — so 'nem Kraftadonis wie du — — du kamst mir immer so unwiderstehlich vor! Ich dacht' immer: ach, ihr armen Mädels, wie wollt' ihr vor dem bestehn! — Und da war mir das nun ein psychologisches Rätsel —“

Sie hielt, wie in Nachdenken versinkend, inne. Sie schüttelte den Kopf.

Adolar, in all seinem verschlossenen Ernst, lächelte vor sich hin. Er sah sich in jener Frühmorgenstunde mit Maria, sah die Bewunderung, die Bewegung in ihren Augen, ihr weiches Erglühen, als er ihren Arm verband; er hörte ihr heimlich zitterndes „Ich?“ — Was weißt du? dachte er.

„Was für ein psychologisches Rätsel?“ fragte er etwas hochmütig, in gleichsam herausforderndem Ton.

„Na, daß diese Maria so — so ruhig und sicher weiterlebt. Sie war immer nett mit dir, ich hab,

sie ja beobachtet; weiter ging's aber nicht und geht es nicht. Ich muß denken, du hast recht: du bist ihr zu sehr Gewaltsmensch, sie hätt' in dir einen Herrn, und den will sie nicht!"

„Weißt du das gewiß?"

„Daß sie ihn nicht will? — Ich denk' mir: wie Maria ist, so stolz und so frei — wenn du ihr unwiderstehlich gefielst, so würd' sie dir's ganz offen zeigen, wie sie's damals dem Wilfried Lembke gezeigt hat — und es wär' längst geschehn."

„Was denn?"

„Nu! Was denn?"

Adolar biß sich auf die Lippe. Er hörte die Verheißung in diesem „Was denn?" Es war ein frivoler Ton darin, der ihn ansteckte, sein Blut erhitzte. Es war aber wohl auch Verhöhnung drin.

„Ich bitte dich, Hermine, reiz mich nicht!" warf er mit etwas ungelenker Zunge hin.

„Ich würd' dich gewiß nicht reizen, mein guter Junge, wenn Maria dadurch in Gefahr käme. Aber so schlimm sieht dieser Fall ja nicht aus."

„Sieht er nicht so aus?"

„Mein guter Junge, es ist ja doch so! Wilfried Lembke war ihr gefährlich, Adolar von Gräbnitz ist es nicht. Die Geschichte vom vorigen Jahr wiederholt sich; nur daß jetzt nicht einmal ein Nebenbuhler da ist: denn der Lembke ist keiner mehr. Und darum denkst du wohl auch: nur fort, nach Kiel! Verlassen wir das Schlachtfeld als glorieux vaincu!"

„Meinst du?"

„Ich find' es ja sehr vernünftig. Mein guter Junge, du hast ja recht!"

Adolar stotterte fast: „‚Mein guter Junge'. ‚Mein guter Junge'. Dieser gute Junge wird dir zeigen — — das heißt, er könnte dir zeigen—"

„Daß auch ein Napoleon nicht alle Schlachten gewinnt!"

„Daß ich kein Mac Mahon bin!"

„Sonst nicht; aber dieses eine Mal. Du gehst in acht Tagen fort, und Maria Merker bleibt als unbezwungene Festung an der Außenalster zurück!"

Adolar ging durchs Zimmer hin. Zuerst ging er laut; dann fiel ihm wieder ein, daß nebenan eine Dame mit der Weiberkrankheit Migräne lag, und er kam auf möglichst leisen Füßen zurück. Seine Wangen brannten. „Was willst du eigentlich?" fragte er, Herminen in die Augen blickend, aber im Grunde durch sie hindurch: vor ihm stand ein andres Gesicht.

„Was soll ich denn wollen?" erwiderte sie. „Es geht mir nur durch die Gedanken. Es kränkt meinen Gräbnitzstolz, daß dieses schwarzäugige Bürgermädel, das mit einem Wilfried Lembke nach dem Nordkap ging, sich für dich zu gut fühlt —"

„Woher weißt du das, frag' ich dich! Weißt du das gewiß?"

„Ja, mein guter Junge — — Aber das soll ich nicht sagen. Ja, darauf will ich wetten!"

„Wetten?"

„Ja. Ich wette drauf! — Du lächelst. — Aber wie deine Augen glühn. Ärgere ich dich? Ich sag's

nur, weil du früher so gern wettetest. Ja, wenn du mich reizest, dann wett' ich drauf!"

„Auf was?"

„Daß du in diesen acht Tagen auch nicht weiter kommst. Daß du mir nach diesen acht Tagen nicht sagen oder schreiben kannst: ich bin kein Mac Mahon, ich hab' gesiegt!"

„Das ist — — das ist eine furchtbare Herausforderung, weißt du. — Eine ernste Sache ..."

„Du brauchst ja nicht zu wetten, mein Junge, wenn du dich davor scheust."

„Scheuen?" stieß er heraus. „Vor was? — Vor der Wette nicht!"

„Ich gewiß nicht. Ich wette gleich! Fünfhundert Mark; die hab' ich jetzt, hab' sie in dieser langen Zeit erspart. Gewinn' ich, so bin ich dir nichts mehr schuldig. Verlier' ich, so kriegst du meine fünfhundert Mark!"

Adolar bewegte den Arm etwas verächtlich, wobei dieser leise zitterte: „Ach, deine fünfhundert Mark. — Aber wetten will ich. Du siehst mir zu höhnisch, zu frech ins Gesicht. Ja, ich wette! Ich wette! Um dir denn doch zu zeigen, daß —"

Er sprach nicht zu Ende. Er sah sie nur an; auf seinem durchglühten, vom Blut durchschimmerten Gesicht stand wie hingeschrieben: ich bin noch der Kraftadonis! der Adolar von Gräbnitz! Und ich will durch! Und du wirst's erleben!

„Armer Adolar!" Sie lächelte ihn an. „So gut wie gewonnen!"

Er antwortete nicht mehr. Mit einer stummen Abschiedsbewegung wandte er sich seitwärts; was er fühlte oder dachte, konnte sie nicht mehr sehn. Er nahm seinen Hut und ging zur Tür.

Jetzt durchfuhr sie: Er war noch nicht oben, er will wohl hinauf! — Da würd' sie ihm wahrscheinlich erzählen, was hier gestern abend geschehen ist. — Nein, nein, heut noch nicht!

„Willst du nach oben?" fragte sie rasch. „Das wär' nutzlos: Maria nimmt heut niemand an, sie liegt mit starker Migräne im Bett."

„Was! Die auch?"

„Ja; tragikomisch! Ich hör' aber, das haben die beiden Schwestern schon mehrmals erlebt. — Also Geduld bis morgen. Leb wohl!"

Er murmelte auch so etwas und ging.

Eine starke Spannung — Freude, Ungewißheit, Erwartung, Rachlust — zog langsam über Herminens Gesicht. — Morgen wird er merken, dachte sie, daß ich ihn eben angelogen hab'. Na, das tut dann nichts. Er wird dann schon wissen, warum!

Sie horchte, bis sie, ums Haus herum, seine lauten, kräftigen Schritte auf der Straße hörte. Mit tiefem Atemholen, das in einem triumphierenden Lächeln endete, ging sie in das Nebenzimmer, wo Adele in allen Kleidern auf der Decke ihres Bettes lag.

„Wie geht's meiner Geliebten?" fragte Hermine vom Fußende des Bettes her. „Nimmt das Wehweh schon ab?"

„Ach, es ist ja nichts Ordentliches," antwortete

Adele, sich zu einer Art von Heiterkeit zwingend; sie lag sonst in Wehmut versunken da. „Wir tun ja nur so."

„Na, es war doch etwas dran! — Es wird aber doch unterwegs nicht schlimmer werden? Meine Geliebte fürchtet sich vor der Reise nicht?"

„Nein, ich schwör' dir's, Hermine. Ich fühl' ja so deutlich, so tief: es muß sein! Da kommen sie gar nicht, diese albernen, trivialen Beängstigungen und all das dumme Zeug im Kopf."

„Ich sag's immer: über dich herrliches Geschöpf geht nichts! — Wenn du an mich glaubst, lach' ich über alles! — Nun will ich aber fertig packen."

Sie trat an einen halbvollen Koffer, der neben Adelens Kleiderschrank stand. Adele sah ihr nach, schaute zu, seufzte leise, unbewußt. Dann drehte sie sich zur Wand. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß die andre alles tat und sie nur so lebte. Unlust, Schwermut, Widerwille, Lebensmüdigkeit drückten ihr die Brust.

Ihr war aber auf die Seele gebunden, sie wußte nicht wie — doch es mußte sein —: heut fahr' ich mit Hermine fort!

Viertes Buch

Es war wiederum Mittag geworden; Adolar trat wieder in die Villa Maria, diesmal stieg er aber die Treppe hinan. Frida, das Hausmädchen, öffnete, mit einem auffallend bestürzten Gesicht. Die Tür, die vom Vorplatz in den Salon führte, stand offen; Adolar hörte lebhaft sprechen. Karnatz kam von dort, um die Tür zu schließen; als er aber Adolar sah, begrüßte er ihn stumm, mit aufgeregt finsterem Gesicht, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Salon hinein. „Sie können ja nichts dafür," sagte er, als sie über die Schwelle traten. „Aber hören Sie, was es gibt!"

Auf dem Sofa im Salon saß Maria, in eine Ecke gelehnt, blaß, die Wangen schwach gerötet; es schien, daß sie geweint hatte. Wilfried saß auf einem Stuhl, die Hände auf den Knieen; Luise Mangold stand neben ihm. Sie sprach, mit ihrer gleichmäßigen, festen Stimme; Wilfried schüttelte den Kopf. Jetzt sahen sie Adolar und begrüßten ihn.

„Sie kommen in ein Unglückshaus!" nahm Maria das Wort. „Wir sind ganz verstört. Meine Schwester ist heimlich fort; mit Ihrer Cousine. Karnatz mag Ihnen später erzählen, warum. Sie sind fort, und

wir wissen nicht, wohin! Und ich sag' mir, ich in meiner Torheit bin daran schuld!"

„Das dürfen Sie nicht sagen," fuhr aus dem grimmigen Karnatz heraus, der ruhelos durchs Zimmer ging.

„Haben Sie mir nicht vorhin selber vorgeworfen, Karnatz —"

„Da war ich ein dummer Kerl!"

„O nein, leider nicht. Hätt' ich's nicht so einfältig wörtlich genommen, als Hermine sagte: morgen um diese Zeit bin ich fort — hätt' ich sie gleich von Adele getrennt, Adele zu mir hinaufgenommen —"

„Wär' die auch mitgegangen?" rief Karnatz.

Maria legte sich die blassen Hände an die Ohren: „Bitte, schreien Sie nicht, Sie machen mich nervös. — Es ist nun nicht zu ändern. Mein Gott!"

„Verzeihen Sie," sagte Adolar, „ich verstehe nicht. Es scheint nur, daß meine Cousine —"

Karnatz nickte ihm finster zu: „Ja, die hat einen — genialen Streich gemacht! Sie hat ihre letzte Nacht in diesem Haus benutzt, Gott weiß wie, und hat Frau Adele beredet, mit ihr durchzugehn! Die war gestern unsichtbar: ‚Migräne'. So gegen zwei Uhr Nachmittags fährt Ihre Cousine mit einem Haufen von Koffern ab. Wir sahen es von den Fenstern aus. Zu zärtlichem Abschiednehmen war keine Veranlassung! — ‚Also morgen sehn wir Adele wieder', sagen wir uns und freuen uns; ‚dann kommt sie hoffentlich bald zur Vernunft!' — Jawohl! Heut morgen, als Maria hinunterschickt, nach Adele fragen läßt, ist die Woh-

nung leer. Auf ihrem Bett liegt ein Briefchen: ‚Ohne mich geht Hermine nicht fort. Ich reise mit ihr ab. Lebt wohl!'"

Adolar stand gequält, mit gesenkten Schultern da. „Fräulein Maria, mir ist greulich zu Mut. Was soll ich da sagen? Daß eine meiner Blutsverwandten —"

„Sie können ja nichts dafür," rief Karnatz, „daß in Ihrer Verwandtschaft so 'ne Giftschlange ist!"

Es zuckte in Adolars Gliedern; er zwang sich aber, über den groben Musikanten zu lächeln. Er lenkte ab, sah die Damen an: „Ich versteh' nur nicht: die beiden reisten doch nicht zusammen ab."

„Nein," erwiderte Luise. „Das haben sie offenbar so gemacht: Frau von Linden hat das Gepäck für beide mitgenommen; Adele ist später heimlich, vielleicht durchs Fenster, hinausgeschlüpft, nur mit Hut und Mantel und Schirm. Sie ist zum nächsten Droschkenhalteplatz gegangen; denn ich hab' vorhin nachgefragt. Ein Kutscher, der sie kennt, hat sie zum Berliner Bahnhof gefahren. Dort hat also Frau von Linden auf sie gewartet; und mit dem nächsten Schnellzug beide nach Berlin!"

„Ja, Sie nehmen das an," entgegnete Wilfried, der tiefverstört zu Boden geblickt hatte; „es ist aber doch nur 'ne Vermutung und weiter nichts."

„Nein, es ist hohe Wahrscheinlichkeit! Ich kenn' doch Adele. Als wir im vorigen Herbst in Kufstein waren, im Gasthof zur Post, mit der Innterrasse — sie nannte sie den hängenden Garten der Semiramis

— da war sie so entzückt, daß sie jeden Morgen und Abend sagte: auf unsrer nächsten Reise ist das unser Erstes: hierher! Und wo sie einmal liebt, ist sie treu. Das zieht sie ja auch jetzt mit Hermine fort . . ."

„Also was sollen wir tun?" versetzte Wilfried. „Ich bin zu allem bereit!"

„Auch nach Kufstein fahren!" antwortete Luise ruhig, als wäre gar kein Zweifel. „Maria und ich und Sie, wenn Sie also wollen. Ich bin wohl notwendig, weil ich dort Bescheid weiß und alle Wünsche und Wege von Adele kenne. Mit dem Nachmittagsschnellzug fahren wir hier ab; mit dem Nord-Süd-Expreß fahren wir von Berlin heut abend elf Uhr fünfundvierzig weiter. Morgen vormittag nach elf sind wir schon in Kufstein!"

„Vor Ihren Kenntnissen alle Achtung," erwiderte Wilfried mit einem matten, unvergnügten Lächeln. „Also die Reise ins Blaue. Gut, fahren wir ab!"

„Na, und ich?" murrte Karnatz, der endlich einmal stehen blieb. „Wenn Sie so wenig Vertrauen haben, Wilfried — das heißt: du! verzeih, mein Alter! — so laß mich statt deiner!"

Wilfried schüttelte heftig den Kopf: „Nein, es kommt mir zu. Ich begleite, beschütze die Damen. Da es sich um die Linden handelt, muß ein Mann dabei sein. Einer ist aber auch genug!"

Karnatz brummte etwas und rannte wieder auf und ab.

Durch Adolars Kopf sauste allerlei. Er sah Maria zwischen diesen aufgeregten Männern in einer er-

greifenden Erstarrung sitzen, in ihrem Schmerz vornehm schön. Er fühlte sich mitleidig und verliebt; sie ging ihm auf die Sinne. Die Wette von gestern fiel ihm ein . . . Nur nicht weit hinausdenken! Das war nicht seine Art. Nur zugreifen, wo's das Schicksal gibt!

„Erlauben Sie, Fräulein Maria," begann er ohne Zaudern. „Ich sehe aus alledem, daß meine Cousine leider — wie soll ich sagen — irgend ein Unrecht begangen haben muß —"

„Ja, das hat sie getan!" sagte Maria.

„Und daß Sie entschlossen sind, Ihrer — entflohenen Schwester nachzureisen —"

„Ja; was denn sonst? Ich will nicht mehr leben, wenn ich sie nicht finde und nicht wiederbringe!"

„Kann ich denn da nicht helfen? ich? Eben weil ich der Vetter bin. Ich fühl' mich mitverantwortlich! Ich könnt' wohl auch auf Hermine einwirken — falls es nötig würde. Sie ist rabiat. Nehmen Sie mich mit!"

Wilfried stand plötzlich, hastig auf. „Nein, wir danken Ihnen. Sie entschuldigen: das Mitgehn ist m e i n e Sache. Rabiat werden kann ich auch. Wie ich schon sagte: Einer ist genug!"

„Sie hören," sagte Maria mit einem erzwungenen Lächeln. „Er hat recht. Wir danken Ihnen. Wir kommen sehr bald wieder, hoff' ich. Erwarten Sie uns lieber h i e r."

Adolar verneigte sich stumm. Wieder „abgeblitzt"? fragte er sich, an das gestrige Gespräch mit Hermine denkend. Er sann ein paar Augenblicke . . .

„Dann ist es also Zeit, daß ich mich empfehle," nahm er endlich resigniert das Wort. „Denn die Herrschaften haben zu tun und ich störe nur. Ich wünsche den allerbesten Erfolg!" — Er wandte sich an Luise: „Sie fahren mit dem D-Zug heute nachmittag?"

„Vier Uhr vierundvierzig."

„Aber, bitte, keinen Bahnhofsabschied!" rief Maria, die sich erhob. „Wir trennen uns *hier*!"

Adolar verneigte sich wieder. Er nahm Abschied und ging. Karnatz ging ihm nach, um ihm die ganze Geschichte von der Giftschlange zu erzählen.

Eine Weile hörte ihn Maria noch auf dem Vorplatz sprechen; dann ward es dort still. Sie staunte, was für ein Doppelwesen sie jetzt eben war: sie freute sich, daß Adolar nicht mitreiste, daß er verschwunden war, sie freute sich mit aller Gewalt; und es tat ihr doch schmerzhaft leid. Um beides loszuwerden, Schmerz und Freude, stürzte sie sich in die Tätigkeit, ging sich rüsten und packen. Luise wollte ihr helfen, sie jagte sie hinaus: „ich will's *selber* tun! Ich bin nicht Adele!"

Am Nachmittag, wie es beschlossen war, fuhren sie ab. Es war der letzte Maitag, aber nicht der schönste; drückende Schwüle hatte sich in Regen aufgelöst, es regnete den ganzen Abend und die halbe Nacht. Erst als sie am Morgen nach München kamen, fuhren sie in einen sonnigen, heiteren Tag hinein; und als sie das Inntal erreichten, das zwischen die hohen Berge trat, sahen sie keine Wolke mehr. Auf

der alten Festung von Kufstein, die über die Tiroler Grenze noch ins Bayerische schaut, lag der Himmel wie ein blauer Mantel. Die besonnten Waldberge und Felsenhöhen, die Auge und Herz nach oben lockten, lagen ringsumher. „Ach, werden wir sie hier finden?“ seufzte Maria, die Luisen und Wilfried gegenübersaß. Ihre Seele war etwas lahm geworden, sie hatte in der Nacht so wenig geschlafen.

Luise nickte getrost. Das kann nie schaden! war ihr alter Grundsatz. Mut machen ist immer gut!

Sie stiegen auf dem Kufsteiner Bahnhof aus, ließen ihre Koffer im Zollamt revidieren und gingen die wenigen Schritte zur Stadt. Über die Brücke wandernd, unter der die bläulichen Fluten des Inn dahinrauschten, sahen sie schon den roten Gasthof zur Post, mit der langen Terrasse, die aus dem Strom aufstieg. Sie spähten, ob sie auf der Terrasse oder an den Fenstern die Flüchtlinge entdecken möchten; es war aber nichts zu sehen. Dagegen erstaunten sie, Maria bis zum Erschrecken, als sie näherkamen: vor der Tür des Gasthofs stand eine hohe Gestalt, Adolar von Gräbnitz, zog den Hut und verneigte sich.

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein Maria,“ sagte er, eh einer von den dreien Worte fand; „ja, ich bin schon hier! Ich war natürlich entschlossen, Ihnen zu gehorchen und in Hamburg zu bleiben; aber — es ging mir denn doch gegen die ganze Natur. Ich, Herminens Vetter! Ich kam mir vor wie ein Mitschuldiger! Was hat diese Frau getan, großer Gott! — Nein, ich muß Ihnen jeden Augenblick und für jeden

Fall zur Verfügung stehn. Ich bin mit denselben Zügen gefahren wie Sie. Aber ganz versteckt. Wollte Sie nicht stören. Bin dann eben hier auf dem Bahnhof herausgesprungen und sogleich zur Stadt gegangen; mein Koffer kann im Zollamt warten. Ich wollte vor Ihnen — — Aber Sie zürnen mir nicht? Sie geben zu, ich hab' recht?"

„Das weiß ich nicht so geschwind," versetzte Maria, die wieder, wie bei dem Abschied in Hamburg, zwischen streitenden Gefühlen stand, sich wie doppelt fühlte. „Aber — Sie sind also schon eine Weile da. Haben Sie Adele gesehn?"

Adolar zuckte schmerzlich mit den Achseln und schüttelte den Kopf. „Die sind gar nicht hier! Das Haus ist noch beinahe leer. Zwei Herren aus München. Keine Dame."

„Sie sind gar nicht hier!" rief Wilfried; sein übernächtiges Gesicht verzog sich. „Fräulein Luise! Hören Sie?"

Luise stand betroffen und schwieg.

„Nicht hier!" sagte Maria, die tapfer gegen ihr Erschrecken kämpfte. „Wir — werden sie also erwarten. Sie werden kommen."

„Das glaub' ich nun nicht mehr," versetzte Luise. „Das wär' nicht Adelisch. Sie fährt immer, wenn's sein kann, ohne Aufenthalt durch."

Wilfried stellte sich vor sie hin: „Was glauben Sie denn? Was wird nun aus uns? Wo jagen wir nun hin?"

Luise antwortete nicht; sie warf ihre Umhänge-

tasche nach rückwärts und ging in den Gasthof zur Post hinein.

„Was hab' ich dir gesagt?" sprach Wilfried weiter, jetzt zu Maria. „Die Reise ins Blaue!"

Adolar lächelte. Maria gefiel dieses frische, unternehmende, unverzagte Lächeln; Wilfried als mißvergnügtes Opferlamm mißfiel ihr sehr. „Man kann es ja auch die Reise ins Grüne nennen," erwiderte sie. „Schau doch nur die Waldberge an und das schöne Tal. Und dieser herrliche Fluß!"

Sie trat auf die Brücke zurück und ging auf und ab; die Männer hinter ihr her.

Nach einer Weile kam Luise wieder, mit ihrem ruhig klugen Gesicht. „Ich hab' mit dem Wirt gesprochen. Nein, sie sind nicht da und waren auch noch nicht da; haben sich auch nicht angemeldet. Er hat mir aber gesagt, was ich mir schon dachte: es gehn jetzt mehrere Züge von Jenbach zum Achensee, da heut der erste Juni ist."

„Was und wo ist Jenbach?" fragte Maria.

Luise wies talauf. „Eine Station an dieser Bahn. Von da geht 'ne Bergbahn zum Achensee hinauf; fährt dreiviertel Stunden."

Es zuckte in Wilfrieds Wangen. „Ich weiß!" sagte er. „Ein sehr schöner See. Aber — sollen wir da hin?"

„Ich denke! Wenn Adele nicht hier ist, dann ist sie gleich weitergefahren; und höchst wahrscheinlich zum Achensee! Den haben wir damals von hier aus besucht, dreimal; sie war ganz entzückt. Den will sie

‚durchaus wiedersehn'. Ich möcht' wetten, da finden wir sie!"

„Das wird eine Wildegänsejagd!" rief Wilfried. „Jetzt auf einmal zum Achensee!"

„In nicht drei Stunden ist man dort. Für mich der schönste See. Wollen Sie hier bleiben und gar nichts tun? Wir wollen ja doch Adele befreien —"

„Ja, ja, liebes Fräulein Luise!" fiel Maria ein. „Wir haben uns Ihnen als Führer übergeben. Also was sollen wir tun?"

„Mich jetzt vorausfahren lassen," erwiderte Luise; „mit dem nächsten Zug. Ich meine, es ist besser so: ich such' sie ganz verstohlen, allein. Die Linden ist so klug! Weiß ich erst, wo sie sind, dann ist's gut; dann wart' ich irgendwo, aber so, daß sie mir nicht entgehen können, und mach' meinen Angriff erst, wenn Sie schon in der Nähe sind. Gegessen haben wir eben im Zug. Mit meinem Handtäschchen da bin ich reisefertig. Ihr drei kommt mir nach!"

Wilfried blickte gen Himmel. „Aber w o h i n, wenn ich fragen darf?"

„Zum Ende der Bergbahn, am Achensee. Buchau heißt es dort. Da blieb Adele am liebsten, obgleich's nur ein einfaches Wirtshaus ist; die großen Hotels weiterhin am See waren ihr zu laut und zu zivilisiert. Also im Buchauer Wirtshaus, hoff' ich, find' ich sie und finden Sie mich. Bin ich aber nicht mehr dort, wenn Sie kommen, so müssen Sie mir über den See hinüber nach, zum ‚Fürstenhaus' in der Pertisau. Da ist sie dann gewiß!"

„Gewiß!“ sprach Wilfried ihr nach. „Ihre Sicherheit ist beneidenswert. Aber da Maria Ihnen zunickt — gut. In des Teufels Namen nur zu!“

„Sie könnten auch sagen: in Gottes Namen,“ entgegnete Luise. „Ich halt' mich also hier nicht weiter auf; hätt' auch keine Ruhe. Sie fahren mir erst vier Uhr dreiundfünfzig nach: da haben Sie in Jenbach sogleich Anschluß, Umsteigen, in den andern Bergbahnzug. Also auf Wiedersehn in Buchau oder in der Pertisau!“

Luise schulterte ihren Regen- und Sonnenschirm und ging zum Bahnhof zurück.

* * *

„Was fangen wir drei nun an?“ sagte Maria, die noch auf der Brücke stand und den Inn hinauf- und hinuntersah. „Nach diesem Frühstück zu Mittag essen, das könnt' ich nicht. Still auf der Terrasse sitzen — ich hab' so wenig Ruhe in mir, wie Luise. Und wir haben vier, fünf Stunden Zeit!“

„Ich denke, wir lassen den Gasthof stehn,“ antwortete Wilfried, indem er resigniert mit den Achseln zuckte; „lassen unsre Koffer einstweilen ruhig auf dem Bahnhof, und wandern zum Hechtsee hin. Da war ich einmal, von hier aus; eine gute Stunde geht man, oder etwas mehr. Der Weg ist hübsch, und der See liegt recht schön in der Tiefe, zwischen seinen Bergen.“

„In der Tiefe?“ erwiderte Adolar. „Nach oben

hinauf stieg' ich lieber! Aber wenn Fräulein Maria will — und wenn man mich mitnehmen will —"

„Ja, ja, gehn wir; gehn wir!" rief Maria. „Sie natürlich mit, wenn Sie wollen. — Was dies für 'ne Reise ist! Aber ich kehr' nie wieder um — erst Adele haben. Also führ uns zum Hechtsee; vorwärts!"

Sie gingen zum Bahnhof, dann rechts vorbei, und stiegen allmählich am Tierberg hinan. Es dauerte eine gute Weile, bis sie aus der Kultur in die Wälder, in die Einsamkeiten kamen; auch hier war aber ein Verfehlen des Wegs nicht möglich: Wegweiser fanden sich an jeder zweifelhaften Stelle. Auf gepflegten Fußpfaden drangen sie in merkwürdig zerrissenes, zerklüftetes Gelände ein, bald an steilen, waldschattigen Abhängen über tief eingebetteten Wasserfäden hin, bald wieder durch eine besäte Lichtung, endlich durch einen großen Wald zum Hechtsee hinab. Der See hatte schon zwischen den Bäumen geschimmert und gleichsam gerufen. Es war eine ziemlich weite Fläche, rings von Waldbergen überragt, völlig unbewegt, ganz einsam. Sie sahen in diesem Augenblick nichts Lebendiges, als ein paar große Raubvögel, die in der Höhe über dem Wasser ohne Flügelschlag langsame Kreise zogen.

„Nicht wahr, hier ist's recht schön?" fragte Wilfried, indem er sein leicht erhitztes Gesicht mit dem Taschentuch trocknete.

„Zahm," antwortete Adolar. „Und dann — wissen Sie — der Weg hierher so schauderhaft kultiviert! An jedem fünften Baum 'ne Tafel: meine gebildeten

Herrschaften, hier geht der Weg! — Nur einmal unterwegs wollt' es entschieden Natur werden: als wir an dem hübschen Abgründchen über dem Rinnsal gingen. Da wär' ich gern hinuntergelaufen —"

„Gestürzt!" berichtigte Wilfried.

„Auf den Hacken gelaufen, gesprungen."

„Und wie wären Sie dann wieder hinaufgekommen?"

„Auf demselben Weg!"

„Ach ja," seufzte Maria, „Herr von Gräbnitz hat recht. Ich hatt' eine Sehnsucht, meine Kräfte zu tummeln, um mich etwas loszuwerden. Nun gehn wir hier wie im Park!"

Adolar deutete nach rechts: „Dem ist ja noch abzuhelfen. Gleich der Waldberg da, der so schön hinunterfällt. Zeit haben wir noch genug. Klettern wir da gradeswegs hinauf!"

„Ohne Weg und Steg?" sagte Wilfried.

„Das ist ja grade der Zweck, die Absicht: ohne Weg und Steg!"

„Aber der Berg ist zu steil; Sie rutschen ja hinunter."

„Man hält sich an dem Gezweige fest."

„Sie kommen zwischen den Bäumen nicht vorwärts."

„Das ist ja der Spaß! Man zieht sich an den Ästen hinauf!"

„Nein, da mach' ich nicht mit!" rief Wilfried. „Und Maria auch nicht!"

Maria richtete sich beleidigt auf; Wilfrieds Worte und Ton und Wesen reizten sie schon lange. „Ich

nicht? Warum ich nicht? Ich bin ja doch mündig. Und wenn du das nicht kannst, ich kann's. Ja, ja, ja, das wird mir gut tun; den Berg da hinauf!"

„Bravo!" rief Adolar. „Dort ist die schöne Kultur offenbar zu Ende; ich seh' keine Inschrifttafeln und auch keinen Weg. Hinauf kommen wir aber selbstverständlich; das ist ein Kinderspiel!"

„Du hörst," sagte Maria.

Wilfried lachte auf. „Ich höre!"

„Willst du mit oder nicht?"

„Nein, ich denk' nicht dran."

„Dann auf Wiedersehn!"

Maria ging mit großen Schritten auf den Abhang zu. Adolar folgte ihr.

„Maria!" wollte Wilfried rufen; er biß sich aber auf die Lippe und schwieg. Zum erstenmal fühlte er etwas wie Eifersucht auf Adolar; nur eine unbestimmte, ohne Argwohn — der von allen Musen verlassene „Herkules" war ihm zu gering, für Maria zu unbedeutend — es war aber doch ein wundes Gefühl. Da er sie so stolz und fest neben ihm dahinschreiten, den waldigen Abhang erreichen sah, machte er noch einen letzten Versuch: „Kinderspiel oder nicht!" rief er ihr nach. „Mir scheint, dieses Klettern ist für eine Frau —"

„Eine Frau! Eine Frau!" rief Maria zurück. „Wenn sie's kann, so ist's gut!"

Wilfried war wieder eine Weile still. Sie begann zu steigen, er hob noch einmal die Stimme: „Ich geh' zum Bahnhof zurück!"

„Sehr wohl!“

Seine Schritte entfernten sich. Maria horchte und hörte es. Plötzlich, wie ihr Entschluß gekommen war, kam ihr jetzt ein Schreck; ein Gefühl, wie wenn sie eben aufgehört hätte, das Doppelwesen zu sein, wie wenn die Maria, die sich vor Adolar hütete, bei Wilfried zurückgeblieben wäre und mit dem davonginge. Ein leichter Schwindel legte sich auf ihre Augen. Sie ergriff einen Ast, der vom nächsten Baum herunterhing.

„Was ist?“ fragte Adolar verwundert. „Fühlen Sie sich unsicher? Hier ist's ja noch nicht so steil.“

„Nun also!“ entgegnete sie stolz. „Wie werd' ich mich dann unsicher fühlen. Nein, es war — ein Zufall. Ich freue mich! Ich will hinauf, hinauf!“

Ganz von Trotz erfüllt, gegen Wilfried oder sich selbst oder die ganze Welt, stieg sie weiter, übertrieben geschwind.

Adolar stieg neben ihr; ihm schoß das freudige Blut ins Gesicht. Ein ganz unverhofftes Märchen war in sein Leben gekommen: statt am Hamburger Hafen oder vor den Kriegschiffen in der Kieler Bucht zu stehn, kletterte er einen Tiroler Waldberg hinan, mit Maria Merker allein. Er hörte ihren Atem ... Dieselbe Hermine, mit der er so frech gewettet hatte, durch ihre Abenteuer hatte sie's gemacht, daß er, wenn je, die Wette gewinnen konnte ... Er war an allerlei Märchen mit Frauen gewöhnt, an so eins nicht. Ihm ward vom Übermaß der Freude, der Erregung auch etwas trüb vor den Augen; er stand still.

„Bitte, nicht gar zu rasch," sagte er mit nicht ganz ruhiger Stimme. „Dann ermüden Sie sich zu früh."

„Ja, ja: langsam anfangen!"

Sie stieg bedächtig weiter. Er überwand seine kleine Schwäche, stemmte die Füße fest, schräg in die übermooste Erde und holte sie wie spielend ein. „Das ist doch noch Bewegung!" fing er nach einer Weile mit einer Brust voll Atem an. „Und da ist doch nichts als Mensch, Berg und Wald! — Ich denk' mir, so haben wohl oft die alten Deutschen Bergwälder erstiegen, ohne Wegweiser und Aufschriften, in wildfremdem Land. Ohne Ahnung: wie wird's oben sein? in was für ein Tal guckt man dann hinunter? Und wo bleiben wir diese Nacht? Was für Bestien oder was für Menschen vertreiben uns wohl den Schlaf? — Das war noch der Mühe wert! Das war noch 'ne Bergpartie!"

Maria lachte ein wenig. Sie zog sich jetzt von Ast zu Ast; es war eine besonders steile Strecke. Mit weniger Atem als Adolar erwiderte sie: „Und die Frauen dieser alten Deutschen?"

„Nu, die marschierten denselben Weg! — Sehn Sie, Fräulein Maria, da lebten Mann und Weib wohl oft wirklich so, wie Sie es träumen, oder wie Sie's verlangen: ganz gleich! Wenn sie mitkletterte — so wie wir jetzt — wenn sie mitkämpfte" — er lächelte: „so wie wir neulich, Sie wissen noch!"

„O ja," murmelte sie. „Aber was tat ich dabei?"

„Sie taten das Erste und Beste! — Daran denk'

ich auch, wer weiß wie oft. Wenn Sie sich vorstellen könnten, mit was für Gefühlen der Dankbarkeit — — und was für Namen ich Ihnen dann gebe ..."

Er sah sie nur an; dann stieg er weiter. Sie war unter seinem Blick errötet; sie senkte den Kopf. Nach einem tiefen Atemholen kletterte sie nach.

Endlich fand sie auch wieder Worte: „Ganz gleich! sagten Sie vorhin. So schön war's wohl nicht. Der alte Deutsche, er hat doch auch geherrscht über das Weib!"

„Nun ja — in allerlei Sachen. Ich denk' mir, bald er, bald sie! Wenn die Frau danach war — wenn's die rechte Frau war —"

„Wie denken Sie sich denn die rechte Frau?"

Adolar blieb stehn, mit seinen schönen, jetzt warmen, himmelblauen Augen blickte er stumm an ihr hinunter und wieder zu ihrem Gesicht hinauf. Der Blick sagte unverhohlen, dreist: So wie du! — Maria ward wieder rot. Sie hatte versucht es zu hindern; es war nicht zu halten. Eine Art von Zorn über die Dreistigkeit flog davon wie der kleine Vogel, der eben vorüberschwirrte; eine Welle von Freude ging ihr gleichsam über den Kopf hinweg.

Was soll ich darauf sagen? dachte sie. — Sie sagte nichts. Es fiel ihr nichts ein. Auf einmal war ihr auch, als sei das unnötig und unnütz; als seien sie im Märchenwald, aus der Welt hinaus, als hätten hier all die Weltworte nichts zu sagen und nichts zu bedeuten. Nur Gefühl — Freiheit — Wille ...

„Maria!“ sagte er leise, nach einer tiefen, weltfernen Stille.

Sie zuckte, da er sie nur so beim Namen nannte, und wehrte das durch eine Bewegung ab.

„Wir müssen hinauf!“ sagte sie dann so kühl und so herrisch wie möglich. „Sonst kommen wir zu spät zurück!“ Mit einem wilden Eifer klomm sie wieder aufwärts.

Er fühlte, was da in ihr kämpfte; es sprach aus ihrer Stimme, bewegte sich in ihren Gliedern, flog über ihre Wangen hin. Ihm ward siegesmutig und doch auch beklommen zu Mut; bin ich nicht schlecht? dachte er, von einem reineren Gefühl bedrückt. Was will ich? — Aber nein — nicht so schlecht! Sie ist frei wie ein Mann; kann lassen und tun, was sie will. Und ich lüg' ja nicht, wenn ich ihr von Liebe spreche, oder Liebe blicke. Ich bin ihr ja wirklich gut. Sehr gut ...

Er sah von der Seite hin: ihre herrlich glühenden Wangen jetzt; ihr leuchtendes Aug'; die kraftvolle Anmut, mit der sie sich emporarbeitete, die königliche Gestalt. So schön war sie noch nie! Seine Sinne erglühten wie ihre Wangen. Um die dumme Einrede in seiner Brust zu stillen, sagte er sich, wiederholte er sich: ja, ich liebe sie!

„Werden Sie müde?“ fragte er nach längerem Schweigen, da sie mit dem rechten Arm einen Baum umfaßt hatte und, von ihren eigenen Gefühlen gleichsam durchbohrt, wie Sebastian der Märtyrer von den Pfeilen, den Abhang hinuntersah. „Sie steigen wieder zu rasch!“

„Ja, ich stieg wohl zu rasch. — Müde? Nein. Müde bin ich nicht!"

„Vielleicht rasten wir hier ein paar Augenblicke. — Sie sprachen von der rechten Frau ... Sehn Sie, ich hab' immer, schon früh, von meinem Ideal geträumt; das war immer ein gleichwertiges, freies, stolzes, etwas männlich angehauchtes Weib. Als Knabe dacht' ich eine Zeitlang: die Cousine Hermine! Sie war längst erwachsen, schon Frau von Linden. Sie hatte so was. Aber dann — — es reichte doch nicht! Es fehlte das, was doch auch dazu gehört, das — wie soll ich sagen — das himmlisch Weibliche, Süße, Berückende ..."

Er hatte wieder die Augen auf Maria geheftet; Bewunderung, Verehrung, Zärtlichkeit flogen aus seinem leuchtenden Blick hinüber.

Es verwirrte sie. „Bitte, lassen Sie Hermine," erwiderte sie, um etwas zu sagen. „Sprechen wir jetzt nicht von ihr."

„Ja, ja, ja, ich lasse sie! — Nein, ich muß Ihnen doch noch sagen: ich hab' sie einst knabenhaft angeschwärmt; nun denken Sie sich, was für ein Schlag vor den Kopf, als mir Karnatz erzählte: sie intriguiert sich hinein in Frau Adelens Testament! Eine geborene Gräbnitz! Eine Frau, die vornehme Manieren und auch Gedanken, Gefühle hatte; denn das hatte sie. Und die so gesunken! durch die ewige Sorge ums tägliche Brot so heruntergekommen — pfui Teufel!"

„Bitte, lassen Sie das jetzt," bat Maria wieder. „Es ist jetzt so schön ..."

Sie sah umher, der Himmel war so glänzend blau. Auf dem Nachmittagsdunst der Waldberge lag das glühende Sonnenlicht. Feierliche Stille; nur Holzaxtschläge in einem fernen Wald. Der See war nun schon in silbernder Tiefe unter ihnen. Oben kreisten noch Raubvögel, dieselben oder andre.

„Ja, Sie haben recht," sagte Adolar, sich wieder in ihre Augen versenkend, als spiegelte sich darin die ganze Welt. „Es ist jetzt so schön! — Ich glaub', es war noch nie so schön! — Darum kann ich dieser Frau doch nicht so heftig grollen, wie ich möcht' und sollte: ihr verdank' ich's doch. Diese Stunde — Maria. Ich mit Ihnen in dieser Waldeinsamkeit! Keines Menschen Auge sieht uns; zauberhaft allein —"

„Ja, aber so nicht reden; verstehn Sie. Stören Sie mir diese Stunde nicht. Sonst —" Sie gab sich Mühe, recht natürlich und sicher zu lächeln: „Sonst muß ich mich wieder hinunterstürzen! sogleich!"

„O weh! Dann sag' ich kein Wort mehr!"

„O ja; bitte, reden Sie. Nur nicht s o! — Wir stehn aber schon furchtbar lange still. Wie sagen die Italiener: Avanti Savoia! Vorwärts!"

Sie stieg wieder aufwärts, und wieder hastig. Ihre Kniee fingen an zu ermüden, diese Art zu steigen war ihnen so ungewohnt; sie tat aber, als spüre sie nichts, griff nur um so häufiger nach Ästen, Stämmen, Zweigen und zog sich mit ihren kräftigen Armen empor. Wo ist Wilfried nun? fuhr ihr einmal durch den Kopf. Sie scheuchte das aber wie eine Biene weg. Sie wollte jetzt von ihm und der Welt nichts

wissen, wollte diesen Hochwaldstraum zu Ende träumen. Durch eine ungestüme Bewegung zerbrach sie einen Zweig, an dem sie sich hielt, der wohl etwas morsch war; das abgebrochene Stück fiel nieder und hinter ihr den Abhang hinab.

„Halt!“ rief Adolar und trat rasch heran, als müsse er sie halten. Sie wies ihn aber mit dem ausgestreckten Arm zurück.

„Nicht doch,“ sagte sie.

„Ich dachte, Sie hätten das Gleichgewicht —“

„Ich hab' nichts. Es ist nichts. — Wir sind noch nicht oben. Nur weiter!“

„Stürmen Sie doch nicht so. Der Gipfel läuft nicht fort; wenn wir ihn auch jetzt, in dieser kleinen Mulde, nicht sehn. Die da oben treiben es ruhiger; schauen Sie, das Adlerpaar! Ich glaub', es sind andre als vorhin. Wie majestätisch sie sich in die Höhe schrauben. Sehn Sie, die sind gleich: der Adler und die Adlerin! Die Adlerinnen sind ja sogar größer als die Männer. Das wär' wohl Ihr Ideal? — Oder nicht?“

Er lächelte sie an. Seine schönen Zähne blitzten in der Sonne. Seine gebräunten Wangen glühten, die Stirn erschien desto weißer. Maria staunte heimlich, so wie er vorhin: sie hatte ihn noch nie so schön gesehn.

„Ich will nichts als Gleich und Gleich!“ gab sie nur zur Antwort.

„Wenn's die richtige Adlerin ist, ja, dann will ich's auch! — Sie sind meine Adlerin — — Hören

Sie doch erst, wie ich's meine, was ich sagen will. Sie sind geistig größer als ich; das fühl' ich ja, Das freut mich auch. Weil es mir eine Wonne ist. Sie zu bewundern; weil ich Sie von ganzem Herzen — — Nein, ich kann hier oben im einsamen Wald nicht schweigen; auch nicht von Hamburg und dem Freihafen und der Kunsthalle reden; das halt' ich nicht aus! Ich möchte Gott auf den Knieen für diese Stunde danken. Ich war nie so glücklich. Ja, meine Adlerin! Sie sind größer als ich; vielleicht bin ich stärker als Sie. Das ist Stärke, die den andern auf den Händen trägt; verstehn Sie. Übermacht der Liebe! Nein, nein, verwehren Sie mir das nicht —"

Sie hatte wieder den Arm gegen ihn ausgestreckt, er sollte nicht mehr reden. Darüber verlor sie nun wirklich ihren festen Stand auf dem abschüssigen, zu glatten Erdreich; ihr linker Fuß glitt ab, rutschte weg, sie fiel. Sie stürzte am Abhang hinunter, bis sie mit den vorgreifenden Händen einen Baum erreichte. Den umklammerte sie und hielt sich fest.

„Maria!" rief er und stürzte ihr nach. Er kniete und wollte seine Arme unter sie schieben, um sie vor weiterem Fallen zu schützen; sie stieß ihn aber zurück.

„Rühren Sie mich nicht an!" sagte sie mit fast heiserer, rauher Stimme. „Ich brauch' keine Hilfe. Ich dank' Ihnen. Bin nur ausgeglitten, weil — — In ein paar Minuten müssen wir ja oben sein!"

Sie zog sich am Baum in die Höhe und stand.

Ihre schwarzen Augen betrachteten ihn finster; es nahm sich aus, als sähen sie einen Feind in ihm. Das dauerte aber nur sekundenlang: dann verging es in einem weichen Ermatten des Blicks, den etwas Feuchtes trübte. Sie wandte das Gesicht nach oben, zur Seite, und stieg. Sie kletterte so rastlos, so geschwind sie konnte. Schlangenhaft schwang sie sich zuweilen zwischen den Bäumen durch. Adolar folgte ihr; sie sprachen kein Wort.

Endlich stand sie oben. Es war kein freier Gipfel. Fichten bedeckten ihn ringsherum; nur in der Mitte war etwas Moos gewachsen. Weit ins Land blicken, wie sie gedacht hatte, konnte sie hier nicht. Aber auch das Land da draußen konnte die beiden nicht sehn; sie waren nun wirklich wie aus der Welt.

Tief Atem holend lehnte sie sich sacht an den nächsten Baum. Es freute sie der Sieg, daß sie oben war; ernsthaft lächelte sie. Jetzt sah sie aber, daß Adolar vor ihr niederkniete. „Was machen Sie?" sagte sie. „Stehn Sie auf!"

Er bat mit den Augen und mit den Händen, dann auch mit der Stimme: „Einen Augenblick! Nur Bewunderung. Das haben Sie eben wie eine Heldin gemacht! — Und wie wunderbar — Maria — wie wunderbar stehn Sie nun da. Ja, die Adlerin! — Ich steh' schon auf. Uns hat aber das Schicksal hergeführt; fühlen Sie das nicht auch? Gleich zu Gleich, Maria! Zwei, die füreinander geschaffen sind. Ach, lassen Sie mir die Hand — die beiden Hände. So über der Welt; so weltverschollen. Ihr

Herz schlägt so laut, ich glaub', ich hör' es schlagen. Maria, schlägt es gar nicht für mich?"

Er stand aufrecht; ihre zitternden Hände ließ er nicht mehr los. Auch seine Augen hielten die ihren fest. „Maria!" seufzte er. „Wie lieb' ich Sie!"

Nun endlich lächelte sie selig, ohne Widerstand. „Ja, Gleich zu Gleich!" murmelte sie. Indem er sie leise zog, sank sie an seine Brust.

* * *

An demselben Nachmittag, mehrere Stunden später, saß Adele im Wirtshaus zu Buchau am Fenster; sie saß halb liegend auf drei Stühlen, die ihr Hermine statt des fehlenden Sofas zusammengerückt hatte, und schaute so auf ihren geliebten Achensee hinaus. Das schöne, tiefe Blau des Wassers tat ihren Augen so wohl. Drüben lag die Pertisau, mit den großen Häusern am Ufer; die mächtigen Berge, einige besonders edel geformt, ragten als riesige Schattenwerfer in die Höhe und ließen die Abendsonne schon nicht mehr herein. Auf dem See rührte sich nichts. Es war großer Frieden.

„Ja, ja, du hast recht," sagte Hermine, die hinter ihr auf einem vierten Sessel saß. „Hier in Buchau ist's idyllischer; und der Blick auf den See ist wohl ebenso schön."

Adele, recht geflissentlich mit Inbrunst in das Bild vor ihr versinkend, nickte. „Weißt du, hier ist mir's doch noch lieber als auf der Kufsteiner Terrasse am Inn!"

„Ja, mein Herz; warst ja so gescheit. Gleich durchfahren, an den allerschönsten Platz! — Wenn man nun bedenkt, wie reizend still es hier noch ist, ohne das Fremdengewussel — ganz nach deinem Sinn — und nach meinem auch — dann sollt' man doch eigentlich sagen: was schlimm aussieht, ist oft so gut. Wir wären sonst noch lange nicht hier. Und der Juni ist die herrlichste Reisezeit!"

Adele nickte wieder, ohne Freudigkeit. — „Aber für diesen hohen See wohl noch kalt, Hermine. Über neunhundert Meter hoch!"

Hermine stand auf. „Friert dich, mein geliebter Schatz? Ich find's heut schön warm. Soll ich dich etwas einwickeln?"

„Ach nein, nein! Ich dank' dir sehr. Frieren? Mich friert ja nicht."

Adele hatte wohl ein Frostgefühl, ein banges, zuweilen erschauderndes, das aber tief von innen kam; von dem sprach sie nicht.

„Soll ich dir sonst was tun?" fragte Hermine, eine Hand in Adelens weichem Haar. „Was dir als Wunsch durchs Köpfchen geht, meine geliebte Seele, mußt mir alles sagen. Soll ich nun nach Hamburg schreiben: da sind wir, in Buchau am Achensee?"

„Um Gottes willen, nein, nein!" Adele fuhr fast von den Stühlen empor. „Dann kommen sie. Keine Szenen mehr!"

„Lieber so versteckt —?"

„Ja, ja! — — Das heißt — mach du's, wie du meinst, wie du willst."

„Nein, Dele, nie wie ich will; sag mir das nicht mehr. Wenn du sagst: ‚um Gottes willen, nein, nein!‘ das ist dann für mich Gesetz!“

Adele seufzte: „Ach ja, keine Szenen mehr! Die gehn mir so durch Mark und Bein. Und dann träum' ich davon und —“

Sie wandte den Kopf zur Tür. „Hermine!“ sagte sie leise. „Hörst du was? — Das ist doch zu komisch.“

„Was ist komisch? Was hörst du?“

„Draußen auf dem Vorplatz — eine Stimme, die mir so bekannt vorkommt. Ich glaub', sie spricht mit dem Stubenmädchen.“

Hermine schüttelte lächelnd den Kopf: „Deine Ohren werden wohl gar zu fein. Wie kämen denn jetzt Bekannte her? Hier reist ja noch fast kein Mensch. — Ich will aber mal nachsehn — horchen —“

Sie hatte geflüstert und ging leise zur Tür. Eh sie hinkam, ward aber die Tür geöffnet, ohne Klopfen, und zu Hermines höchster Überraschung trat Luise Mangold ein. Da stand sie, wirklich, leibhaftig, in ihrem grauen, kurzen Reisekleid und den festen Schuhen, mit dem männlichen Stehkragen, den Schirm unterm Arm. Eine geschlechtslose Engländerin! dachte Hermine, trotz ihres Erschreckens. Luise ging an ihr vorbei, als wäre sie Luft, und auf die aufspringende Adele zu.

„Liebe, gute Dele,“ begann sie ohne weiteres, „nimm's nicht übel: ich hab' nicht geklopft. Ich fürchtete nämlich, wenn Frau von Linden klopfen hört — sie ist gar so klug — dann wird sie Unheil

wittern, zur Tür laufen und sie zuschließen. Und ich wäre dann —"

„Ja, das hätte sie auch getan!" fiel ihr Hermine ins Wort, schnell gefaßt und hochmütig: sie sah niemand weiter eintreten als die „Spionin", die Mangold. „Wie kommen Sie hierher? Was wünschen Sie?"

Luise hatte neulich von Herminen gelernt. Nicht so unverschämt, wie die den mit eingestiegenen Karnatz behandelt hatte — Karnatz hatte es ihr erzählt —, aber auch mit einem kalt vernichtenden Blick betrachtete sie die große Dame: „Bitte, wer sind Sie? Ich hab' einstweilen nur mit Adele zu tun! — Nämlich, ich hab' mir's ja denken können, liebe, gute Adele: du warst entweder nach Kufstein gefahren oder nach dem Achensee. Und da sagte ich —"

Hermine unterbrach sie wieder, so an die Wand drücken ließ sie sich nicht: „Da sagten Sie sich, als geborene Spionin und Intrigantin: denen spür' ich nach!"

„Nein, da sagte ich zu Maria und Wilfried Lembke: wenn ihr Adelen nachreisen, sie von Frau von Linden befreien wollt, dort werdet ihr sie finden! Und so sind wir drei —"

Von ihrem Vetter Adolar sag' ich noch nichts, dachte Luise; das macht ihr am Ende neuen Mut!

„Und so sind wir drei hierhergefahren; die beiden kommen mir nach."

„O mein Gott!" rief Adele und rang die Hände; ihre armen, zitternden Lippen wurden leichenblaß.

„Wieder neue Szenen! — Ach, ihr wollt meinen Tod!"

Luise schüttelte ruhig, aber voll Mitleid, den Kopf: „Nein, mein Herz, das wollen wir nicht. Wir wollen auch keine neuen Szenen machen; darum bin ich ja allein vorauf. Denn jetzt, Frau von Linden, komme ich zu Ihnen —"

„Was wollen Sie?" fiel Herminens schneidig kalte Stimme dazwischen. „Ich wünsche durchaus nicht, daß Sie zu mir kommen. Ich bin zu meiner Erholung hier! — Adele ebenfalls. Daß sie mündig ist, wißt ihr drei ja auch. Ungeladene Gäste setzt man vor die Tür!"

„Ganz meine Meinung," erwiderte Luise; sie stand dabei unbeweglich still. „Ich bitte aber, hören Sie doch noch folgendes an: wenn Sie sich nicht mit mir im Guten verständigen, so kommt ein andrer ungebetener Gast, nämlich das Gericht."

Hermine fuhr zusammen; in diesem Augenblick verlor sie doch die Herrschaft über sich. Sie sah das Entsetzen auf Adelens Gesicht; darüber faßte sie sich geschwind. Sie lachte hell auf. „Was wollen Sie mit dem Gericht? Was hab' ich mit dem Gericht zu tun?"

„Gegenwärtig noch nichts; aber sobald Sie wollen; es kommt nur auf Sie an. Herr Karnatz hat gestern vorläufig, vertraulich, mit seinem Bruder Doktor Adolf Karnatz, dem Staatsanwalt, gesprochen; Sie haben ihn ja einmal bei Adele gesehn. Es gibt einen Paragraphen im Strafgesetzbuch, der von hyp-

notischer Suggestion in gewinnsüchtiger Absicht, kurz von verbrecherischer Beeinflussung handelt —"

Hermine erschrak wieder heftig. Es entstand eine Art von Nacht vor ihr. „So einen Paragraphen kenn' ich nicht!" sagte sie dann mit erzwungen ungläubigem Lächeln.

„Ich auch nicht, aber Karnatz kennt ihn!" entgegnete Luise unerschrocken. „Und sie sagen, er paßt ganz auf Ihren Fall. Das steht nun in Ihrer Hand, wie es werden soll! Wenn Sie die Gerichtsverhandlung zu vermeiden wünschen, so brauchen Sie nur — das bin ich ermächtigt Ihnen zu sagen — so brauchen Sie nur auf die Weiterreise mit Adele und auf die Rückkehr in die Villa Maria zu verzichten. Maria wünscht natürlich keinen öffentlichen Skandal; Adele wird ihn gewiß nicht wünschen. Wollen Sie aber keine friedliche Verständigung, dann —"

„Sie fällt um!" rief Hermine. Sie sah, daß die völlig farblose Adele, deren Finger ineinander wie verflochten waren und bebten, zu taumeln anfing. Sie trat rasch hinzu, um sie aufzufangen. Adele wich aber zurück, ohne sie anzusehn, sank auf einen ihrer drei Stühle und hielt sich an dessen Lehne fest.

Dieses Zurückweichen nahm Herminen alle Fassung; sie biß auf ihre Unterlippe, bis sie blutete. Die andere Marter schien ihr aber doch noch größer, so stumm und verloren vor der geschlechtslosen Spionin dazustehn. „Also wenn nicht, was dann? Was dann?" fragte sie, noch einmal von oben herab.

„Wenn Sie keine friedliche Verständigung wollen,

dann telegraphiert Wilfried Lembke sogleich an Doktor Karnatz, den Staatsanwalt; das ist abgemacht. Der telegraphiert dann hierher, an das hiesige Amt, und ersucht darum, Sie festzuhalten. Und die Sache geht dann ihren Gang!"

„Ah! Mich festzuhalten —"

„Wir haben ja zwischen Deutschland und Österreich solche Staatsverträge. Aber, wie gesagt, was geschehen soll, noch können Sie selber darüber entscheiden; haben Sie einmal Nein gesagt, dann allerdings nicht mehr! — Übrigens wie ich eben'sehe —"

Luise hatte sich dem andern Fenster des Zimmers genähert und blickte auf die Straße hinunter. Sie sah Maria herankommen, vom Bergbahnhof her, mit Adolar; Wilfried sah sie zu ihrer Verwunderung nicht. „Da sind sie! Da sind sie!" sagte sie, ohne sie mit Namen zu nennen. Sie trat nun ganz ans Fenster und winkte.

Hermine stand mitten im Zimmer, nach einer Art von äußerer Haltung ringend; an einen Widerstand gegen das Schicksal dachte sie nicht mehr. Adele hatte die Augen geschlossen; es kam nur ein Seufzer aus ihr, ein leises, langes Stöhnen. Die „Spionin" hatte ihr Taschentuch hervorgezogen, wie um die stumm wütende Hermine noch zu verhöhnen, rasend zu machen — wenigstens glaubte die's — und wehte damit den andern zu.

„Lassen Sie das verdammte Wedeln!" rief Hermine endlich. „Wenn da also Ihre Bundesgenossen kommen, so sagen Sie ihnen — — ich will sie nicht

sehn. Sagen Sie ihnen: ja, ja, ja, ich will von euch allen nichts mehr! Ich lass' euch dieses todblasse Geschöpf; ihr werdet es zu Grunde richten. Glückliche Reise zur Villa Maria. Hol' euch der Teufel!"

Sie schritt durch die Nebentür zum andern Zimmer hinaus; die Tür flog so wuchtig zu und krachte so laut, daß Adele zusammenfuhr. Es ging dann aber ein erstes Regen der Befreiung, Erlösung über deren bleiches Gesicht.

Luise lief zu ihr hin, kniete nieder und umfaßte sie. „Liebe, gute Adele," sagte sie mit ihrer weichsten, beruhigendsten Stimme, „glaub mir, ja, du bist erlöst! Glaub mir, es gibt noch Menschen genug, die dich furchtbar lieb haben. Alles, alles wird gut!"

* * *

Am sechsten Juni, fünf Tage später, rollte ein offener Wagen auf der Straße hin, die von Hamburg-Altona neben der Elbe nach Blankenese führt. Mit aufgespannten Schirmen, da die Nachmittagssonne kräftig strahlte, saßen Luise und Adele drin; Adele aber erstaunlich verwandelt: so hatte man sie wohl seit Jahren nicht gesehn. Sie war noch mager und zart, die Wangen noch schwach gefärbt; in die grauen Augen war aber wieder das kindlich heitere Feuer gekommen, das sie einst in ihrer Hamburger Welt „berühmt" und immer liebenswürdig gemacht hatte. Das Scheue, Gefangene, Gedrückte war weg, mit dem sie früher oft dagesessen, als lebe sie in einem schweren Traum; dafür spielte eine süße Unruhe und

Bangigkeit auf dem weichen Gesicht, die sie nicht hinderte, froh zu sein. Im Gegenteil, sie lachte viel, lachte über alles; zuweilen lachte sie sich wohl auch geflissentlich eine gewisse Sorge weg. Sie freute sich über die gute Straße und den leichten, federnden Wagen, über die schönen Gärten und Villen am Weg, über den breiten Strom, der von Zeit zu Zeit links von ihnen sichtbar wurde und auf dem die mächtigen Segel, die dampfenden Schlote der Schiffe vorüberzogen. Wohl jede dritte Minute sah sie nach der Uhr; wenn sie aber wahrnahm, daß die großen klugen Augen der Mangold es bemerkt hatten, lachte sie gemütlich auf, drückte sich gegen Luisens Arm und gab ihr einen Kuß.

„Aber nein, Luise, Luise!" sagte sie auf einmal und richtete sich aus ihrer Ecke auf.

„Was denn?"

„Es ist doch eigentlich unmoralisch, daß zwei Damen, beide noch durchaus nicht alt, so zu einem Herrn fahren; ja, und zu einem Herrn, den sie beide gern haben. Denn du hast ihn doch offenbar auch gern; kann ja gar nicht anders sein! Ein Mann, von dem man so furchtbar warm spricht, wie du von Karl Weber —"

„Ja, ich hab' ihn auch gern," erwiderte Luise. „Auf meine Weise."

Über dieses „auf meine Weise" lachte Adele wieder; sie sprach ihr die Worte nach und schwenkte ihren Sonnenschirm. „Es ist so hübsch, daß du so komisch bist, Mangoldchen," sagte sie darauf; „sonst müßt'

ich ja ganz vor dir vergehn, in lauter Respekt und Hochachtung. Du bist so ein furchtbar nützlicher, selbstloser, notwendiger Mensch! — Nein, nicht widersprechen. Hast ihn also gern, auf deine Weise. Nun mal ganz aufrichtig: hätt'st du dich in Karl Weber wohl ordentlich verlieben können?"

Luisens Gesicht blieb still und harmlos. „O ja, das hätt' ich wohl gekonnt."

„Nicht wahr, man kann sich sehr in ihn verlieben? du begreifst das? Nicht? — O, er war einmal — — Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn jetzt finde, wie er mir heut' vorkommen wird; ich bin in einer Spannung — fühl' mal meinen Puls! — So ein Wiedersehn ist doch komisch; am dritten Ort; als träf' man sich zufällig. In Blankenese an der Elbe, im Wirtshaus ... Hast du dir das ausgedacht oder er?"

„Ich schrieb ihm die Achenseegeschichte; schrieb ihm das gleich, von dort. Dann telegraphierte er mir nach Hamburg: ob wohl ein Wiedersehn in dem früher besprochenen Sinn jetzt möglich wäre. Davon sagt' ich dir ja. Und dann gingen noch einige Telegramme hin und her, zwischen Hamburg und Köln ... Blankenese? Das kam wohl von ihm!"

Adele legte ihr eine Hand auf den Arm und lachte einen Augenblick; diesmal aber wohl nicht recht von Herzen. „Ach, das ist ja so egal. Ich wollt' vorhin nur noch sagen, Luise: so ein Mann wie mein Mann — das heißt, mein ehemaliger Mann — das ist doch eigentlich das Rechte; nicht? Ein großer Kaufmann, alles im großen; so einer hat ja die halbe

Welt im Kopf. Und immer Entschlüsse — eins, zwei, drei! Dagegen die träumerischen, nervösen Künstler, besonders die Musiker; zum Beispiel dieser Wilfried Lembke. Reist mit euch nach Kufstein, als Mann, als Beschützer; dann geht er auf einmal durch, verschwindet, hast du nicht gesehn!"

Luise antwortete nicht, sie hob nur die Schultern. Sie ahnte, wie das zusammenhing.

„Na, das ist ja egal," fuhr Adele nach einer Weile fort; sie fing an, ein Lied zu pfeifen, das Karl Weber in früheren Zeiten oft gesungen hatte. „Gott im Himmel," unterbrach sie sich mitten im Pfeifen, „ich bin ja wohl ein schrecklich oberflächlicher Mensch! Wie komm' ich dir vor, Luise? So heiter, so fidel — an einem so ernsten Tag. Und nach solchen Zeiten! Nach so furchtbaren, gräßlichen —"

„Du bist ja nun erlöst, Adele!"

„Ach ja — märchenhaft erlöst. So war wohl nicht oft einem Menschen zu Mut! Gott sei Dank, ich bin kein Feuilletonist, muß es nicht beschreiben: denn ich könnt's auch nicht. Ich war 'ne Gefangene. Ich war nicht mehr ich. Zuletzt litt ich so ... 's ist nicht zu begreifen! — — Aber wenn man so an jemand hing, weißt du, wie ich an Hermine — und wie sie an mir —"

„Glaubst du das noch?"

„Ach ja. Luise, so abgrundschlecht ist ja doch kein Mensch! Ich glaub', sie war nur — als Herrschernatur — es sollte mich kein andrer — — Freilich, das Testament! — — Ach, lassen wir Hermine

jetzt. Ich fahr' nach Blankenese! — Ich muß nochmal pfeifen!"

Sie pfiff wieder das Lied, und diesmal zu Ende. Dann sah sie Luisen ins Gesicht und lachte. „Mangoldchen, was soll man machen! Wenn man nun einmal so heiter ist!"

Luise lachte als Echo mit. Adele ward ernsthaft; sie legte zögernd, gewissermaßen verstohlen einen Arm um Luisens Nacken und drückte ihn, nicht herzhaft, sondern mit schüchterner Zärtlichkeit. „Du, ich bin dir so dankbar," flüsterte sie. „Ich bin nur so dumm und kann's nicht sagen, wie ich möchte; darum sag' ich's gar nicht. — Wie bist du nur dazu gekommen, so ein furchtbar hilfreicher Mensch zu werden? der immer für die andern lebt?"

Luise lächelte. „Ach, es ist nicht so schlimm."

„Doch, es ist so schlimm!"

„Dann sag du mir was. Ist es dir nicht auch langweilig, Dele, für dich selbst zu leben?"

„Für mich —? — Na ja, immer für mich, das könnt' ich nicht. Das könnt' ja kein anständiger Mensch! — Aber so, wie du es treibst —"

„Meinst du, daß ich dabei ein Tugendbold bin?" — Luise lächelte wieder, aber diesmal wie aus einem Abgrund herauf. „O ja, ich tu' viel für andre, Dele; ganz streng' an die Moral halt' ich mich aber nicht dabei. Ich intrigier' auch für andre, wenn ich glaub', daß es zu ihrem Besten ist."

„Aber Mangoldchen, dann bist du ja ein schlechter Mensch!"

„Ja, das bin ich dann wohl."

„Da fällt mir auch die Intrigue mit dem Staatsanwalt gegen Hermine ein! Maria hat mir unterwegs gesagt, als wir wieder herfuhren, daß das nur ein Schreckschuß war; daß es so 'nen Paragraphen gar nicht gibt; du und Richard Karnatz, ihr hättet euch das ausgedacht. Wer denn eigentlich? Du oder er?"

„In diese Geschichte müssen wir uns wohl ehrlich teilen, Karnatz und ich. Na, dumm, weißt du, war sie nicht: sie hat doch geholfen!"

Adele schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ihr seid mir alle unheimlich. — Du besonders, Luise. Am Ende ist das wohl auch eine von deinen Intriguen, daß wir nach Blankenese zu Karl Weber fahren? Du hast's angestellt?"

„Ach, Dele, was bist du für ein süßes Kind. Wenn ich nun sage: ja, kehrst du dann wieder um? Zieht's dich dann nicht mehr hin?"

Adele ward rot, sie gab keine Antwort. Sie drückte aber ihre warmen Lippen auf Luisens Mund.

In der nächsten Minute hatten sie Blankenese erreicht; vor dem alten Wirtshaus, das sie lange kannten, stiegen sie aus, der Wagen sollte warten. Sie fragten nach einem Herrn aus Köln, der für diesen Nachmittag ein Zimmer genommen habe; man führte sie eine Treppe hinauf. Es war ein nicht großer, heller Raum, der eine besonders schöne Aussicht auf den Elbstrom und die Blankeneser „Berge" hatte. Ein Mann stand am Fenster und sah hinaus;

ein mittelgroßer Mann, etwas größer, als Adele ihn in der Erinnerung hatte. Ist er denn noch gewachsen? dachte sie. Ach, Unsinn! — Jetzt wandte er sich herum; das fuhr ihr in die Glieder. Ja, es war Karl Weber.

Er kam auf sie zu, mit einem guten, ernsten Lächeln; „das ist schön, daß Sie gekommen sind!" sagte er zu Luise und gab ihr die Hand. Er stand dann vor Adele, sah ihr in die Augen. „Und wie gut, daß du gekommen bist. Nicht wahr, wir werden doch nicht Sie zueinander sagen. Ich — brächt's schwer heraus!"

„Ich auch," antwortete Adele. Das war eine ihrer kleinen Sorgen gewesen: wie wird's mit dem „Sie" und dem „Du"? Doch als er nun so vor ihr stand, mit dem alten treuherzigen Blick — und doch auch anders: reifer, schien's ihr, feiner, ernster — um die Augen herum etwas rührend Trauriges — da war es ihr selbstverständlich: Du und nicht Sie! — „Ja, du hast recht," setzte sie hinzu.

Ein Kellner brachte Kaffee und Gebäck und ging wieder; die drei setzten sich um einen viereckigen, weißgedeckten Tisch. Karl Weber saß Adelen gegenüber; sie lächelten einander verlegen an. Luise nahm von dem Gebäck und tunkte es ein, obgleich sie gar keinen Hunger hatte; nun nahmen die andern auch. Sie brachte die Rede auf Köln und den Rhein; nun fingen sie an, Köln mit Hamburg und den Rhein mit der Elbe zu vergleichen. Adele hob die Stimme, sie wußte nicht warum. So sprachen sie eine Weile über ihre Herzen weg. Luise trank ihre Tasse aus, mur-

melte etwas Unklares über eine Bestellung, die sie machen wolle, und ging aus der Tür.

Karl Weber stand auf. Er öffnete den Mund. Während er in diesem Zimmer allein gesessen und gestanden hatte, waren ihm allerlei gute Worte durch den Kopf gegangen, die er Adelen sagen wollte; ungefähr dieselben, die er früher in Köln zu Luise Mangold gesagt. Daß es ihm ein tiefes Seelenbedürfnis sei, bei seiner ehemaligen Frau wieder zu Ehren zu kommen; daß er von ihr verstanden werden möchte, wie er jetzt durch das Leben geworden sei; daß er nach ihrer Achtung verlange, als einem Ersatz für die verlorene, unwiederbringliche Liebe. Darum hab' er um diese vielleicht sonderbare Zusammenkunft gebeten ... Da saß sie nun. Er schüttelte den Kopf. Das war ja nun alles überflüssig; lauter leere Worte. Wenn man so dasaß wie diese Frau, mit den weichen, leise bewegten Lippen, den wohl etwas gefeuchteten Augen, die sich unter den langen Wimpern versteckten — mit dem süßen, verzeihenden Gesicht, daß er nicht mehr wußte, wohin mit sich, daß er hätte weinen mögen — dann war das ja schon geschehn, was er von ihr wollte. Sie wär' ja sonst auch nicht gekommen ...

Er hielt nur seine Hand über den Tisch hinüber und sagte, was er vorhin schon gesagt hatte, diesmal aber mit weniger Stimme: „Das ist gut von dir, daß du gekommen bist. — Ich dank' dir, Adele. Dank' dir recht von Herzen."

„Keine Ursach', Karl!" antwortete sie und gab

ihm die Hand. Ihr war eben allerlei eingefallen, das sie gern erwidert hätte; sie wußte aber nicht, ob es passend sei. So brachte sie nur die drei Worte heraus. O Gott, wie bin ich heut dumm! dachte sie; ihr Herz stand eine Weile still.

Karl Weber sah über den Tisch und durchs Zimmer; er mußte etwas tun, er stellte einen Fuß auf seinen Stuhl. Das kannte sie an ihm; er hatte es immer gern getan... „Ja, Luise Mangold ist hinausgegangen," nahm er in seiner Beklommenheit wieder das Wort. „Das ist ein sehr merkwürdiges Mädchen; ungewöhnlich; alle Achtung. Ich hab' sie in dieser Zeit — auch in dieser Sache — — Die ist wirklich gut!"

„Ja, das ist sie. Gewiß!"

„Man kriegt einen höheren Begriff von der menschlichen Entwickelung, wenn man so was sieht! Denn wenn der Mensch, der geborene Egoist, bis zu einer solchen Selbstentäußerung kommen konnte, wie Luise Mangold — — Ich muß gestehn, ich könnt's nicht!"

Adelens Kopf ging hin und her. „Ich auch nicht. — Man hängt doch zu sehr am eigenen Glück!"

„Ein merkwürdiges Mädchen... Zum Beispiel, gesetzt den Fall, man heiratete diese Luise — so wär' man gewiß nicht betrogen. Sie würd' jede Pflicht erfüllen, so gewissenhaft wie kaum eine andre Frau. Sie würd' nur leben für ihren Mann."

Gott im Himmel, will er sie heiraten? durchfuhr Adele. Das Herz stand ihr schon wieder still.

„Sie würd' nur leben für ihren Mann," wieder-

holte er. „Es würd' gar nichts fehlen" — er versuchte zu lächeln — „bloß das, was uns doch die Hauptsache ist; die eigentlichen Ingredienzien der Ehe, sozusagen. Senf, Pfeffer und Salz!"

Adele atmete erleichtert auf. Ihr kam nun auch ein kleines, mutiges Lächeln. „Senf, Pfeffer und Salz," sprach sie nach. „Ach — man kann auch zu viel davon haben. — Wir haben wohl zu viel gehabt!"

„Ja, das haben wir wohl. — Wir waren noch jung; das heißt, unreif, will ich sagen. Man wird ja erst in der Ehe für die Ehe reif! — Und dann — wir hatten wohl auch zu wenig Talent dafür! — Das heißt — entschuldige — ich spreche eigentlich nur von mir. Ich fing die Sache unklug an! Da hatt' ich mir so ein törichtes Ideal gebildet, von einer ganz vollkommenen Ehefrau. Wenn mir nun irgend was an dir fehlte — oder zu fehlen schien — so sah ich mir die andern Frauen oder Mädchen an: die und die hat das, was Adelen fehlt! Und so guckt' ich viel zu viel herum, und —"

Er brach ab; nahm den Löffel von seiner Tasse und stieß ihn gegen den Tisch.

„Ich hatt' auch viel Schuld," sagte Adele.

Karl Weber hatte noch immer den Fuß auf dem Stuhl; so stand er da, den rechten Arm aufs Knie gelegt, etwas vorgebeugt. „Und es ist ja doch der reine Unsinn, so ein ausgedachtes Ideal!" fuhr er in seinem tiefen heimlichen Kummer fort. „Eine Frau kann nicht alles haben. So wenig sie blaue, graue,

braune und schwarze Augen *zugleich* haben kann, so wenig alle weiblichen Eigenschaften. Wer in seinem Haus das alles zugleich haben will, der muß sich entweder einen entsetzlichen Harem anlegen — die tausend Weiber des Salomo — oder er muß ledig bleiben! für sich allein!"

„Das haben *wir* nun," sprach Adele langsam hin.

„Ja, das haben *wir*." — Weber hob den Löffel, als ging' er so besser seinem Gedanken nach: „Wenn man nun nämlich bedenkt, daß in *jeder* Frau, mag sie noch so einseitig angelegt sein, doch unendlich viel von der ganzen Frau steckt! und daß auch die Zuneigung, die sie für einen hat, die erprobte Anhänglichkeit, das Ineinandergewachsensein durch gar nichts anderes zu ersetzen ist! daß überhaupt die Frau — ich mein', eine *gute* Frau — eine Gabe Gottes ist! Wenn man das alles bedenkt, so begreift man doch nicht, wie man einmal den Wahnsinn hatte — den Wahnsinn hatte — einer *andern* das — —"

Er fuhr mit dem Stiel seines Kaffeelöffels über das Tischtuch hin und zog eine lange, tiefe Furche hinein; dann noch eine, und wieder eine. Adele kannte das; im Eifer tat er es oft. Die scharfen Striche gingen dann so schwer heraus. Sie nahm ihm leise den Löffel weg.

Er bemerkte es nicht. Seine einsamen Kölner Gedanken jagten jetzt hintereinander her; „und dann, was ist denn der *Mann*?" rief er aus. „Ist *der* denn ein Normalmensch? Wer von uns ist mehr als ein Bruchstück? Wer denn? — Hat einer von uns

ein Recht, sich zu überheben? mehr zu fordern als seinen Teil?"

Adele sah auf den Tisch; seine Stimme und seine Worte rührten sie so sehr. „Hast wohl viel über das alles nachgedacht," sagte sie, da er nicht mehr sprach.

„Ja, das hab' ich wohl. Wenn man oft allein ist, weißt du! Am Abend ins Wirtshaus gehn — — ich hab's oft getan; es freut mich nicht. Wenn da all diese Männer herumsitzen — der eine spricht von seinem ‚Hausdrachen', der ihm so oft Szenen macht — der andre erzählt von lustigen Weibergeschichten, die er außerm Haus erlebt — mir wird schlecht, weißt du. Hab' dann oft gedacht: Hausdrachen — Meine war das nie, nicht einen Augenblick! Ja, und wenn ich meine noch hätt', ich wär' nie mehr lustig; ich mein', außerm Haus! — Denn wenn man so viel in sich gegangen ist, wie ich in diesen Jahren —"

Er verließ seinen Platz, ging um den Tisch herum, zu Adele; auf einmal warf es ihn, mit einem langen Seufzer, auf die Kniee hin. „Adele, ich begreif' es nicht!" seufzte er zu ihr hinauf. „Ich liebte dich ja! Die andre hab' ich nie geliebt! Nein, nein, nie geliebt; begehrt, gewollt, in die Arme genommen — behext war ich. Eine gräßlich lange Zeit. ‚Ich begreif' es nicht', sag' ich; ach, das ist ein Unsinn! Ich war einfach ein schlechter Kerl, der sich — — Dumm und schlecht! Adele!"

„Ja, ja," sagte sie. „Ich hör'. — Ich verzeih' dir ja, Karl. Steh auf!"

„Laß mich nur noch so. Ich will ja nichts, nichts,

als daß du mir verzeihst!" Ein paar Tropfen rollten ihm über die Wangen, er fühlte es nicht: „Nur Aussprechen, nur Verstehen, nur Versöhnung, dacht' ich! — Nein, ich hab' auch mehr gedacht. Aber wenn ich nun alles überdenke — und wenn ich dich so sehe — — Du sagst nichts. Du lächelst nur. Mit Tränen in den Augen; das ist aber nur dein weiches Gemüt. Nein, ich begehr' auch nichts weiter. Ich verdien's nicht. Ich will weiter nichts!"

„Dann steh' aber auch auf. Dann — schickt sich's nicht."

„Es ist doch eine gute Stunde! Ich dank' dir! Ich dank' dir sehr! — Warum weinst du denn?"

„Ach, Karl. Wenn wir doch so ineinandergewachsen sind, wie du vorhin sagtest. Ich bin dir ja doch auf ewig gut!"

Sie warf sich auch auf die Kniee; so fing er sie in seinen Armen auf.

* * *

Adolar trat in Marias Werkstatt ein; Frida hatte ihm die Wohnung geöffnet und war gegangen, ihn ihrer Herrin zu melden. Im Atelier war Abendlicht, der Tag ging zu Ende. Adolar sah wie einer, der hierher gehört, mit vertrauten, süßen Gefühlen umher; hier hatte er in diesen Tagen, seit der Rückkehr vom Achensee, hohes, heimliches Glück genossen. Hier freute ihn jetzt alles, auch die „malerische" Unordnung, die er sonst nicht liebte; das Durcheinander auf dem Arbeitstisch, wo zwischen Handwerksgeräten

und Photographien halbgegessene Früchte, Orangenschalen, Blätter, Briefe lagen. Auch das Briefchen lag da, worin Karl und Adele Weber vor zwei Tagen ihr „neues Verlöbnis" gemeldet hatten; „aus der Sommerfrische von Blankenese": dort wollten sie vor der baldigen Vermählung eine bräutliche Flitterwoche verleben, mit Luise Mangold als „Elefant". Ihn lächerte das alles. Luise als Wiederheiratsvermittlerin kam ihm gar so komisch vor. Dagegen die Poesie seines eigenen, jungen, freien Glücks ...

Was nun tun? dachte er. Vor eine angefangene Marmorarbeit tretend, die ihm noch nichts sagte — ihm sagte die Kunst überhaupt nicht viel — spielte er mit dem Gedanken, über den er noch Herr war, den er annehmen oder ändern oder verwerfen konnte: länger bleiben? Etwa einen Monat später nach Kiel, zur Marine gehn? Das Glück ausgenießen? — Es mochte in Kiel einen üblen Eindruck machen, er hatte sich angemeldet, hohe Freundschaften hatten ihm den Weg geebnet. Einen üblen Eindruck machen; — vielleicht auch nicht! sagte sein Leichtsinn; er strich den Schnurrbart und lächelte. Man entschuldigt sich! Man erfindet was! — Zu Maria hatte er von diesem Gedanken noch nicht gesprochen; er hatte die Zukunft nicht berührt; und Maria auch nicht. Wie mit geschlossenen Augen hatte sie nur in der gegenwärtigen Stunde gelebt ...

Warum kam sie nicht? Warum ließ sie ihn warten? — Er sah stirnrunzelnd nach der Tür; dann erheiterte sein Gesicht sich wieder: auch dieses ver-

trauliche Wartenlassen hatte seinen Reiz. So läßt man den Geliebten harren, den heimlichen Gebieter. Jetzt hörte er aber ihre Schritte; sie kam. Er ging ihr entgegen, öffnete die Tür.

Wer war das? Ihr Geist? Mit blutlosen Wangen, kreidebleichen Lippen, die Augen so groß, daß die Sterne rings von bläulichem Weiß umschimmert waren, die dunklen Haare aufgelöst niederhängend, stand sie auf der Schwelle. Es zuckte um ihren Mund; sie kämpfte offenbar mit einer großen Erregung, hatte vielleicht schon lange so gekämpft, darum warten lassen. In ihrer linken Hand zitterte ein beschriebenes Blatt. Sie streckte es vor; es war ein Brief. Während die schwarzen Augen ihn anschauten, als wollten sie sich in sein Innerstes bohren, drückte sie ihm den Brief in die Hand, daß er wie ein Knäuel wurde. „Lesen Sie das!" sagte sie.

„Was — was hast du?" erwiderte er. „Sie? — Ich verstehe nicht —"

„Lesen Sie das!" wiederholte sie; auch ihre Stimme bebte. „Sagen Sie mir dann, wie es ist!"

Adolar, halb mechanisch die Achseln zuckend, starrte auf das Papier; er sah, es war Herminens Schrift. Mit fliegenden Blicken las er:

„Berlin, den 8. Juni.

„Sehr geehrte Frau!

„Mein Vetter Adolar hat mir heute zwei sehr interessante Neuigkeiten geschrieben, die nach der Rückkehr aus Tirol meine einsame Zelle belebt haben und

die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die eine ist Ihnen zwar nicht mehr neu: die Wiederverlobung meiner geliebten, unvergeßlichen Adele mit ihrem geschiedenen Mann. Die Tatsache konnte mich wohl nicht eigentlich überraschen, nachdem man meine Trennung von Adele durchgesetzt hatte. Ich gönne ihr aber jedes Glück; also natürlich auch dieses — wenn es für sie eines ist. Die Zukunft muß entscheiden. Wie auch immer, mein Herz wird bis ans Ende an Adele hängen; ich bin eine treue Natur, im Haß wie in der Liebe.

„Dann die zweite Neuigkeit: daß mein Vetter Adolar eine gewisse Wette gegen mich gewonnen hat, die mich allerdings etwas kosten wird — aber das tut mir nichts. Es ist eine Wette, die Ihre werte Person betrifft; das Nähere kann Ihnen Adolar sagen, wenn Sie's wissen wollen. Ich glaube, auf einem Waldberg bei Kufstein hat er sie gewonnen. Die Wette wurde in der Villa Maria gemacht.

„Da wir uns in diesem Leben wohl nicht wiedersehen, sende ich Ihnen in ausgezeichneter Hochachtung meine letzten Grüße. Hermine von Linden."

„Haben Sie gelesen?" fragte Maria, da Adolar, jetzt beinahe so blaß wie sie, immer noch auf die letzte Seite starrte, wo fast nichts mehr geschrieben stand. „Antworten Sie! Ist das wahr oder nicht?"

„O diese Infamie!" stieß er nun hervor. „Das kann nur ein Weib! Scheußliche, höllische Infamie!"

„Das ist keine Antwort. Ich will von Ihnen die Wahrheit wissen. Lügt sie oder nicht?"

„Maria!“

„Also sie lügt nicht. Also sie lügt nicht —“

„Maria! Hör mich an! Dieser Brief — dieses Weib, das ich nun wie die Hölle hasse — mit gräßlicher, niederträchtiger, teuflischer List hat sie mir das abge — — Hör doch noch ein Wort! Eine Art von Wette, ja — aber mein Herz —“

„Sprich nicht von deinem Herzen,“ schrie sie ihn an, „sonst erschlag' ich dich! Du hast gewettet, daß ich — — hast mit diesem Teufel auf mich gewettet. Und ich — — ‚Gleich zu Gleich‘ ... O Gott! Ich kann nicht mehr leben. Zwei Menschen wie du und sie haben um mich gewettet ... Einer von uns muß aus der Welt! Du oder ich, einer muß aus der Welt!“

Sie stürzte zum Arbeitstisch, ergriff einen Hammer, der dort lag, und schleuderte ihn nach Adolars Kopf. Adolar wich aber aus, hielt den Kopf nach rechts; der Hammer flog vorbei und schmetterte auf den Fußboden hin. Als die unglückliche Maria das mißlungen sah, griff sie in ihrer rasenden Verzweiflung nach einem Meißel, dann nach einem Bohrer, und drang damit auf Adolar ein. Sie wollte seine Brust durchstoßen. Er war ihr zu stark. Er fing ihren Arm, preßte ihn mit so furchtbarer Kraft, daß ihr fast die Sinne vergingen. Dann riß er ihr den Bohrer zwischen den Fingern weg, warf ihn hinter sich. Darauf hielt er sie an beiden Armen; sie fühlten sich wie von Eisen umschmiedet.

„Maria!“ keuchte er; auch ihm war der Atem

kurz geworden. „Hör doch noch. Wie konntest du —"

„Sprechen Sie nicht mehr zu mir!" stieß sie aus der Kehle. „Lassen Sie mich los!"

Mit einem Stöhnen hoffnungsloser Ohnmacht warf sie sich plötzlich auf die Erde, riß ihn beinahe mit. Es hatte ihn überrascht, er konnte sie nicht halten; oder er wollte nicht. Sie entkam seinen Händen, aber nicht um wieder aufzustehn. Verzweifelnd streckte sie sich aus, das Gesicht am Boden.

„Maria!" versuchte er noch einmal. „Was soll ich tun? um es gut zu machen?"

„Mich nicht mehr anrühren! Gehn! Wenn Sie jetzt nicht gehn, so schrei' ich um Hilfe, so laut wie ich kann. Hinaus! Da hinaus!"

Sie drehte den Kopf, zeigte ihm ihr Gesicht; es entsetzte ihn. Er sagte nichts mehr und ging.

* * *

Karnatz kam durch die offengebliebene Tür in die Werkstatt; Adolar war noch nicht lange fort. Maria lag noch auf der Erde, das Gesicht gegen den Fußboden gedrückt. Sie rührte sich nicht und gab auch keinen Laut von sich, sie lag wie tot. Karnatz stürzte erschrocken zu ihr hin und kniete neben ihrem Kopf. Er rief ihren Namen. Sie fuhr zusammen, zuckte. Den Kopf bewegend sagte sie tonlos: „Wer ist das? — Du bist's. Richard Karnatz. — O Gott! — Ich kann nicht mehr leben!"

„Was ist dir geschehn?“ fragte er.

„Liegt da nicht ein Brief am Boden?“

„Ja.“

„Nun ist alles aus. Lesen Sie ihn, Karnatz! — Ich hab' Ihnen vorgestern erzählt, wie mir's da bei Kufstein ergangen ist. Ich wollt' vor Ihnen kein Geheimnis haben. Und jetzt — — O mein Gott! — Lesen Sie!“

Karnatz hob den Brief auf; Adolar hatte ihn vorhin fallen lassen. Er las; auch das von der „zweiten Neuigkeit“; im ersten Augenblick verstand er's nicht. Es ging über seine Fassungskraft. Als er's dann begriffen hatte, ward ihm so dunkel vor dem Gesicht, er konnte die Schlußworte nicht mehr lesen.

Maria lag nun auf dem Rücken; sie starrte ihn an, mit Gespensteraugen. „Haben Sie's gelesen? Haben Sie's verstanden?“

Er zerdrückte das Papier, von dem ein Veilchenduft aufstieg. Erst nach einer Weile konnte er sprechen: „Und — und ist das wahr, was da steht?“

„Nein, sie hat nicht gelogen, Karnatz. Adolar war hier. Er hat's eingestanden. Ja, sie wetteten! — Da liegt ein Hammer und da liegt ein Bohrer; ich wollt' ihn so gern erschlagen, Karnatz. Es ward aber nichts. Er ist zu stark. Dieser ‚Herkules‘ ...“

Sie lachte einmal wütend auf.

„Ich kann nicht mehr leben!“

„Kind,“ stammelte er, so gut er konnte, „das hast du schon einmal gesagt. Wenn das immer wahr werden müßt', dann lebt' ich schon lang' nicht mehr!

— Ach, bitte, stöhn nicht so; das dreht mir das Herz herum. Nicht leben! Du! Du bist noch so jung —"

„Ich hab' aber den Tod erlebt. — Sag nicht so leere Philisterworte; die kann ich nicht hören. Sind auch deiner unwürdig; pfui! Bist du wirklich mein Freund, so hol mir mein Gift, und dann geh!"

„Ja, heiliger Gott, ich bin dein Freund." Mit erbärmlichem Weinen kämpfend, raffte er sich ganz zu Grimm und Wut und Empörung auf; „ich will dir's beweisen!" schrie er auf. „Ich will was tun!"

„Was willst du noch tun?"

„Ich nicht? Warum ich nicht? Bin ich nicht auch ein Mensch? — Was ich tun will? Ich weiß noch nicht. Aber, so wahr ein Gott lebt — — Schauen Sie mich nur nicht so gräßlich an! Schwören Sie mir, Maria — — Nein, ich weiß, Sie schwören nicht. Aber versprechen Sie mir — geben Sie mir Ihr Wort —"

Er konnte nicht weiter, ein Aufschluchzen störte ihn.

„Was soll ich versprechen?" fragte sie tonlos, die Augen zudrückend.

„Daß Sie nichts gegen sich tun, bis ich wiederkomme. Ja, Maria, ich bin Ihr Freund! Ja, Maria, ich — — so ein armer, ‚vermisquemter' Kerl ich bin. Er soll doch nicht so — — dieser andre, mein' ich —"

Karnatz stieß einen wütenden Laut aus, weil ihn ein neues Schluchzen befiel. Er ballte seine Fäuste. „Bis ich wiederkomme!" brachte er endlich vernehmbar hervor. „Versprechen Sie mir das!"

„Was denn?“ murmelte sie.

„Daß Sie solange nichts gegen sich tun! — Ich bin bald wieder da; bei Gott. Warte, bis ich komme. Du hast jetzt keinen andern Beistand und Tröster als mich ... Oder hast du einen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann gib mir dein Wort!“

Sie öffnete die blicklosen Augen. „Ja,“ hauchte sie hin, „ich geb' es dir.“

„Hast immer dein Wort gehalten, Maria!“

„Dies auch ...“

Sie legte sich auf die Seite, das Gesicht abwendend; so lag sie wieder still.

Karnatz schwankte hinaus. Ja, was tun? Ihm dämmerte nur etwas, unklar wie ein Traum. Er ertrug's nur nicht, wie ein geduldiges Nichts dabeizustehn, alles hinzunehmen; wenn diese Maria sich wie ein Opfer krümmte ... Auf die Straße gekommen, ging er mit seinen größten Schritten, dabei so grad aufgerichtet, wie er konnte; bis er zum nächsten Halteplatz der Droschken kam. Er setzte sich in einen offenen Wagen und fuhr Adolars Gasthof zu. Es war ein geringeres, „bürgerliches“ Haus in der Vorstadt Sankt Georg-Nord, wo Adolar für diese Zeit abgestiegen war, um der Villa Maria näher zu sein. Die sonst belebte Straße war, als Karnatz hinkam, fast menschenleer; es dämmerte stark, war beinahe Nacht geworden. Er stieg etwas früher aus und ging zu Fuß bis zur Gasthofstür.

Also hinauf, hinauf! dachte er; blieb nun aber

stehn. Die Augen hebend, zum ersten Stock, wo, wie er wußte, Adolar wohnte, fühlte er ein Erfrieren ums Herz herum. Ihm war, als säh' er den Riesen neben einem Vorhang am Fenster ... Wie ein wutentbrannter Held war er von Maria fortgegangen; jetzt stand da Richard Karnatz, der verkrüppelte Musikant. Ja, ein Mann mit kräftigen Armen, mit geturnten Muskeln; aber was für ein Zwerg gegen den! Und wenn ich nun hinaufgehe, dachte er, und den Mund nur auftue — er schlägt mich ja nieder; mit einem Schlag. Wie man einen Schlachtochsen vor die Stirn schlägt, schmettert er mich nieder! Er kann mich mit Füßen treten, ich kann's ihm nicht wehren. Und wenn ich ihm vorher ins Gesicht schreie, was er ist, was hab' ich davon? — Wie komm' ich dann wieder heraus? Mißhandelt, entehrt ...

„Feigling! Feigling!" rief er sich halb flüsternd zu, da eben niemand in der Nähe stand. „Ist das jetzt dein Mut?" Er schämte sich, als müßte er in die Erde sinken; er ballte wieder die Fäuste, wie vorhin bei Maria. „Vorwärts!" knirschte er. Es war aber nur der Kopf, der vorwärts wollte, oder davon sprach. Die Füße gehorchten nicht. All seine Tapferkeit war, wie es schien, in den Buckel geflohn; der wand sich und krümmte sich. Endlich traten ihm hoffnungslose Tränen in die Augen. Er hielt es nicht aus, länger so tatenlos vor der Tür zu warten; wenn nun etwa der Hausknecht kam und ihn fragte: Herr, was wünschen Sie? Mit zitternden Knieen ging er rückwärts, auf die andre Seite der Straße.

Dort blieb er noch einmal — warum? er wußte es nicht; es ließ ihn noch nicht fort — in atemlähmender Selbstverachtung stehn.

Plötzlich fuhr er zusammen. Vor seinem unsicheren Blick, da ihm noch Tropfen in den Wimpern hingen, erschien der „Riese" Adolar; er trat aus der Gasthofstür. Einen Sommermantel über dem Arm, einen Schirm in der Hand, kam er auf die Straße. Nach einem flüchtigen Emporschauen zum Sternenhimmel — denn es waren schon viele silberne Punkte sichtbar — wandte er sich nach links, der Altstadt zu. Ja, dachte Karnatz, ein Herkules!

Ihm ward aber wunderbar zu Mut; eine warme Welle ging ihm jetzt durch die kalte Brust. Er richtete den Kopf wieder hoch auf; mit einer einzigen Handbewegung riß er sich die Tropfen von den Wimpern fort. „Da sind Sie ja!" sagte er zu Adolar; denn auf einmal stand er vor ihm. „Da sind Sie ja!" wiederholte er, ganz Empörung, ganz ohne Furcht. „Sie da! Herr von Gräbnitz!"

Adolar sah den blassen Mann, dessen grünliche Augen herausfordernd funkelten; er blieb etwas betroffen stehn. „Ja, da bin ich. Was wollen Sie?"

„Ich bin hergekommen, um Ihnen — — Sie wollen vornehm sein; ein Edelmann. Herr, Sie sind nichts davon. Sie sind nur ein Schurke. Ein gemeiner Schurke. Hören Sie: ein gemeiner Schurke!"

Karnatz sprach mit gedämpfter Stimme; es konnte ihn niemand hören als Adolar. Es kam aber jedes Wort wie ein Pfeil, in wilder Wollust des Hasses

und der Verachtung abgeschnellt. „Da steh' ich," setzte er hinzu, da Adolar ihm noch wie betäubt ins Gesicht starrte. „Schlagen Sie mich nieder! Das tut mir nichts!"

„Haben Sie den Verstand verloren?" fragte Adolar endlich. „Hier auf der Straße ... Was wollen Sie?"

„Ihnen sagen, was Sie sind. Sie haben das edelste Weib — — Sie sind ein verachtungswerter, anspeiungswerter, gottverfluchter Schurke. Ein Hundsfott! — Hörst du das mit an, du Hundsfott? Schlag mich doch nieder! Nimm doch deine plumpe Athletenfaust, du Wettenmacher! Schlag zu!"

Adolars Hände hatten sich geballt; er sah wie rasend umher. Es kamen Menschen gegangen, von rechts und von links. „Sie sind wahnsinnig!" knurrte er zwischen den Zähnen hervor. „Sagten Sie mir das anderswo, so lebten Sie schon nicht mehr. Aber hier —!"

„Nein, du hast nicht den Mut, weil dir dein Gewissen schlägt; weil du dich verachtest. Ich speie dich an! Du gemeinster Schurke!"

Es überlief Adolar, während seine Augen rollten, seine Fäuste zuckten. Die Leute kamen näher. Er wandte sich nach links und ging mit großen, unsicheren Schritten, fast wie taumelnd, fort.

* * *

Karnatz kam zu Maria zurück. Sie war noch in der Werkstatt; sie saß auf dem Diwan, die Stirn

in die Hände gestützt. Die Hängelampe brannte. In der Aufregung, die ihn noch durchzitterte, schritt er erst durch das Zimmer hin und her, eh er vor ihr stehen blieb. „Er hat's gehört!" sagte er dann, mit unwillkürlich gehobener Stimme. „Er hat's wenigstens gehört! Glaub mir —!"

Es lag etwas Prahlerisches in seinem Sprechen, das er fühlte, das er zu unterdrücken suchte. Er warf aber doch den rechten Arm in die Luft, so daß die Finger flogen.

„Wer? Was?" fragte sie; die unergründlich tiefen Augen dämmerten ihn an.

„Dieser — Rittersmann! Er ist vor mir, vor mir — — Nein, ich will nicht prahlen! Das ist 'ne gemeine Unart an mir. Aber glaub mir, Maria, das kann ich sagen: zuerst hatt' ich Furcht; dann nicht. Dann hab' ich ihm alles ins Gesicht geworfen — hab' ihn mit Worten gebrandmarkt — und er, der Riese, hat dagestanden und hat's hingenommen ... Und hat's hingenommen ..."

In seinen Augen blitzte die wilde Freude. Doch nun wurden sie feucht, da sie all das Elend sahen: die stolze, „königliche" Maria — ja, für ihn eine Königin — so in sich zusammengesunken, so marmorn farblos, von ihrem langen schwarzen Haar umringt wie von ihrem Schicksal.

Sie richtete sich nun aber auf; das Wort „gebrandmarkt" hatte sie getroffen. „Was hat er hingenommen? Wo wart ihr denn?"

„Ich bin hingefahren! Ich hielt's nicht aus! Wir

standen vor seiner Tür. Er kam aus der Tür. Da hab' ich ihm gesagt: ‚Sie sind ein Schurke. Ein gemeiner Schurke. Schlagen Sie mich nieder, Sie sind —'"

„Karnatz!" fiel sie ihm ins Wort. „Das haben Sie ihm gesagt?"

„Ja. Ich hielt's nicht aus! ‚Sie sind ein verachtungswerter, gottverfluchter Schurke — ein Hundsfott' —"

„Karnatz!" Ihre erloschenen Augen fingen an zu leuchten. „Ihm ins Gesicht? Das haben Sie gewagt?"

„Ich mußte. Mann gegen Mann!"

„Und Sie leben noch?"

„‚Schlag zu!' hab' ich ihm gesagt. ‚Ich speie dich an! Du gemeinster Schurke!' — Er hatte aber nicht den Mut. Er ist fortgegangen —"

„Er ist fortgegangen!"

„Es hat ihm über die Haut gezittert; ich hab's wohl gesehn. Ja, zur Stadt gegangen ..."

Karnatz kauerte neben ihr nieder, die Arme auf dem Diwan; mit kummervoll strahlenden Augen sah er zu ihr auf. „Maria! Meine Einzige! Mein Alles! Mehr konnt' ich nicht! Du hätt'st ihn so gern erschlagen, sagst du. Morden kann ich nicht. Sonst hätt' ich's für dich getan. Aber mit Worten hab' ich ihn vernichtet, hab' ihn hingerichtet ... Nein, das ist wieder geprahlt. Aber er ist gebrandmarkt! Hörst du! Er hat's!"

Mit seinen brennenden Lippen küßte er ihre kalten Hände.

„Richard Karnatz! Das hast du getan!" — Ihre Lippen bebten; sie sah ihn aber mit Augen voll Dankbarkeit und Liebe an. „Ach, vergib, daß ich mich so wundre; ich kann's noch nicht fassen. Da bist du und hast ihn so ins Leben getroffen ... Hast um meinetwillen — — Ach, du goldener Mensch! Du mein einziger Freund!"

„Maria! Ich hielt's nicht aus!"

„Nein, laß meine Hände. Die sollst du nicht küssen. Was kann ich dir zuliebe tun? Ich bin nicht mehr so unglücklich, Karnatz; noch zum Sterben, ja; aber ich lieg' doch nicht mehr allein im Staub. Du hast diesen Menschen, diesen —"

Sie hatte die Hände in seinem Haar; sie beugte sich nieder und küßte ihn auf den Mund.

„O das ist gut!" seufzte er. „Ich dank' dir."

„Wie ein Held! ein Retter! — Ach, eh alles aus ist — küß mich einmal, soviel du willst. Meine Lippen — die dich segnen. Du bester Mensch!"

Sie zog ihn an ihre Brust.

* * *

Erst gegen Morgen kam Karnatz heim; er war viele Stunden umhergeirrt, in Elend und auch Seligkeit. Stundenlang lag er auf seinem Bett, unausgekleidet, und fand keinen Schlaf; er hielt wohl die Augen geschlossen, aber seine Gedanken kamen nicht von der Villa Maria weg. Wie am Sternenhimmel der Mond alles überleuchtet, so ward endlich auch

unter seinen Sorgen und Schmerzen die Hoffnung das stärkste Licht: nein, sie stirbt nicht! sie kommt ins Leben zurück! Er entsann sich all seiner Bitten, nachdem er in gramvoller Wonne ihre Lippen, ihre Wangen und Augen geküßt, und all ihrer Worte; er sah sie in dem kurzen, süßen Frieden, wie sie dann auf dem Diwan eingeschlummert war; er sah das herzzerreißend liebliche Lächeln, mit dem sie zum Abschied sein Haar, seine Wangen gestreichelt hatte: „ja, du mein allerbester Freund!" — Wenn sie vergessen könnt'? dachte er. Wenn sie zunächst mit mir irgendwo da draußen sich zurückfinden könnt', in ihr junges Leben? — Wenn ich heut nun zu ihr komm' — vielleicht hat sie ein tiefer Schlaf gestärkt — und ihr noch einmal zum Herzen sprech': sag, was du willst, was ich tun soll, ich bin ja da und ich tu's! — Ach, wenn sie nur erst vier Wochen lebt; nur erst zwei, nur eine. Dann kommt wieder ihre Jugend hoch. Dann sagt sie vielleicht doch: ja, ja, ja, du hast recht, ich kann's überwinden; ja, ja, ich will leben!

Von dieser Hoffnung etwas beruhigt schlief er endlich ein. Es ward ein langer Morgenschlaf, traumlos tief, bis zum hohen Tag. Als er erwachte — immer noch in allen Kleidern —, lag ein Brief neben ihm auf dem Nachttisch; das Dienstmädchen hatte ihn offenbar, während er so fest schlummerte, hingelegt. Er nahm ihn, noch ohne Gedanken, und sah nach der Aufschrift; jetzt erbebte er: es war Marias Hand. Er riß ihn auf und las:

„Teurer Richard Karnatz! Es ist heller Morgen. Ich sitz' an meinem Schreibtisch; ich muß Dir noch schreiben; nachdem ich wohl zwei Stunden alles, alles durchdacht hab', was Du treuestes Herz diesen Abend an mich hingesprochen. O, was kann man denken! in einer Stunde so gräßlich viel! Ich hab' mich vor jeden Gedanken hingestellt — da Du mich so beschworen hattest — und ihm ruhig ins Gesicht gesehn. Ach, ich wußte ja: es hilft doch nicht. Ich muß Dir Adieu sagen, Lieber, Guter. Ich kann nicht mehr leben!

„Nein, das ist mein Tod! — Sterben ist ja nichts. In Schmach leben, das ist, wie jede Stunde sterben. Ich, Maria Merker! ‚Stolz oder gar nicht', das war schon mein Spruch, als ich dreizehn alt war. Nein, ich kann nicht! Ich kann nicht!

„Ich hab' noch einmal mein Leben durchlebt, als der Morgen kam. Ich seh' nun meinen falschen Weg! O die Theorien! — Es war schon diese Gefahr in mir: dieser Frauenstolz, der dem Mann ganz gleich sein wollte, der sich in nichts fügen oder beugen wollte. Das ungebärdige Blut; — aber Blut, das bekämpft man wohl. Hätt' ich es mehr zur Ruhe gebracht, ihm Vernunft gepredigt, ihm immer gesagt: nimm's nicht gar so schwer, reiß nicht zu viel Herrschaft an Dich in Maria Merker, es sind auch noch andre Wesen in ihr — ich hätt' mir wohl auch meine Art von Harmonie erkämpft, das innere Sichvertragen, Sichverständigen, das wohl erst richtiges Leben ist. Aber da kam diese Zeit und legte noch den Finger

drauf! Gleichheit, Gleichheit, Gleichheit! Und ich dachte: das ist das neue Evangelium! Und ließ meinem Blut seinen Willen, denn ‚es ging ja den rechten Weg‘. Alles, was es wollte, war heilig, durch die Theorie!

„Und so bin ich diese Maria Merker geworden; Theorie statt Harmonie; ach, nun fühl' ich's, Richard Karnatz. Bin so eine von denen geworden, die in sich selber einen Tyrannen, keinen Frieden haben; die keinen Frieden geben können; und wer in sich den Frieden hat, der geht ihnen aus dem Weg. Es zieht sie aber doch zum Mann, die Natur, die will es; und es zieht sie wohl stärker als die andern zum Mann, zur ‚Ergänzung‘, weil in ihnen selbst nur Halbheit ist. Und sie ‚suchen den Mann‘ — o Gott! — wie Du damals sagtest. Sie finden aber den rechten nicht; denn der sucht sie nicht, der geht vorbei. Sie finden heut Wilfried, morgen — —

„Ewiger Gott! — Mir springt das Herz.

„Da auf dem Waldberg bei Kufstein, da durch dies ‚Gleich und Gleich‘ noch so unsinnig, so grausam geäfft!

„Ich will mich nicht totweinen, Richard; darum will ich jetzt sterben. Ich hab' ein rasch tötendes Gift; das verschafft' ich mir früher einmal, als ich auch Sterbegedanken hatte. Wenn Du Wilfried Lembke siehst — — O dieser Augenblick auf dem Kufsteiner Bahnhof, als ich ihm sagen mußte: fahr nicht weiter mit, sieh mich nicht mehr an! — Wenn Du erfährst, wo er jetzt ist, so schreib ihm; tu mir diese Liebe

noch. Schreib ihm, er soll mir vergeben, wenn es möglich ist; hab' ich ihm Unrecht angetan, so hab' ich's furchtbar gebüßt.

„‚Du aber läßt Dich nicht äffen und nicht foppen, heilige Natur!' ‚Du lächelst, wenn die ewig Ungleichen danach trachten, sich gleich zu machen!' — Das hab' ich aus Deinem Buch behalten. Ich hab's nicht geglaubt. Ach, es ist wohl so.

„Weine nicht zu viel um mich! Hast mich doch gerächt; Du Tapfrer, Treuer. Es liegt hier ein Zettel von Adolar bei; verbrenn ihn. Er hab' ‚hinweggesehn', schreibt er, über Deine Schmähungen und Beleidigungen, weil Du offenbar wie im Wahnsinn gehandelt hättest; und ‚weil er in seiner Abnormität nicht ganz meinesgleichen ist'. Laß Dich das nicht kränken! Du warst doch mein Held. Du hast auch sein Gewissen geweckt. Ich soll ihm vergeben, schreibt er. Mag das G o t t tun, wenn er will! Ich nicht. Ich sterbe.

„Leb Du wohl! Geh es Dir gut! — Du hast noch den Kopf von der zertrümmerten Kampf- und Trotz-Maria; sollst nun auch die ‚t r a u e r n d e' haben, wenn Du willst; nur zum Angedenken. Ich hab's eben an Adele geschrieben, daß sie Dir gehört.

„Adele! Sie wird um mich weinen, bitterlich, und dann wieder glücklich werden, mit ihm. Ach, sie hat wohl recht. Ich verstand es nicht. Ich gönn' es ihr von ganzem Herzen. Und ich danke Gott, sie ist frei von der ‚Giftschlange'; d i e s e s Opfer ist ihr doch entgangen.

„Guter Richard! ‚Meister‘! Hab' ich Dich doch noch etwas, etwas glücklich gemacht? Daß Du Dir sagen kannst: ich hab' sie so recht von Herzen geküßt? Das ist eine Art von Trost vor dem Tod. Wenn ich das Gift genommen hab', will ich nur noch daran denken, und an Deine Liebe zu mir, die so himmlisch war.

„Leb wohl! Bleib mir gut! — Maria." — —

Karnatz hatte kaum ausgelesen, so sprang er auf und rannte, wie er war, hinaus. Er wollte noch nicht glauben, er glaubte nicht. Er warf sich in die erste leere Droschke, die er auf der Straße fand; in niederstürzenden Tränen, die seine Hoffnung Lügen straften, fuhr er zur Villa Maria hin. Oben fand er Frida weinend; sie wies nur mit der Hand durch die offenen Türen zur Werkstatt, wo Maria lag. Auf dem Diwan lag sie, in der kalten Blässe des Todes; völlig angekleidet, das Haar aber aufgelöst wie am Abend. Der Kopf war etwas zur Seite gesunken. Tiefer Ernst war in dem Marmorgesicht; doch auch tiefer Frieden. Es erschien nicht so kühn, so stolz wie früher; weicher; vielleicht auch edler. Aber Karnatz sah nicht viel: wischte er sich Tränen fort, so flossen wieder neue. Ihm, der an Maria so schmerzhaft bewußt gehangen hatte, ihm war bei diesem Anblick, als wüßt' er nun erst, wie sehr er sie geliebt.

Er stürzte zu ihren Füßen neben dem Diwan hin, dankte ihr in hingestammelten Worten für die guten Worte in ihrem Brief, für die letzte Glückseligkeit. Dann verwünschte er sein Geschick; fluchte ihrem

Mörder. Dann blickte er wieder dankbar auf das stille, adelig schöne Gesicht. Er starrte das Märchen ihres, seines Lebens an, konnte es nicht fassen.

„Es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich!" lallte er vor sich hin. Und er sah doch, vor seinen Augen, daß es wirklich war. Er weinte auch wie ein Kind.



Rudolph Stratz:

Der weisse Tod Roman aus der Gletscherwelt. Siebente Auflage
Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Buch der Liebe Sechs Novellen. Zweite Auflage
Geheftet 2 Mark 50 Pf. In Leinenband 3 Mark 50 Pf.

Der arme Konrad Roman aus dem grossen Bauernkrieg von 1525. Dritte Auflage
Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Die letzte Wahl Roman. Dritte Auflage. Geh. 3 M. 50 Pf.
In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Montblanc Roman. Fünfte Auflage. Geheftet 3 Mark
In Leinenband 4 Mark

Die ewige Burg Roman aus dem Odenwald. Vierte Auflage
Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Die thörichte Jungfrau Roman. Fünfte Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Alt-Heidelberg, du Feine . . . Roman einer Studentin
Fünfte Auflage
Geheftet 3 Mark 50 Pf. In Leinenband 4 Mark 50 Pf.

Jörg Trugenhoffen Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen
Geheftet 2 Mark. In Leinenband 3 Mark

Hermann Sudermann:

Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 27. Aufl. Geh. 2 Mark
In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Frau Sorge. Roman. 66. Auflage Geheftet 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf In Halbfranz geb. 5 Mark
Geschwister. Zwei Novellen. 24. Auflage Geh. 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz geb. 5 Mark
Der Katzensteg. Roman. 50. (Jubiläums-) Auflage. Auf imitiert Büttenpapier Geheftet 4 Mark
In Pergament geb. 5 M. 80 Pf.
—„— 51. Auflage Geheftet 3 M. 50 Pf.
In Leinwand geb. 4 M. 50 Pf. In Halbfranz geb. 5 Mark
Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 25. Auflage Geh. 2 Mark
In Leinwand geb. 3 Mark In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Es war. Roman. 33. Auflage Geheftet 5 Mark
In Leinwand geb. 6 Mark. In Halbfranz geb. 6 M. 50 Pf.
Die Ehre. Schauspiel in 4 Akten. 28. Auflage Geh. 2 Mark
In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Sodoms Ende. Drama in 5 Akten. 23. Aufl. Geh. 2 Mark
In Leinwand geb. 3 Mark. In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Heimat. Schauspiel in 4 Akten. 30. Auflage Geheftet 3 Mark
In Leinwand geb. 4 Mark. In Halbfranz geb. 4 M. 50 Pf.
Die Schmetterlingsschlacht. Komödie in 4 Akten
8. Auflage Geheftet 2 Mark. In Leinwand geb. 3 Mark
In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Das Glück im Winkel. Schauspiel in 3 Akten
13. Auflage Geheftet 2 Mark. In Leinwand geb. 3 Mark
In Halbfranz geb. 3 M 50 Pf.
Morituri: Teja. Drama in 1 Akt. — Fritzchen. Drama in 1 Akt. — Das Ewig-Männliche. Spiel in 1 Akt.
16. Auflage Geheftet 2 Mark. In Leinwand geb. 3 Mark
In Halbfranz geb. 3 M. 50 Pf.
Johannes. Tragödie in 5 Akten und 1 Vorspiel
27. Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinwand geb. 4 Mark
In Halbfranz geb. 4 M. 50 Pf.
Die drei Reiherfedern. Dramatisches Gedicht in 5 Akten.
14. Auflage Geheftet 3 Mark. In Leinwand geb. 4 Mark
In Halbfranz geb. 4 M. 50 Pf.
Johannisfeuer. Schauspiel in 4 Akten. 19. Auflage
Geheftet 2 Mark. In Leinwand gebunden 3 Mark
In Halbfranz gebunden 3 Mark 50 Pf.
Es lebe das Leben. Drama in 5 Akten. 20. Aufl. Geh. 3 Mark
Elegant geb. 4 Mark. In Halbfranz geb. 4 Mark 50 Pf.
Drei Reden. 6. Auflage Geheftet 50 Pf.

